

IMIS-BEITRÄGE

Heft 18/2001

Herausgegeben vom Vorstand
des Instituts für Migrationsforschung
und Interkulturelle Studien (IMIS)
der Universität Osnabrück

Institut für Migrationsforschung
und Interkulturelle Studien (IMIS)
Universität Osnabrück
D – 49069 Osnabrück
Tel.: (+49) 0541/969-4384
Fax: (+49) 0541/969-4380
e-mail: imis@uni-osnabrueck.de
internet: <http://www.imis.uni-osnabrueck.de>

Dezember 2001
Druckvorbereitung und Satz: Sigrid Pusch, Jutta Tiemeyer (IMIS)
Umschlag: Birgit Götting
Layout: Universitätsverlag Rasch, Osnabrück
Herstellung: Grote Druck, Bad Iburg
ISSN 0949-4723

THEMENHEFT

**Kleinräumige Wanderungen
in historischer Perspektive**

**Herausgegeben von
Hannelore Oberpenning und Annemarie Steidl**

Vorwort

Mit Heft 18 bieten die IMIS-Beiträge ein fünftes Themenheft. Das von Dr. Hannelore Oberpenning (Neueste Geschichte/IMIS) und Dr. Annemarie Steidl (DFG-Graduiertenkolleg ›Migration im modernen Europa‹/IMIS) herausgegebene Heft zur Geschichte kleinräumiger Wanderungen zwischen dem 17. und dem 19. Jahrhundert umfaßt sieben Beiträge. Sie sind hervorgegangen aus zwei Herbsttagungen des von Dr. Jörg Vögele (Universität Düsseldorf) und Dr. Peter Marschalck (IMIS) geleiteten Arbeitskreises ›Historische Demographie‹ der Deutschen Gesellschaft für Bevölkerungswissenschaft (nunmehr ›Deutsche Gesellschaft für Demographie‹). Sie fanden am 29./30. Oktober 1999 an der Fernuniversität Hagen und am 3./4. November 2000 an der Universität Münster statt. Dr. Georg Fertig (Universität Münster) und Dr. Thomas Sokoll (Fernuniversität Hagen) übernahmen die Organisation der Tagungen vor Ort.

Hannelore Oberpenning und Annemarie Steidl danken wir für die Herausgabe dieses Themenheftes, Sigrid Pusch und Jutta Tiemeyer im IMIS-Sekretariat für seine Vorbereitung zum Druck.

Der Vorstand: Klaus J. Bade
Jochen Oltmer
Hans-Joachim Wenzel

Inhalt

<i>Hannelore Oberpenning und Annemarie Steidl</i> Einführung: Kleinräumige Wanderungen in historischer Perspektive	7
<i>Andreas Weigl</i> Weinbau und Nahwanderung in Wien 1580–1700	19
<i>Volker Lünemann</i> Kleinräumige Wanderungen in Westfalen 1670–1870. Eine Untersuchung anhand von Familienrekonstitutionsdaten	33
<i>Hermann Zeitlhofer</i> Formen der Seßhaftigkeit bei Hausbesitzern und Landlosen in der südböhmischen Pfarre Kapličky 1640–1840	51
<i>Jan Beise</i> Migration aus verhaltensökologischer Perspektive. Die Bedeutung intrafamiliärer Konkurrenz für die Abwanderung in einer nordwestdeutschen ländlichen Bevölkerung des 18. und 19. Jahrhunderts (Krummhörn, Ostfriesland)	69
<i>Jürgen G. Nagel und Martin Schmidt</i> Kleinräumige Migration im Kontext der Frühindustrialisierung am Beispiel der Aachener Textilregion um 1800	89
<i>Annemarie Steidl</i> Regionale Zuwanderungsräume Wiener Handwerker im 18. und 19. Jahrhundert	107
<i>Hannelore Oberpenning</i> »People were on the move«. Wanderhandelssysteme im vor- und frühindustriellen Europa	123
Die Autorinnen und Autoren	141

Hannelore Oberpenning und Annemarie Steidl

Einführung: Kleinräumige Wanderungen in historischer Perspektive

Migration und räumliche Mobilität sind in den letzten Jahrzehnten zu zentralen Themen der historischen Forschung geworden. Das Hauptaugenmerk der Untersuchungen lag dabei auf Fernwanderungen, insbesondere Ein- und Auswanderungen über politische Grenzen, während Binnenmobilität und hier vor allem kleinräumige Wanderungen bisher relativ wenig Beachtung fanden. Ebenfalls läßt sich zeitlich ein deutliches Ungleichgewicht feststellen. Im Zentrum standen zumeist die Massenmigrationen des 19. Jahrhunderts und dabei insbesondere die transatlantischen Massenauswanderungen und die Wanderungsbewegungen ländlicher Arbeitskräfte in die industriell-urbanen Zentren.¹ Die Beiträge des vorliegenden Heftes zu den kleinräumigen Wanderungen von der Frühen Neuzeit bis zum Ende des 19. Jahrhunderts nähern sich dem Thema aus dem Blickwinkel der Historischen Migrationsforschung und der Historischen Demographie.

Entgegen lange Zeit vorherrschenden Ansichten über die Immobilität vorindustrieller Gesellschaften hat die Historische Migrationsforschung auf das außerordentlich hohe Ausmaß und die reiche Vielfalt von Migrationsvorgängen im ›alten Europa‹ aufmerksam gemacht. In diesem Kontext sind vor allem in den vergangenen zwei Jahrzehnten eine Reihe von Studien ent-

1 Rudolf Heberle/Fritz Meyer, Die Großstädte im Strome der Binnenwanderung. Wirtschafts- und bevölkerungswissenschaftliche Untersuchung über Wanderung und Mobilität in deutschen Städten, Leipzig 1937; Wolfgang Köllmann, Bevölkerung und Mobilität in der industriellen Revolution. Studien zur Bevölkerungsgeschichte Deutschlands, Göttingen 1974; Klaus J. Bade, Massenwanderung und Arbeitsmarkt im deutschen Nordosten von 1880 bis zum Ersten Weltkrieg: überseeische Auswanderung, interne Abwanderung und kontinentale Zuwanderung, in: Archiv für Sozialgeschichte, 20. 1980, S. 265–323; Michael John/Albert Lichtblau, Schmelztiegel Wien – einst und jetzt. Zur Geschichte und Gegenwart von Zuwanderung und Minderheiten, 2. Aufl. Wien/Köln/Weimar 1993; Adolf Wennemann, Arbeit im Norden. Die Italiener im Rheinland und Westfalen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts (IMIS-Schriften, Bd. 2), Osnabrück 1996; René Del Fabbro, Transalpini. Italienische Arbeitswanderung nach Süddeutschland im Kaiserreich 1870–1918 (Studien zur Historischen Migrationsforschung, Bd. 2), Osnabrück 1996; James Jackson Jr., Migration and Urbanization in the Ruhr Valley, 1821–1914, Atlantic Highlands/New York 1997.

standen, die ein differenzierteres Bild vorindustriellen Wanderungsgeschehens und vergangener Lebens- und Arbeitsverhältnisse gezeichnet haben. Sie tragen dazu bei, das vielschichtige Ursachengeflecht, die erheblichen Folgeerscheinungen und vor allem die beachtliche Formenvielfalt deutlicher werden zu lassen, die sich hinter dem Stichwort ›Migration‹ im hochmobilen vor- und frühindustriellen Europa verbirgt, die kaum übersehbar und in manchen Bereichen auch noch nicht zureichend erschlossen ist.² Auch für die Frühe Neuzeit gilt mithin, daß Wanderungen nicht als Ausnahmereisung und Irregularität gesellschaftlichen Lebens verstanden werden können.³

Die große Bedeutung, die Migration bereits für die vorindustrielle Gesellschaft hatte, wird von der historischen Forschung kaum mehr angezweifelt, allerdings differenziert bewertet. Es waren kleinräumige Migrationen, die zur hohen Mobilitätsrate in der Frühen Neuzeit und im 19. Jahrhundert beitrugen. Die meisten Wanderer bewegten sich innerhalb benachbarter Gemeinden, etwas weniger überschritten die Grenzen eines Kreises, deutlich weniger die Grenzen eines Regierungsbezirkes oder einer Provinz. Bereits Ende der 1970er Jahre hat Dieter Langewiesche darauf hingewiesen, daß der Aus- und Einwanderung im Vergleich zur Binnenwanderung nur eine geringe zahlenmäßige Bedeutung zukommt.⁴ So haben nach der Volkszählung

-
- 2 Hierzu z.B. Hans Fenske, *International Migration. Germany in the Eighteenth Century*, in: *Central European History*, 13. 1980, S. 332–347; Steve Hochstadt, *Migration in Preindustrial Germany*, in: ebd., 16. 1983, S. 195–224; Carsten Küther, *Menschen auf der Straße. Vagierende Unterschichten in Bayern, Franken und Schwaben in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts* (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 56), Göttingen 1983; Jan Lucassen, *Migrant Labour in Europe 1600–1900. The Drift to the North Sea*, London u.a. 1987; ders./Leo Lucassen (Hg.), *Migration, Migration History, History: Old Paradigms and New Perspectives*, Bern 1996; Gerhard Jaritz/Albert Müller (Hg.), *Migration in der Feudalgesellschaft* (Studien zur historischen Sozialwissenschaft, Bd. 8), Frankfurt a.M./New York 1988; Ernst Schubert, *Fahrendes Volk im Mittelalter*, Bielefeld 1995; Klaus J. Bade (Hg.), *Deutsche im Ausland – Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart*, München 1992; ders., *Homo Migrans. Wanderungen aus und nach Deutschland. Erfahrungen und Fragen*, Essen 1994; ders., *Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, München 2000; Nicholas Canny (Hg.), *Europeans on the Move. Studies on European Migration 1500–1800*, Oxford 1994; Leslie Page Moch, *Moving Europeans: Migration in Western Europe since 1650*, Bloomington 1992; dies./Dirk Hoerder, *European Migrants. Global and Local Perspectives*, Boston 1996.
 - 3 Georg Fertig, *Lokales Leben, atlantische Welt. Die Entscheidung zur Auswanderung vom Rhein nach Nordamerika* (Studien zur Historischen Migrationsforschung, Bd. 7), Osnabrück 2000, S. 19f.; s. auch Daniel Kubat/Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny, *Migration: Towards a New Paradigm*, in: *International Social Science Journal*, 33. 1981, S. 307–329.
 - 4 Dieter Langewiesche, *Wanderungsbewegungen in der Hochindustrialisierungsperiode. Regionale, interstädtische und innerstädtische Mobilität in Deutschland, 1880–*

von 1871 von den männlichen Bewohnern Preußens, die nicht an ihrem Geburtsort als wohnhaft ausgewiesen wurden, 41% ihren Wohnort innerhalb ihres Heimatkreises gewechselt, 38% überschritten die Grenzen des Kreises und nur 21% verließen die Provinz.⁵ Zahlenmäßig vorherrschend waren demnach nicht die großen spektakulären Wanderungen wie jene über den Atlantik, sondern die vielen kleinräumigen Bewegungen. Umgekehrt proportional dazu war und ist allerdings die überaus hohe Aufmerksamkeit, die Aus- und Einwanderung in Politik und Öffentlichkeit genießen. Auch und vor allem in der historischen Wissenschaft ist das Interesse an den »großen« Wanderungen durchgängig wahrgenommen worden.

Räumliche Mobilität war in der vorindustriellen Gesellschaft eine allgemeine und flächendeckende Erscheinung, die sich nicht auf einzelne Regionen oder Siedlungstypen beschränkte. So kamen etwa die Zunahme und Dynamisierung von Migrationen im 19. Jahrhundert nicht nur in den neuen Industriezentren oder in den Städten zum Ausdruck, sondern ebenso in Landgemeinden oder in agrarischen Regionen. Eine Untersuchung von Wanderungsbewegungen in französischen agrarischen Regionen hat ebenso anschaulich aufgezeigt, daß es zwischen den ländlichen Gebieten eine hohe Fluktuation der Bevölkerung gab.⁶ Regionale Wanderungen – hier vor allem kleinräumige – trugen meist nicht die Züge einer einmaligen Ortsveränderung, sondern die einer permanenten Zirkulation. Für die Masse der Wandernden bedeutet Migration keinen einmaligen Wohnsitzwechsel, sondern war ein längerer, vielgestaltiger Prozeß, der durch zahlreiche Dörfer und Städte und zu ausgesprochenen Pendelwanderungen führen konnte. Ebenso waren es keine Einbahnstraßen. Wanderwege führten in die Städte, aber auch wieder aus den städtischen Zentren auf das flache Land. Für das Ende des 19. Jahrhunderts vergleicht Monika Glettler die Zuwanderung von Tschechen nach Wien »mit einem Hotel, das zwar stets besetzt war, aber immer wieder von anderen Leuten.«⁷ Michael John und Albert Lichtblau haben für 1900 bis 1910 errechnet, daß pro Zugewandertem, der in der Stadt Wien blieb, fünf andere wieder abwanderten.⁸ In Berlin gab es zwischen 1880 und

1914, in: Vierteljahrschrift für Wirtschafts- und Sozialgeschichte (VWSG), 64. 1977, S. 1–40; s. auch ders./Friedrich Lenger, Internal Migration: Persistence and Mobility, in: Klaus J. Bade (Hg.), Population, Labor and Migration in the 19th and 20th Century Germany, Leamington Spa/Hamburg/New York 1982, S. 87–100.

- 5 Steve Hochstadt, Mobility and Modernity. Migration in Germany, 1820–1989, Ann Arbor, MI 1999, S. 78.
- 6 Paul-André Rosental, Les sentiers invisibles: espace, familles et migrations dans la France du 19ième siècle, Paris 1999.
- 7 Monika Glettler, Die Wiener Tschechen um 1900. Strukturanalyse einer nationalen Minderheit in der Großstadt, München/Wien 1972, S. 41.
- 8 John/Lichtblau, Schmelztiegel Wien, S. 91.

1890 eine Zuwanderung von mehr als 1,5 Millionen Menschen, zugleich verließen 1,16 Millionen die Stadt wieder. Für einen Bevölkerungszuwachs von 1.000 Personen waren über 6.000 Wanderungen erforderlich.⁹ Die hohen Mobilitätskennziffern des 19. Jahrhunderts sind demnach zum großen Teil ›Durchwanderern‹ geschuldet.

Für die Existenz zahlreicher Forschungslücken bezüglich kleinräumiger Migration können mehrere Gründe angeführt werden. Wanderungen, die nicht mit einem Wohnsitzwechsel oder dem Überschreiten politischer Grenzen verbunden waren, sind in den tradierten Quellen schwer bis kaum faßbar. Die Vorstellungen von räumlicher Mobilität in der vorindustriellen Gesellschaft sind von bestimmten Definitionen des Begriffs ›Wanderungen‹ geprägt. Definiert man Migration als einen permanenten Wechsel des Wohnsitzes, so bleiben viele, meist kleinräumige Bewegungen unterbelichtet. Demographische Quellen, wie Kirchenbücher, verzeichnen zwar Geburt, Heirat und Tod, Migration kann damit aber nur indirekt gemessen werden. Die vorindustrielle Gesellschaft hat zwar zahlreiche Dokumente hinterlassen, die den Geburtsort von Personen verzeichnen, wie Steuerlisten, Zunftquellen oder Totenbeschauprotokolle, räumliche Mobilität kommt darin jedoch nur unzureichend zum Ausdruck. Auch mit den ab dem 19. Jahrhundert vorhandenen Volkszählungslisten kann nur ein ›kleiner‹ Ausschnitt vielfältiger Wandertypen beobachtet werden. Ein Manko all dieser hier erwähnten Quellen stellt ihre Eindimensionalität dar. Erfasst wird zumeist die Zuwanderung, kaum jedoch Abwanderung.¹⁰

Verschiedene Formen der Arbeitsaufnahme haben zur Ausprägung unterschiedlicher Wandertypen beigetragen. So haben z.B. Knechte und Mägde auf der Suche nach Arbeit von Hof zu Hof zahlreiche Wanderungen zurückgelegt. In regelmäßigen Abständen wechselten ländliche Dienstboten ihre Arbeitgeber.¹¹ Dieser Bereich kleinräumiger Mobilität wurde bisher von der historischen Forschung noch kaum beachtet. Mit Hilfe zweier unterschiedlicher Quellengattungen, einerseits Dienstbotenbücher¹² der Arbeit-

9 Albert Müller, Zur Aktualität der Migrationsgeschichte, in: Beiträge zur historischen Sozialkunde, 4. 1992, S. 109.

10 Vgl. dazu Hochstadt, Mobility and Modernity, S. 7–14.

11 Zur Dienstbotenwanderung in unterschiedlichen Ländern Europas s. Ann Kussmaul, Servants in Husbandry in Early Modern England, Cambridge 1981; Jürgen Schlumbohm, Gesinde als Lebensphase und als Klassenphänomen: Mägde und Knechte in einem ländlichen Kirchspiel Nordwestdeutschlands 1640–1860, in: Antoinette Fauve-Chamoux/Ludmila Fialová (Hg.), Le phénomène de la domesticité en Europe, XVIe–XXe siècle, Prag 1997, S. 23–40; Eduard Maur, Das Gesinde in Böhmen in der frühen Neuzeit, in: ebd., S. 75–94; Christer Lundh, Servant Migration in Sweden in the Early Nineteenth Century, in: Journal of Family History, 24. 1999, S. 53–73.

12 Für das 20. Jahrhundert s. Norbert Ortmayr (Hg.), Knechte: autobiographische Dokumente und sozialhistorische Skizzen, 2. unveränd. Aufl. Wien 1995.

nehmer und andererseits Dokumente der bäuerlichen Arbeitgeber¹³, könnten derartige Wanderungen verfolgt werden.

Eine andere Wanderungsform, deren soziale Träger sich mit herkömmlichen demographischen Aufzeichnungen nicht erfassen lassen, sind saisonale Migrationen. Seit Jahrhunderten waren die jahreszeitlich bedingten Wanderungen von Tausenden ländlicher Arbeitskräfte zwischen agrarischen Regionen während der Erntezeiten Teil europäischer Migrationssysteme, aber auch in vielen anderen Produktionsbereichen dominierte ein saisonaler Arbeitsanfall.¹⁴ Dabei waren derartige Formen räumlicher Mobilität nicht auf politische Territorien beschränkt. Saisonale Arbeitswanderungen konnten auch zu Migrationen über Landesgrenzen hinaus führen, wie die Beispiele der Hollandgänger¹⁵ (aus Deutschland hinaus) und der Schwaben-¹⁶ und Sachsengänger¹⁷ (nach Deutschland hinein) anschaulich zeigen. Neben diesen temporären Migrationen zum Zwecke der Arbeitsaufnahme, waren es ganze Erwerbszweige, die einer hohen Mobilität ihrer Arbeitskräfte bedurften. Einerseits galt dies für das vorindustrielle Handwerk, dessen Arbeitsweise auf einem hohen Anteil sehr mobiler Beschäftigter, eben der wandernden Gesellen, beruhte.¹⁸ Andererseits zählte der seit dem 18. Jahrhundert in vielen ländlichen Gebieten expandierende Wanderhandel zum Typus der Erwerbsmigration mit vielfach hoher Mobilität seiner sozialen Träger.¹⁹ Im

-
- 13 Hierzu s. Klaus-Joachim Lorenzen-Schmidt/Bjørn Poulsen (Hg.), *Bäuerliche Anschreibebücher als Quellen zur Wirtschaftsgeschichte* (Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins, Bd. 21), Kiel 1989.
- 14 Lucassen, *Migrant Labour in Europe 1600–1900*; Piet Lourens/Jan Lucassen, *Arbeitswanderung und berufliche Spezialisierung. Die lippischen Ziegler im 18. und 19. Jahrhundert* (Studien zur Historischen Migrationsforschung, Bd. 6), Osnabrück 1999.
- 15 Franz Bölsker-Schlicht, *Die Hollandgängerei im Osnabrücker Land und im Emsland. Ein Beitrag zur neueren Geschichte der Arbeitswanderung vom 17. bis zum 19. Jahrhundert* (Emsland/Bentheim. Beiträge zur neueren Geschichte, Bd. 3), Sögel 1987.
- 16 Otto Uhlig, *Die Schwabekinder aus Tirol und Vorarlberg*, 2. Aufl. Innsbruck 1983.
- 17 Martin Lezius, *Das Problem der Sachsengängerei in seiner jüngsten Entwicklung*, Neudamm 1912.
- 18 Klaus J. Bade, *Altes Handwerk, Wanderzwang und gute Polizey. Gesellen-Wanderung zwischen Zunftökonomie und Gewerbefreiheit*, in: *VWSG*, 69. 1982, S. 1–37; Reinhold Reith, *Arbeitsmigration und Technologietransfer in der Habsburgermonarchie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts – Die Gesellenwanderung aus der Sicht der Kommerzienkassette*, in: *Blätter für Technikgeschichte*, 56. 1994, S. 9–33; Josef Ehmer, *Worlds of Mobility: Migration Patterns of Viennese Artisans in the 18th Century*, in: Geoffrey Crossick (Hg.), *The Artisan and the European Town, 1500–1900*, Aldershot 1997, S. 172–199.
- 19 Wilfried Reininghaus (Hg.), *Wanderhandel in Europa*, Dortmund 1993; Hannelore Oberpenning, *Migration und Fernhandel im ›Tödden-System‹. Wanderhändler aus dem nördlichen Münsterland im mittleren und nördlichen Europa* (Studien zur Historischen Migrationsforschung, Bd. 4), Osnabrück 1996.

19. Jahrhundert kommt es im Zuge der Industrialisierung zu einer deutlichen Zunahme räumlicher Mobilität, einer verstärkten Wanderung aus ländlichen Regionen in die städtischen Zentren im Verlauf der Urbanisierung. Jedoch auch hier lassen sich deutliche Forschungslücken aufzeigen. So ist z.B. die oft dominantere Mobilität junger Frauen, um in städtischen Haushalten in den Gesindedienst zu treten, bisher noch unzureichend untersucht.²⁰

Europäische Binnenwanderungssysteme mit Nah- und Fernwanderung sowie saisonale Wanderarbeit sind mittlerweile ebenso Themen der Historischen Demographie wie der Historischen Migrationsforschung. Abgesehen von den im Rahmen vor allem statistischer und ökonomischer Ansätze bearbeiteten Binnenwanderungen im Zusammenhang mit der Urbanisierung des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts sind Fragen der räumlichen Mobilität schon früh in Frankreich im Rahmen der Historischen Demographie angeregt und später dann bei Untersuchungen städtischer Fruchtbarkeit und Sterblichkeit aufgenommen worden.²¹ Zwar gehören die Analysen von Wanderungen und räumlicher Mobilität zu den zentralen Bereichen der Bevölkerungsgeschichte und Demographie, sie sind jedoch zugleich jene, die sich am schwierigsten fassen lassen. Steve Hochstadt beschreibt Migration als das häufigste demographische Ereignis, welches wesentlich öfter als Geburt, Heirat oder Tod auftritt.²² Stärker als Geburt, Heirat oder Tod, welche vergleichsweise eindeutige Ereignisse darstellen, bedarf räumliche Mobilität jedoch einer Definition. In der Regel wird mit Migration meist der Wechsel des Wohnsitzes über territoriale Grenzen (Gemeinde, Stadt, Kreis oder Bezirk) verbunden, damit werden jedoch, wie bereits gezeigt, verschiedene Formen von Wanderungen nicht erfaßt. Gerade der wichtige Bereich ländlicher Heiratsmobilität bleibt meist ausgespart. Da die Möglichkeiten des Heiratsmarktes beschränkt waren, wurden viele Ehen innerhalb einer Gemeinde ge-

20 Hierzu s. Sylvia Hahn, *Fremde Frauen. Migration und Erwerbstätigkeit von Frauen am Beispiel von Wiener Neustadt*, in: *Zeitgeschichte*, 20. 1993, S. 139–157.

21 Hierzu s. z.B. Maurice Garden, *La démographie des villes françaises du XVIIIe siècle: quelques approches*, in: *Démographie Urbaine XVe–XXe siècle*, Lyon 1977, S. 43–79; ders., *Le bilan démographique des villes: un système complexe*, in: *Annales de Démographie Historique*, 1982, S. 267–291; Peter Marschalck, *Städtische Bevölkerungsstruktur vor der Industrialisierung: Eheliche Fruchtbarkeit in Bremen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, in: ders./Heinz-Gerhard Haupt (Hg.), *Städtische Bevölkerungsentwicklung in Deutschland im 19. Jahrhundert. Soziale und demographische Aspekte der Urbanisierung*, St. Katharinen 1994, S. 143–172; ders./Robert Lee, *Demographic Change and Industrialization in Germany, 1815–1914: Bremen in a Comparative Perspective*, in: *IMIS-Beiträge*, 1995, H. 1, S. 37–58.

22 Hochstadt, *Mobility and Modernity*, S. 7f.

schlossen, d.h. oft bedeutete die Heirat nur den Umzug in einen benachbarten Haushalt.²³

Die folgenden Beiträge nähern sich dem Thema der kleinräumigen Migration in Mitteleuropa von zwei unterschiedlichen Seiten: Zum einen geht es um die Untersuchung verschiedener Formen der Arbeitswanderung. Sie kann dazu beitragen, Strukturen und Vielfalt kleinräumiger Mobilität sichtbar zu machen. Zum anderen soll versucht werden, mit Hilfe von Methoden der Historischen Demographie den kleinräumigen Migranten und Migrantinnen nachzuspüren. Das Schwergewicht der Untersuchungsregionen liegt deutlich auf dem deutschsprachigen Raum. Der zeitliche Rahmen der Beiträge reicht vom 17. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.

Andreas Weigl, Universitätsdozent am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, diskutiert anhand der Nahwanderung nach Wien vom 16. bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts die hohe Bedeutung einer ›Konsumptionsstadt‹ als Anziehungspunkt für Migranten und Migrantinnen. Als wichtigste Gruppe der kleinräumigen Wanderer kristallisieren sich Weinbauern und Weingartenarbeiter heraus, deren soziale Einbettung in der Stadt nachgezeichnet wird. Anhand der wirtschaftlichen Bedeutung des Weinbaus und -handels zeigt der Autor deutlich die wachsende Anziehung der Habsburgerresidenz. Daß Wien bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts einer Konsumptionsstadt im Sinne Werner Sombarts bzw. einer Konsumentenstadt nach Max Weber gerecht wird, beweist ein Vergleich der Struktur des Häuserbesitzes zwischen München und Wien. Die Bevölkerungsstruktur der Stadt und ihrer Vorstädte wies um die Mitte des 17. Jahrhunderts bereits Charakteristika einer klassischen Konsumptionsstadt auf.

Weigl konzentriert sich auf die Berufsstruktur der Nahwanderer, also jener Migranten aus Niederösterreich und Westungarn, die sich in einer der Wiener Stadtpfarren verheiratet haben. Der größte Teil der aus der näheren Umgebung nach Wien gewanderten Migranten war als selbständige Winzer oder qualifizierte Weingartenarbeiter im Weinbau beschäftigt. Eine quantitative Analyse des Heiratsverhaltens der Weinbauer gibt Aufschluß über ihre soziale Einbettung in die großstädtische Gesellschaft. Die Auswertungen belegen ein äußerst geringes Maß an Berufsendogamie; das Heiratsverhalten der Weingartenarbeiter orientierte sich im allgemeinen an ihrer unterbürger-

23 Hierzu s. z.B. Marianne Friese, Familienbildung und Heiratsstrategien im Bremischen Proletariat des 19. Jahrhunderts. Dienstmädchen und Tabakarbeiterinnen im Vergleich, in: Jürgen Schlumbohm (Hg.), Familie und Familienlosigkeit, Hannover 1993, S. 217–234; Susanne M. Sinke, The International Marriage Market: Theoretical and Historical Perspectives, in: Dirk Hoerder/Jörg Nagler (Hg.), People in Transit. German Migrations in Comparative Perspective, 1820–1930, Cambridge 1995, S. 227–248; Steve King, Migrants on the Margin? Mobility, Integration and Occupations in the West Riding, 1650–1820, in: Journal of Historical Geography, 23. 1997, H. 3, S. 284–303.

lichen Randexistenz. Nur ein kleiner Teil der im Weinbau Beschäftigten konnte sich soweit etablieren, daß er in den Wiener Vorstädten Grund und Boden erwarb, die Masse der anderen verschwand im ›melting pot‹ der werdenden Haupt- und Residenzstadt.

Kleinräumige Wanderungen in Form von Zuwanderungen in drei westfälische Kirchspiele untersucht **Volker Lünemann**, Doktorand am Historischen Seminar der Universität Münster, für den Zeitraum von 1670 bis 1870 auf der Grundlage von Familienrekonstitutionsdaten. Im Mittelpunkt des Beitrages stehen Fragen nach der Geschlossenheit von Heiratskreisen in unterschiedlichen lokalen Zusammenhängen, nach der Reichweite der Kurzstreckenwanderungen sowie ihren Veränderungen im Laufe des Untersuchungszeitraumes. Untersucht werden das ostwestfälische Kirchspiel Löhne, das in der Soester Börde gelegene Kirchspiel Borgeln sowie das sauerländische Kirchspiel Oberkirchen.

Im Hinblick auf die Entwicklung der lokalen Endogamie zeigen sich deutliche Unterschiede zwischen den Kirchspielen. Während in Löhne die Zuwanderung von ledigen Personen deutlich zunahm und zudem verstärkt Familien bzw. Paare in der Mitte des 19. Jahrhunderts zuwanderten, fanden in Oberkirchen und Borgeln derartige Veränderung in der Herkunft der Eheleute nicht statt. Auffällig ist hierbei aber, daß sich die Öffnung der Löhner Heiratskreise im wesentlichen auf die unmittelbare Nachbarschaft beschränkte und auch der verstärkte Zuzug bereits verheirateter Paare und Familien zumeist aus den benachbarten Orten und Bauerschaften erfolgte. Ursachen für die verstärkte Zuwanderung lagen in den freigewordenen Ressourcen infolge der Amerikaauswanderung aus dem Raum Löhne einerseits und im Eisenbahnbau der 1850er und 1860er Jahre andererseits. Während damit in Löhne dauerhafte Zuwanderungen auch über den Heiratsmarkt hinausgingen, waren sie in den Kirchspielen Oberkirchen und Borgeln fast ausschließlich über den Heiratsmarkt gesteuert. Im sauerländischen Kirchspiel Oberkirchen kamen die Zugewanderten aus größerer räumlicher Distanz. Diese Zuwanderung ist u.a. durch den Wanderhandel induziert, der zwar einen Einfluß auf die Reichweite der Heiratskreise ausübte, aber keinen erkennbaren Einfluß auf andere Formen der Zuwanderung hatte. Die in den Kirchspielen beobachteten kleinräumigen Wanderungsbewegungen wichen in ihrem Ausmaß und ihrer Entwicklung deutlich voneinander ab und wurden durch lokale Bedingungen und Veränderungen erheblich beeinflusst.

Hermann Zeitlhofer, Historiker und Lehrbeauftragter am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, untersucht anhand der Besitzkontinuität und des Wohnortwechsels von Hausbesitzern und landlosen Unterschichten in der südböhmischen Pfarre Kaplický vom 17. bis zum 19. Jahrhundert eine ländliche Gesellschaft zwischen Seßhaftigkeit und Mobilität. Dem gegenwärtig noch immer vorherrschenden schichtspezifisch

deutlich differenzierten Bild von räumlicher Mobilität wird hier einmal mehr entgegengesteuert. Die heute als unbestritten erachtete hohe Mobilität während der Frühen Neuzeit wird noch immer beinahe ausschließlich den landlosen Gruppen, wie Gesinde, Handwerksgesellen, Bettler etc., unter der ländlichen Bevölkerung zugeschrieben. Insbesondere im Falle der grundbesitzenden Bevölkerung wird nach wie vor eine starke Orts- und Hausgebundenheit unhinterfragt angenommen. In welchem Maße die eigentlich bäuerliche Bevölkerung sesshaft oder mobil war, wurde im deutschsprachigen Raum, anders als etwa im englischsprachigen, dagegen bisher kaum untersucht.

Konträr zu den anderen Beiträgen, deren Ausgangspunkt die räumliche Mobilität der jeweiligen untersuchten Gruppen ist, stellt Zeitlhofer die Frage nach dem Grad der Sesshaftigkeit, wobei er ebenso wie im Falle von Wanderungsformen unterschiedliche Typen von Sesshaftigkeit thematisiert. Ausgehend von sich wandelnden Mustern des Besitztransfers bei der bäuerlichen wie der landarmen hausbesitzenden Bevölkerung wird der unterschiedlich hohe Anteil von Sesshaftigkeit der Pfarrbevölkerung untersucht.

Die Analyse verschiedener Formen von Sesshaftigkeit der einzelnen sozialen Gruppen ergab ein differenziertes Bild, das eine Relativierung der oft behaupteten Schichtunterschiede bedeutet: Vagierende hatten soziale Kontakte zu den Ortsansässigen, Inwohner konnten zum Teil sehr ortsgewunden sein. Bauern waren nicht schon immer stark an Haus und Boden gebunden – eine derartige Vorstellung wäre eine ideologische Rückprojektion späterer Verhältnisse. Hinsichtlich der Bindung an das Haus waren die Unterschiede zwischen Bauern und landarmen Hausbesitzern erstaunlich gering. Der Autor kommt zu dem Schluß, daß Sesshaftigkeit und Mobilität keine einander strikt ausschließenden Lebensentwürfe darstellten, sondern einzelne Personen vielmehr gezwungen waren, immer wieder zwischen diesen beiden Polen zu pendeln.

Jan Beise, Biologe und Post-Doktorand am Max-Planck-Institut für Demographie in Rostock, diskutiert die Bedeutung intrafamiliärer Konkurrenz für die Abwanderung der ländlichen Bevölkerung des 18. und 19. Jahrhunderts in der Krummhörn (Ostfriesland). Menschliches Verhalten, hier vor allem räumliche Mobilität, unter evolutionären und verhaltensökologischen Gesichtspunkten zu untersuchen, mag auf den ersten Blick weit hergeholt erscheinen, ist aber durchaus berechtigt und heuristisch sinnvoll. Der Autor sieht menschliches Verhalten von zwei Seiten determiniert: Einerseits wirken die seit Anbeginn des Lebens – über eine ununterbrochene Generationenkette von Vorfahren – evolvierten Lebens- und Reproduktionsinteressen, andererseits agiert das Individuum in einer ökologisch und sozio-kulturell vorgegebenen Umwelt, die den Handlungsspielraum eingrenzt. Obwohl sich im biologischen Kontext verschiedene Arten von Mobilität unterscheiden lassen,

konzentrieren sich die Ausführungen Beises auf Wanderungsformen, die durch die Vermeidung intrafamiliärer Konkurrenz ausgelöst wurden.

Die Untersuchungsregion Krummhörn, eine landwirtschaftlich abgeschlossene Region in Ostfriesland mit einer Bevölkerung von rund 14.000 Menschen im 18. und 19. Jahrhundert, bietet eine breite Basis für die Analyse von Abwanderungsverhalten. Mit Hilfe der Methode der Familienrekonstitution wurde eine Metaquelle geschaffen, die es ermöglicht, unterschiedliche regionale Mobilität der beiden sozioökonomischen Gruppen, grundbesitzlose Landarbeiterfamilien und Vollbauern, zu kontrastieren. Unterschieden wird im weiteren auch zwischen kleinräumiger Migration und überregionalen Auswanderern, worunter jene gefaßt werden, die die Grenzen des politischen Territoriums überschritten. Der Hauptteil der Analyse zeigt den Einfluß der Geschwister auf das Abwanderungsverhalten und seine Konsequenzen mit Hilfe logistischer Regressionsmodelle.

Beise versucht, räumliche Mobilität als Teil reproduktiver Strategien zu erklären. Das Zusammentreffen bestimmter Bedingungen ließ die individuelle Wanderungswahrscheinlichkeit gegenüber anderen Bedingungen ansteigen. Dabei wurde vor allem in den Bauernfamilien die ›Fitneß‹ – die Erhöhung der Wahrscheinlichkeit der Reproduktion – mittels Abwanderung gefördert. Der Autor schränkt zwar ein, daß die genaue evolutive Herkunft des Wanderungsverhaltens in der biologischen Verhaltensforschung nach wie vor umstritten ist, sich aber mit Hilfe seiner Studie die adaptive Funktion der Abwanderung einer menschlichen Population zeigen läßt. Die Verteilung von und der Zugang zu Ressourcen scheinen wie die intrafamiliäre Konkurrenz die Entstehung von Wanderungsentschlüssen entscheidend beeinflußt zu haben.

Jürgen G. Nagel, Wiss. Mitarbeiter und Lehrbeauftragter im Fach Geschichte an der Universität Trier, und **Martin Schmidt**, Wiss. Volontär am Rheinischen Industriemuseum in Euskirchen, untersuchen in ihrem Beitrag die Bedeutung von Nahwanderungen in den Phasen der Proto- und Frühindustrialisierung. Anhand der Feintuchindustrie in der Region um Aachen wird für die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert die Bedeutung von inhereuropäischen Wanderungsbewegungen exemplarisch dargestellt, wobei sich die Untersuchung auf das Gewerbezentrum Burtscheid vor den Toren Aachens als Fallbeispiel konzentriert. Drei Bereiche stehen im Mittelpunkt: zum einen der Zusammenhang zwischen der Tuchindustrie und der Entfaltung des regionalen Betriebssystems der ›dezentralen Manufaktur‹, zum anderen die demographische Entwicklung des Tuchstandortes unter dem Einfluß der Zuwanderungen sowie die Sozialstruktur der Migranten bzw. Migrantenfamilien. Und schließlich geht es um die soziale Lage der Zugewanderten und ihre Integration in die Aufnahmegesellschaft Burtscheids.

Im 17. und 18. Jahrhundert entwickelten sich in der Aachener Tuchregion neue Gewerbezentren, wie Burtscheid, Monschau, Stolberg und Vaals, in denen eine neue Unternehmerschaft das ländliche Arbeitskräftepotential in einem weiten Umkreis über Verlagsbeziehungen in das System der dezentralen Manufaktur integrierte. Dabei war die Zuwanderung aus protoindustriell geprägten Herkunftsgebieten größer als jene aus agrarischen Regionen. Vor allem den Migranten bot das Textilgewerbe mit seinem Bedarf an unterschiedlich qualifizierten Arbeitskräften Chancen auf Einkommen, während Nicht-Migranten auch andere Wege der beruflichen Existenzsicherung finden konnten. Die Untersuchung der sozialen Lage der Zugewanderten ergab deutliche Unterschiede im Vergleich zur einheimischen Bevölkerung. Darüber hinaus lassen sich mit Blick auf die familiäre Struktur der Haushalte von Zugewanderten wesentliche Merkmale und Unterschiede zu den Einheimischen erkennen. Die beiden Autoren kommen abschließend zu dem Ergebnis, daß infolge der durch den Bedarf der Textilindustrie induzierten permanenten Zuwanderung eine urbane Gesellschaft entstand, die sie insofern als eine Zuwanderungs- oder Migrantengesellschaft verstehen, als auf dem Höhepunkt der beschriebenen Entwicklung in allen wirtschaftlichen Sektoren und gesellschaftlichen Gruppen eine große Zahl von Zuwanderern oder zumindest von deren Nachkommen zu finden waren.

Annemarie Steidl, Historikerin und Post-Doc-Stipendiatin am Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS) der Universität Osnabrück, untersucht in ihrem Beitrag regionale Zuwanderungsräume von Wiener Handwerkern im 18. und 19. Jahrhundert. Im vormodernen Handwerk bildeten sich eigene Wanderungsformen, wenn auch nicht unabhängig von Einflüssen außerhalb der handwerklichen Arbeitswelt, heraus. Bis ins 20. Jahrhundert reproduzierte sich das städtische Handwerk in regionaler Hinsicht zu großen Teilen durch Zuwanderungen in die Stadt, wobei räumliche Mobilität keinesfalls auf Gesellenwanderung beschränkt blieb. Bereits am Beginn einer handwerklichen Karriere legten Lehrlinge oft weite Distanzen zurück, das Wandern der Gesellen konstituierte einen weiträumigen, überregionalen Arbeitsmarkt, und selbst die meist als ›geschlossen‹ angesehenen Zünfte waren von einer regen Fluktuation geprägt.

Es waren die wirtschaftliche Reichweite der verschiedenen Gewerbe sowie die Kommunikationsnetze der einzelnen Meister, die den regionalen Einzugsraum der Handwerke wesentlich bestimmten. Die Zuwanderungsregionen der Handwerker zerfielen in mehrere Teileinzugsräume; streng genommen hatte jedes Handwerk seine eigenen Territorien, aus denen die Lehrlinge, Gesellen und auch Meister nach Wien wanderten. Die zu Ende des 18. und am Beginn des 19. Jahrhunderts verstärkte Herausbildung eines staatlichen Territoriums der Habsburgermonarchie, als deren Begleiterscheinung die Zuwanderung über die staatlichen Grenzen, hier vor allem aus dem

Raum des heutigen Deutschlands, stark zurückging, veränderte auch die Herkunftsregionen der Wiener Handwerker. In den Schlußbetrachtungen betont die Autorin, daß handwerkliche Mobilität keinesfalls losgelöst von allgemeinen Migrationen betrachtet werden sollte.

Hannelore Oberpenning, Lehrbeauftragte für Neueste Geschichte und Assoziiertes Mitglied des Instituts für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS) der Universität Osnabrück, behandelt mit ihrem Beitrag über Wanderhandelssysteme im 18. und 19. Jahrhundert ein zentrales Kapitel vor- und frühindustrieller Arbeitswanderungen. Seit dem 18. Jahrhundert entwickelte sich der in vielen ländlichen Gebieten expandierende Wanderhandel zu einem integralen Bestandteil von Wirtschaft und Gesellschaft. In diesem System bewegten sich verschiedenste Gruppen von Migranten über kleinere und größere Distanzen auf der Suche nach temporärem außerhäuslichem Haupt- oder zusätzlichem Nebenerwerb. Meist hatten sie einen festen Wohnsitz im Ausgangsraum und in der Regel eine ortsgebundene Erwerbsbasis. Damit verband sich der regionale, überregionale und Ländergrenzen überschreitende An- und Verkauf von Waren. Die für zahlreiche europäische Wanderhandelssysteme charakteristischen großen Wanderungsdistanzen mit zum Teil europaweiten und zuweilen auch über europäische Grenzen hinausführenden Reichweiten verbanden sich fast immer mit Nahwanderungen und dem Absatz von Waren im näheren regionalen Umfeld der Herkunftsdörfer. Erst durch die Betrachtung dieses vielgestaltigen Zusammenspiels unterschiedlicher Formen im Wanderungsgeschehen und -verhalten der Migranten lassen sich, so Oberpenning, die spezifische Struktur und das komplexe Erscheinungsbild europäischer Wanderhandelssysteme in der Frühen Neuzeit und ihre Entwicklung im 19. Jahrhundert erschließen.

Die Autorin konzentriert sich auf das Fallbeispiel der ›Tödden‹ aus dem nördlichen Münsterland, um daran Wanderungsgeschehen und Wanderungsverhalten näher zu skizzieren. Das Tödden-System spielte als Absatzorganisation vor allem dort eine große Rolle, wo vorindustrielle Verteilungsnetze und Infrastrukturen besonders schwach entwickelt waren: auf dem Land und in kleinen Städten. Hier wurde ein großer Teil des materiellen Bedarfs der Bevölkerung an gewerblichen Produkten, vor allem Textil- und Kleiseisenwaren, durch Käufe auf dem durch Wanderhändler repräsentierten ›mobilen Markt‹ befriedigt. Im Wanderhandel zeigt sich das Bild einer Vielzahl von Migrantengruppen, für die über Generationen hinweg hohe Mobilität, das Leben, Wohnen und Arbeiten in mehreren Räumen und die permanente Fluktuation zwischen Herkunfts- und Zielgebieten typisch und zur selbstverständlichen Alltagserfahrung geworden war. Auf diese Weise entstand ein in lokalen sowie Gruppen- und Familienzusammenhängen tradiertes Wanderungsverhalten, das bis in die Zeit der Unternehmensgründungs- und -entwicklungsphase im 19. Jahrhundert aufrechterhalten wurde.

Andreas Weigl

Weinbau und Nahwanderung in Wien 1580–1700

In den Trauungsmatrikeln der Pfarre St. Stephan in Wien findet sich für den 14. Januar 1635 folgende Eintragung: »Der erbar Christoph Hueber, Leytgeb alhir, nimbt die tugentsame Mariam Strasserin, weillundt Hansen Strassers, Hauers zu Chornewburg, undt N., seiner Hausfr. ehelich hinterlassne Tochter. Testes: Georg Neuper, Greiffler und Bürger alhir, Georg Halsberger, Bürger und Öexstler alhir.«¹

Die Eheschließung des Leutgebts Hueber mit der Winzerstochter – unter der noch heute gebräuchlichen Berufsbezeichnung ›(Wein-)Hauer‹ verstand man in Ostösterreich in der Frühen Neuzeit manchmal selbständige Winzer, manchmal auch qualifizierte Weingartenarbeiter, die für adelige, kirchliche und bürgerliche Weingartenbesitzer die Pflege der Weinreben besorgten² – wirft ein bezeichnendes Licht auf die wirtschaftlichen Verhältnisse in jenen Jahrzehnten der Wiener Stadtgeschichte, die der Zweiten Türkenbelagerung vorangingen. Insbesondere in der Zeit der Weinlese drehte sich in der Stadt nahezu alles um den Wein. Aber auch während der übrigen Zeit des Jahres war die Bedeutung des Weinbaus augenfällig. In zahllosen Weinkellern lagerte der Rebensaft, an allen Ecken wurde Wein ausgeschenkt – nicht nur in den zahlreichen Gasthöfen, sondern vor allem auch von ›Leutgeben‹, Weinschenkern, die für Weingartenbesitzer deren bürgerliches Ausschankrecht zu Geld machten. Im betrachteten Zeitraum und auch in den Jahrhunderten davor stellten Weinausschank und Weinexport die wichtigste Einnahmequelle des Wiener Bürgertums dar. Um 1600 führte einer von drei besteuerten Bürgern Wein in die Stadt ein.³ Den fast 600 Bürgern mit Weingartenbesitz standen nach einer Gewerbezählung aus dem Jahr 1621 etwa 140 Leutgeben ge-

1 Pfarre St. Stephan, Trauungsmatriken Tom. 15, fol. 2r.

2 Erich Landsteiner, Einen Bären anbinden, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 4. 1993, S. 218–252, hier S. 229. Zur Begriffsbestimmung s. auch das Nachwort von Renate Schoene in: Johann Rasch, Das Weinbuch. Nachdruck der Ausgabe um 1580 (Die bibliophilen Taschenbücher, Bd. 263), Dortmund 1981, S. 131.

3 Erich Landsteiner, Weinbau und bürgerliche Hantierung. Weinproduktion und Weinhandel in den landesfürstlichen Städten und Märkten Niederösterreichs in der Frühen Neuzeit, in: Ferdinand Oppl (Hg.), Stadt und Wein (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas, Bd. 14), Linz 1996, S. 17–50, hier S. 28.

genüber.⁴ Den Weinausschank aus den Erträgen der adeligen und kirchlichen Weingärten besorgten jedoch auch unbürgerliche ›Winkelleutgeben‹, die offensichtlich in großer Zahl über das Stadtgebiet verstreut ihrem Gewerbe nachgingen. Vom Wein lebten also nicht nur die Weingartenbesitzer, Weinbauer und Leutgeben, sondern darüber hinaus Musikanten, Hutschiere (Mitglieder der kaiserlichen Leibgarde), Trabanten, Tafeldecker, Jäger, Kutscher, Stallknechte, Soldaten und in Klöstern und adeligen Häusern wohnende Hausmeister und Diener.⁵

Die Bedeutung des Gastgewerbes für die nach mitteleuropäischen Verhältnissen – gegen Ende des 17. Jahrhunderts zunehmend auch auf europäischer Ebene – als Großstadt zu bezeichnende Habsburgerresidenz verwundert nicht weiter, wenn man den wachsenden Markt in Betracht zieht.⁶ Über die Bevölkerungsentwicklung Wiens im 17. Jahrhundert lassen sich zwar lediglich Schätzungen auf der Basis von Häuserzahlen und der Zahl der Geburten und Sterbefälle, ergänzt durch einige zeitgenössische Angaben, geben, doch besteht an den Grundlinien des Verlaufs kaum ein Zweifel. Um 1560 dürfte sich die Einwohnerzahl Wiens (Stadt und Vorstädte) bei rund 20.000–25.000 bewegt haben. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts war sie wohl auf etwa 35.000 angestiegen, um 1650 auf 50.000, vor der Türkenbelagerung vielleicht auf 70.000. Um 1700 wurde die 100.000er-Marke überschritten.⁷ Dieser lediglich durch die Auswirkungen der Pestepidemien von 1634/35, 1645 und 1679 und der Zweiten Türkenbelagerung von 1683 kurzfristig unterbrochene Anstieg der Bevölkerungszahlen in der ›Krise des 17. Jahrhunderts‹ findet im Reich, was die absolute Dimension des Wachstums anlangt, keine Entsprechung. In relativen Dimensionen ist er nach 1648 auch für andere Residenzstädte charakteristisch. Durchaus ähnlich war er der Bevölkerungsentwicklung anderer ›Hauptstädte‹, wie London, Paris und Amsterdam, die allerdings an Größe Wien deutlich übertrafen. Diese Haupt- und Residenzstädte – gemeinsam mit einigen Hafenstädten – waren es bekanntlich, die in der

4 Viktor Thiel, *Gewerbe und Industrie*, in: *Geschichte der Stadt Wien*, Bd. 4, hg.v. Altertumsverein, Wien 1911, S. 411–523, hier S. 417.

5 Belege dazu für das 17. Jahrhundert im Wiener Stadt- und Landesarchiv, W 389, Johann Peter Sulzer, *Memorabilienbuch der Bruderschaft der bürgerlichen Wirte und Gastgeber 1758 (1677–1760)*. Bearbeitet von Leopold Salomon (ungedr. masch. Ms.), Wien 1984, S. 319–331; Hans Pemmer, *Alt-Wiener Gast- und Vergnügungsstätten* (ungedr. masch. Ms.), o.O. o.J., S. 14.

6 Roman Sandgruber, *Wein und Weinkonsum in Österreich. Ein geschichtlicher Rückblick*, in: Opll (Hg.), *Stadt und Wein*, S. 1–15, hier S. 11.

7 Andreas Weigl, *Demographischer Wandel und Modernisierung in Wien* (Kommentare zum Historischen Atlas von Wien, Bd. 1), Wien 2000, S. 52.

Städtehierarchie im 17. Jahrhundert als Aufsteiger zu bezeichnen sind, während die alten Handelsmetropolen durchweg an Bedeutung verloren.⁸

Das Metropolenwachstum in der Frühen Neuzeit stützte sich im wesentlichen auf die Expansion »gesetzter Dienste«, herrschaftlich bestimmter Einrichtungen, die vom Landesfürsten an bestimmten Orten begründet und unterhalten wurden.⁹ Wien entsprach mit Sicherheit nach 1683, wie zu zeigen sein wird, jedoch schon über die gesamte betrachtete Periode, einer Konsumptionsstadt im Sinne Werner Sombarts bzw. einer Konsumentenstadt nach Max Weber, also einer Stadt, in der »für die Erwerbchancen ihrer Gewerbetreibenden und Händler [...] die Ansässigkeit jener, untereinander ökonomisch verschieden gearteter, Großkonsumenten an Ort und Stelle«¹⁰ ausschlaggebend ist. Ein Blick auf die Struktur des Häuserbesitzes veranschaulicht, in welchem Ausmaß diese Charakterisierung bereits seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zutreffend war.

Table 1: Hausbesitz in Wien und München 1615–1651

Besitzer	Anteile in %				
	Wien (Stadt) ^a			München (+Vorstädte)	
	1615	1630	1650	1619	1651
Öffentliche Gebäude	c	c	0,8 ^c	5,9	3,8
Kirche	5,8	9,2	10,0	8,8	11,0
Adel	5,0	10,8	11,7	5,1	4,6
Hofbeamte u. -personal	17,1	21,3	23,3	1,9	6,2
städtisches Bürgertum ^b	72,1	58,8	54,2	78,3	74,3

^a Etwa 10%-Stichprobe.

^b In Wien einschließlich Hofbefreite.

^c In der Stichprobe nicht enthalten bzw. unterrepräsentiert.

Quelle: Paul Harrer, *Wien, seine Häuser, Menschen und Kultur* (ungedr. masch. Ms.), Bd. 1–8, Wien 1951–1958; Bernd Roeck, *Bayern und der Dreißigjährige Krieg. Demographische, wirtschaftliche und soziale Auswirkungen am Beispiel Münchens*, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 17. 1991, S. 434–458, hier S. 451; eigene Berechnungen.

-
- 8 Herbert Knittler, *Die europäische Stadt in der Frühen Neuzeit. Institutionen, Strukturen, Entwicklungen* (Querschnitte, Bd. 4), Wien/München 2000, S. 28, 35.
- 9 Die Definition stammt von Michael Mitterauer in Abwandlung eines von Hans Bobek in der *Wirtschaftsgeographie* eingeführten Begriffes. Dazu s. Michael Mitterauer, *Das Problem der zentralen Orte als sozial- und wirtschaftshistorische Forschungsaufgabe*, in: *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, 58. 1971, S. 433–467, hier S. 455.
- 10 Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*, Tübingen 1972, S. 729.

Bereits im Stichjahr 1566 war jedes vierte Haus der Wiener Altstadt im Besitz des Hofes, des Klerus oder des Adels.¹¹ Ein Vergleich mit einer anderen Residenz, München, um 1620 zeigt, daß in Wien die räumliche Verortung von rudimentären zentralen Institutionen – Behörden kann man sie noch nicht eigentlich nennen – den Zuzug von Adel und/oder Hofbeamten auch in der Folge außerordentlich begünstigte, und zwar in einem Ausmaß, das für München bei weitem nicht zutraf. Dieser Prozeß erfuhr während des Dreißigjährigen Krieges durch die Wirkungen der Gegenreformation eine Beschleunigung und setzte sich auch in der zweiten Jahrhunderthälfte ungebrochen fort.¹²

Welche Wirkung zeigte der höfische Zuzug auf die Sozialstruktur der werdenden Habsburgermetropole? Volkszählungen sind zwar mehrmals im Laufe des 17. Jahrhunderts in Wien angeordnet worden, ob sie jemals durchgeführt wurden, ist jedoch unklar. Jedenfalls haben sich keine Ergebnisse erhalten. Eine Möglichkeit, sich der Sozialstruktur der Wiener Bevölkerung zu nähern, bieten die Wiener Totenbeschauprotokolle, die sich – mit einigen wenigen Lücken – ab dem Jahr 1648 erhalten haben. Anhand der in den Protokollen der Jahre 1650 und 1660 angeführten Berufs- und/oder Standesbezeichnungen der Verstorbenen bzw. der Ehegatten oder Eltern verstorbener Frauen und Kinder läßt sich eine grobe Schätzung der Sozialstruktur vornehmen, die immerhin auf einem Datensatz von mehr als 3.000 Fällen beruht. Auf die Anteile der Sterbefälle verweist Tabelle 2.

Etwa 7% sind der Oberschicht zuzurechnen, 11,5% ›Beamte‹ bzw. höfische Bedienstete im weitesten Sinn, rund 30% der Bevölkerung lebte von bürgerlichen Gewerben, 12% waren Hausbedienstete, 3% in der Landwirtschaft, vor allem im Weinbau tätig, und 17% Tagelöhner, Bettler und Soldaten. Kleine Anteile wiesen Studenten und Juden auf. Zwölf Prozent alleinstehende Frauen sind nicht eindeutig einer bestimmten Sozialschicht zuzuordnen. Bei 2% der Sterbefälle fehlen konkrete Berufsbezeichnungen.

Die Anteile der Sterbefälle entsprechen nicht den Bevölkerungsanteilen, denn das würde die soziale Gleichheit vor dem Tod, also eine nach Stand und Beruf nicht differenzierte Lebenserwartung voraussetzen. Eine solche war aber, wenn man lediglich das durchschnittliche Sterbealter der einzelnen Schichten betrachtet, ganz offensichtlich nicht vorhanden. Außerdem bleibt anzumerken, daß kleine Teile des Hochadels und des Klerus nicht in den Protokollen erfaßt wurden. Es ist also zumindest von einer Unterschätzung

11 Elisabeth Lichtenberger, *Die Wiener Altstadt. Von der mittelalterlichen Bürgerstadt zur City*, Wien 1977, S. 101.

12 Andreas Weigl, *Residenz, Bastion und Konsumptionsstadt: Stadtwachstum und demographische Entwicklung einer werdenden Metropole*, in: ders. (Hg.), *Wien im Dreißigjährigen Krieg. Bevölkerung – Gesellschaft – Konfession – Kultur*, Wien/Köln/Weimar 2001, S. 33–105.

des Oberschichtenanteils auszugehen. Die übrigen Anteile scheinen jedoch einigermaßen plausibel und dürften nur einen geringen bias mit Bezug auf die Bevölkerungsstruktur aufweisen.¹³

Tabelle 2: Bevölkerung nach Sozialgruppen 1650 und 1660

Berufs-/Standesgruppen	Anteil der Sterbefälle in %, 1650 und 1660 ^a	Anzahl
Oberschicht ^b	7	
Höfische, landständische und städtische Bedienstete	11	
Bürgerliches Gewerbe	23	
Handel	4	
Dienstleistungen	4	
Hausbedienstete	12	
Landwirtschaft (Weinbau) ^c	3	
Unterschicht ^d	17	
Alleinstehende Frauen	12	
Studenten, Künstler	2	
Juden	2	
unbekannter Beruf/Stand	2	
Gesamt	100	3.236

^a Unter städtischer Jurisdiktion.

^b Adelige, Akademiker, hohe Beamte, Offiziere.

^c Im Sample untererfaßt.

^d Tagelöhner, Soldaten, Bettler.

Quelle: Wiener Stadt- und Landesarchiv, Totenbeschauptokolle 1650, 1660; Ignaz Schwarz, *Das Wiener Ghetto. Seine Häuser und seine Bewohner* (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Juden in Deutsch-Österreich, Bd. 2), Wien/Leipzig 1909, S. 249–253; eigene Berechnungen.

Die Bevölkerungsstruktur der Stadt und der Vorstädte wies demnach um die Mitte des 17. Jahrhunderts bereits Charakteristika einer klassischen Konsumptionsstadt auf: Beamte und Hausbedienstete stellten rund ein Viertel der Bevölkerung (einschließlich der Angehörigen), ein weiteres Drittel das städtische Bürgertum. Geht man von der Annahme aus, daß die meisten alleinstehenden Frauen eher der Unterschicht zuzurechnen waren, dann müßte

13 Ebd.; s. auch ders., *Soziale Ungleichheit vor dem Tod in einer werdenden Metropole. Zu den Wiener Mortalitätsverhältnissen gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges*, in: Sonia Horn/Susanne Claudine Pils (Hg.), *Sozialgeschichte der Medizin – Stadtgeschichte und Medizingeschichte*, Thaur/Wien/München 1998, S. 116–135, hier S. 121–129.

zumindest ein Viertel, möglicherweise sogar ein Drittel der Bevölkerung zur Unterschicht zu zählen sein. Innerhalb der bürgerlichen Gewerbe spielten rein quantitativ die Bekleidungs- und Nahrungsmittelgewerbe, wie sich auch aus einer Zählung bürgerlicher Meister aus dem Jahr 1621 zeigen läßt¹⁴, die größte Rolle. Gering war hingegen der Anteil des Handels. Händler und Juden stellten etwa 6% der Verstorbenen. Dem Weinbau waren immerhin 3% der verstorbenen Bevölkerung zuzurechnen. Der Anteil der im Weinbau Beschäftigten dürfte jedoch wesentlich höher gelegen haben, bedenkt man die Bedeutung der saisonalen Migration in diesem Produktionszweig.

Das demographische Wachstum Wiens beruhte fast ausschließlich auf einem durchweg positiven Wanderungssaldo. Vollständige Zeitreihen der Taufen und Sterbefälle lassen sich zwar im 17. Jahrhundert nicht rekonstruieren, doch weisen Ergebnisse einzelner Pfarren und für einzelne Stichjahre vorliegende Werte – nicht weiter überraschend – auf eine durchweg negative Geburtenbilanz hin. Das Wachstum der Konsumptionsstadt resultierte demnach aus der Zuwanderung.

Tabelle 3: Nahwanderung nach Wien im 16. und 17. Jahrhundert

Stand/Ort	Jahr	Herkunft	Anteil/% ^a	Anzahl
Handwerker Wien	1551–1600	Niederösterreich +Westungarn	12	208
Bräutigam St. Michael	1585	Niederösterreich +Westungarn	10	218
St. Stephan	1635	Niederösterreich +Westungarn	11	326
St. Ulrich	1590–1599	Niederösterreich	6	288
	1642–1678	Niederösterreich	20	2.137
Braut St. Ulrich	1642–1678	Niederösterreich	25	473
Bettler(innen) Wien	1665–1680	Niederösterreich	19	1.339

^a Bezogen auf alle Fälle mit bekannter Herkunft einschließlich Herkunft Wien (+Vororte).

Quelle: Pfarre St. Stephan, Trauungsmatriken Tom. 15; Trauungsmatriken im 16. Jahrhundert, in: Die Matrikel, 1. 1935, Beilage 1–15; Wilhelmine Griebbaum, Beiträge zur Geschichte der Vorstädte St. Ulrich – Neubau – Schottenfeld (1620–1820), Diss. Wien 1958, S. 85–87; Peter Teibenbacher, Handwerksimmigration in Wien 1350–1600, in: III. Internationales Handwerksgeschichtliches Symposium Veszprém 18.–24.10.1986, Veszprém 1987, S. 263–269, hier S. 265; Helmut Bräuer, »...und hat seithero gebetlet«. Bettler und Bettelwesen in Wien und Niederösterreich zur Zeit Kaiser Leopolds I., Wien/Köln/Weimar 1996, S. 122–124; eigene Berechnungen.

14 Thiel, Gewerbe und Industrie, S. 416f.

Innerhalb dieser Zuwanderung war es im Zuge von Reformation und Gegenreformation zu einer bemerkenswerten Schwerpunktverlagerung gekommen. Im Bereich des Handwerks stammte im Spätmittelalter mehr als die Hälfte der Einwanderer aus dem niederösterreichischen Umland. Vor allem ab der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verlor jedoch die Nahwanderung im Handwerk an Bedeutung, und die Zuwanderung aus dem bayerisch-süd-deutschen Raum wurde zum bedeutendsten Faktor der Migration. Daran sollte sich bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts kaum etwas ändern. Erst danach gewann die Nahwanderung aus dem niederösterreichischen Raum und aus dem damaligen Westungarn wieder an Gewicht, was die ›bevölkerungspolitische‹ Zäsur nach dem Westfälischen Frieden in den Territorien des Alten Reiches eindrucksvoll belegt. Ein ähnliches Verlaufsmuster wie im Rahmen der Zuwanderung bürgerlicher oder zumindest ›heiratsfähiger‹ Migranten ist auch für die Bettlermigration wahrscheinlich. Einzelne Befunde deuten jedenfalls darauf hin, daß auch unter den Bettlern die Zuwanderung aus dem süddeutschen Raum seit der Mitte des 16. Jahrhunderts zugenommen hatte.¹⁵ Jedoch war selbst nach 1648 der Anteil der Nahwanderung im Vergleich zu anderen größeren Städten im Reich eher niedrig.¹⁶

Hätte die Berufsstruktur der Nahwanderer jener der Fernwanderer entsprechen, dann könnte man den Bedeutungsgewinn der Nahwanderung frühabsolutistischer Territorialpolitik zuschreiben und eine eigenständige Rolle der Nahwanderung verneinen. Dem war aber nicht so. Werfen wir zunächst einen Blick auf die Trauungsmatrikeln der Wiener Pfarre St. Michael aus dem Jahr 1585. Die Pfarre – wie alle Wiener Stadtpfarren – besaß zu diesem Zeitpunkt einen Wirkungsbereich, der weit in die Vorstädte hinausreichte. Neben Teilen der Altstadt waren dies die Vorstädte Mariahilf, Windmühle und Laimgrube.¹⁷ Von jenen Getrauten mit Herkunftsangabe, die der Nahwanderung zuzurechnen sind, waren 80% der Bräutigame Weinbauer. Im Vergleich dazu: Bei den aus Wien stammenden Bräutigamen waren es zwar auch bemerkenswerte 41%, doch nur etwa halb so viele wie bei den Nahwanderern. Im Vergleich zur gesamten Bräutigamspopulation fällt

15 Weigl, Residenz, Bastion und Konsumptionsstadt.

16 Dazu allgemein Steve Hochstadt, Migration in Preindustrial Germany, in: Central European History, 16. 1983, S. 195–224, hier S. 214; für Berlin im ausgehenden 17. Jahrhundert s. Helga Schultz, Berlin 1650–1800. Sozialgeschichte einer Residenz, Berlin 1987, S. 74f.; für Augsburg zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges Bernd Roeck, Eine Stadt in Krieg und Frieden. Studien zur Geschichte der Reichsstadt Augsburg zwischen Kalenderstreit und Parität, Tl. 1–2 (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 37), Göttingen 1989, S. 794–796.

17 Rudolf Geyer, Handbuch der Wiener Matriken. Ein Hilfswerk für Matrikenführer und Familienforscher, in: Jahrbuch des Österreichischen Instituts für Genealogie, Familienrecht und Wappenkunde, 1/2. 1928/29, S. 14–56, hier S. 20.

Tabelle 4: Heiraten nach Sozialgruppen bei Nahwanderern St. Stephan 1635

Berufs-/Standesgruppe	Anteil Beruf/Stand in %		
	Bräutigam ^a 1635	Nahwanderer ^b 1635	Sterbefälle ^a 1650, 1660
Oberschicht ^c	6	7	8
Höfische, landständische u. städtische Bedienstete	13	7	14
bürgerliches Gewerbe	35	33	28
Handel	3	3	5
Dienstleistungen	4	0	5
Hausbedienstete	17	23	14
Landwirtschaft (Weinbau)	8	13	4
Unterschicht ^d	14	13	21
Studenten, Künstler	1	0	2
Gesamt	100	100	100
Anzahl der Fälle	482	30	2.707

^a Ohne adlige und jüdische Heiraten/Sterbefälle bzw. ohne Sterbefälle von Witwen/ledigen Frauen. Bezogen auf alle Fälle ausschließlich unbekanntem Beruf/Stand.

^b Herkunft: Niederösterreich und Westungarn.

^c Akademiker, hohe Beamte, Offiziere.

^d Tagelöhner, Soldaten, Bettler.

Quelle: Pfarre St. Stephan, Trauungsmatriken Tom. 15; WStLA, Totenbeschauprotokolle 1650, 1660; eigene Berechnungen.

der Unterschied noch größer aus. Von den 188 Fällen mit Berufsbezeichnung entfielen 36,7% auf Hauer bzw. Hauergesellen.¹⁸

Auch in einer anderen Pfarre, St. Stephan, der mit Abstand größten Wiener Pfarre, die rund zwei Drittel der Bevölkerung der Stadt und der Vorstädte zu ihrem Pfarrsprengel zählte¹⁹, bestätigt sich für das Samplestichjahr

18 Eigene Berechnungen nach dem Aufgebotsbuch der Wiener Stadtpfarre St. Michael für die Jahre 1585–1599, abgedruckt in: Trauungsmatriken im 16. Jahrhundert der Wiener Vorstadt St. Ulrich (Maria Trost) und der Stadtpfarre St. Michael, in: Die Matrikel, 1. 1935, Beilage, S. 10–78.

19 Weigl, Residenz, Bastion und Konsumptionsstadt, auf der Basis von Berechnungen nach Pfarre St. Stephan, Sterbematriken Tom. 12, Extract Oder Kurtzer Außzug auß dem 1658 Jährigen Todten=Buch/ wievil Un=Inficierte vnd Inficierte Persohnen errenntes Jahr In: vnd vor der Statt Wienn gestorben/ vnnnd bey Gemainer Statt Bscharhauß ordentlich einkommen seyndt, und Pfarre St. Stephan, Taufmatriken Tom. 23. Im einzelnen wurden neben Teilen der Altstadt die Vorstädte Erdberg, Weißgerbern, Landstraße, Wieden, Matzleinsdorf, Nikolsdorf, Laurenzergrund, Hungenbrunn, Margarten, der Untere Werd, An der Wien und Magdalengrund einbezogen; Geyer, Handbuch der Wiener Matriken, S. 20. Etwa ein Jahrhundert da-

1635 das Ergebnis von St. Michael. Im Jahr 1635 waren 13% der aus Niederösterreich und Westungarn stammenden Bräutigame der Landwirtschaft, primär dem Weinbau, zuzurechnen und sogar 24% der Bräute, wenn man die Berufsbezeichnung des Vaters der Braut als Anhaltspunkt nimmt. Zum Vergleich dazu: Bei allen Bräutigamen waren es 8%, bei den Bräuten 11%. Wenn auch in der großen, »bürgerlichen« Pfarre St. Stephan der Anteil der Hauer geringer blieb als in St. Michael, eindeutig überproportional unter den Nahwanderern vertreten waren sie auch hier.

Tabelle 5: Bräutigame nach Berufsgruppen und Herkunft St. Ulrich 1642–1678

ausgewählte Berufskategorien	Anteil der Berufskategorien unter den Bräutigamen		
	NÖ+Westungarn	Wien	Gesamt ^a
Landwirtschaft	16	10	9
darunter (Wein-)Hauer	13	7	7
Bekleidungsgerwerbe	15	10	18
Nahrungsmittelgerwerbe	10	11	11
Baugerwerbe	8	8	10
Handel	8	5	7
Militär	12	15	12
Anzahl der Fälle	446	351	2.164

^a Ausschließlich ohne Herkunftsangabe.

Quelle: Griehbaum, Beiträge zur Geschichte der Vorstädte St. Ulrich – Neubau – Schottenfeld, S. 215–237; eigene Berechnungen.

Eine Auswertung der Trauungsmatrikeln der Vorstadt St. Ulrich in den Jahren 1642–1678, der quantitativ bedeutsamste ausgewertete Bestand, dokumentiert vor allem die Nachkriegsverhältnisse. St. Ulrich zählte schon während des Dreißigjährigen Krieges zu den demographisch am stärksten expandierenden Vorstädten. Die Vorstadt bzw. die Pfarre hatte um die Mitte des 17. Jahrhunderts etwa einen Anteil von 10% an der Bevölkerung Wiens (Stadt und Vorstädte). In St. Ulrich finden sich unter den heiratenden Nahwanderern 16%, die im betrachteten Zeitraum landwirtschaftliche Berufe ausübten. Im Vergleich dazu waren es 10% unter den aus Wien stammenden und 8,5% unter allen Bräutigamen mit Herkunftsbezeichnung. Noch deutli-

vor finden sich allerdings nur ganz selten Hauer in den Trauungsmatrikeln. Im Zeitraum 16.7.1542–3.2.1544 ist es lediglich einer; Die Trauungsbücher 1542–1556, 1563–1599 der Wiener Stadtpfarre St. Stephan, in: Die Matrikel, 2. 1936, Beilage, S. 2–12.

cher fällt der Unterschied unter den Hauern aus. Hier stehen 13% unter den Nahwanderern nur rund 6,5% unter den Wienern bzw. allen Fällen gegenüber. Auch in St. Ulrich stellten die Nahwanderer einen etwa doppelt so hohen Anteil unter den im Weinbau tätigen Personen wie die übrige Bevölkerung.

Die ungebrochene Bedeutung des Weinbaus für die städtische Ökonomie auch nach Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges wird am Ausmaß der Weineinfuhren erkennbar. Im Jahr 1600 führten 572 Bürger der Stadt rund 52.000 hl Wein in die Stadt ein. Der Steuerertrag der bürgerlichen Weinproduktion entsprach 60% der gesamten Steuerleistung der Bürger, fast doppelt soviel wie der Ertrag aller übrigen Steuerleistungen. Insgesamt verfügten die Weingärten besitzenden Bürger in der Stadt und den Vorstädten über rund 2.700–2.800 ha Anbaufläche. Fast ein Jahrhundert später, 1681, war die Weinproduktion der Bürger in der Stadt nur wenig auf 46.152 hl bzw. um 16% gesunken. Die bewirtschafteten Flächen der Bürger der Stadt und der Vorstädte waren auf rund 2.300–2.400 ha zurückgegangen – ein vergleichsweise geringer Rückgang, wenn man bedenkt, daß der Export nach Westen infolge des Dreißigjährigen Krieges völlig zusammengebrochen war. Erst in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sank die Weinproduktion in Wien deutlich, weil nun protoindustrielle Gewerbe höhere Erträge versprachen als der Weinbau.²⁰ Die Entwicklung des Weinbaus in Ostösterreich im 17. Jahrhundert entsprach dem Wiener Verlaufsmuster mit dem wesentlichen Unterschied, daß sich eine Zersplitterung des Weingartenbesitzes bemerkbar machte, die in Wien und seinem Umland aufgrund der Dominanz adeliger und kirchlicher Grundherrschaften undenkbar gewesen wäre.

Der unvermindert hohen Weinproduktion entsprach auch ein für frühneuzeitliche städtische Verhältnisse typischer enormer Konsum. Im 16. Jahrhundert kamen auf jeden Wiener und jede Wienerin pro Kopf etwa 250 l pro Jahr. Bis 1730 sank die konsumierte Menge auf noch immer beträchtliche 160 l.²¹ Geht man von etwa einem Drittel der Bevölkerung aus, das Wein nicht konsumierte – vor allem die Kinder –, dann nahm die erwachsene Bevölkerung im ausgehenden 16. Jahrhundert etwa einen Dreiviertelliter pro Tag zu sich.²² Selbst den Insassen des Bürgerspitals, des städtischen Armenspitals, wurde 1666 eine Viertelliter-Ration zugestanden.²³ 1616 wurden 1.306

20 Landsteiner, Weinbau und bürgerliche Hantierung, S. 23f.

21 Sandgruber, Wein und Weinkonsum in Österreich, S. 9; ders., Die Anfänge der Konsumgesellschaft. Konsumgüterverbrauch, Lebensstandard und Alltagskultur in Österreich im 18. und 19. Jahrhundert (Sozial- und wirtschaftshistorische Studien, Bd. 15), Wien 1982, S. 187.

22 Richard Perger, Weinbau und Weinhandel in Wien im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit, in: Opll (Hg.), Stadt und Wein, S. 207–219, hier S. 216.

23 Sandgruber, Die Anfänge der Konsumgesellschaft, S. 186.

Eimer Wein und ein Achtering von den Bedürftigen und dem Hausgesinde vertrunken, 1618 waren es 1.651½ Eimer.²⁴ Angesichts einer solchen Bedeutung des Weinbaus für die gesamte Region und insbesondere für die Stadt Wien verwundert es nicht, daß im Rahmen der Nahwanderung Hauer und Weingartenknechte eine wichtige Rolle spielten. Letztere scheinen in den Trauungsmatrikeln allerdings kaum auf, weil sie häufig saisonal in Wien arbeiteten.

Was die übrigen Gewerbe anlangt, findet sich in den Matrikeln von St. Ulrich keine einzige weitere Berufsgruppe von Bedeutung, die unter den Nahwanderern überrepräsentiert wäre. Im Gegenteil: Etwa in den Nahrungsmittelgewerben sind die Nahwanderer mit rund 10% leicht unterrepräsentiert. Dieser Befund wird auch durch Studien zu einzelnen Gewerben bestätigt. Von den Bäckermeistern des Jahres 1633, deren Herkunft feststellbar ist²⁵, stammte nur ein einziger aus Niederösterreich.²⁶ Als wichtigste Berufsgruppen unter den heiratenden Nahwanderern lassen sich in St. Ulrich neben den im Weinbau noch die im Bekleidungs-, Nahrungsmittel- und Baugewerbe sowie im Handel Tätigen identifizieren. Dies traf sicher nicht nur für St. Ulrich zu, wie Auszählungen für einzelne Gewerbe zeigen. So etwa im Baugewerbe: Im Zeitraum 1589–1650 waren unter den Meistern, Gesellen und Lehrlingen im Steinmetzgewerbe zwar nur 8,4% aus Niederösterreich zugewandert, 1651–1717 jedoch 44,3%.²⁷ Bei der Auswertung der Pfarrmatrikeln von St. Stephan für 1635 läßt die verhältnismäßig kleine Zahl der Nahwanderer mit Berufsangaben nur grobe Schlüsse zu. Unter den Bräutigamen, die aus Niederösterreich und Westungarn kamen, sind 37% dem Handel und dem Gewerbe zuzurechnen, rund 23% sind häusliche und 7% höfische Bedienstete, weitere 7% gehören zur Oberschicht, 13% sind Hauer und 10% Soldaten, um nur die wichtigsten Gruppen zu nennen. Demnach dürfte die

24 Wiener Stadt- und Landesarchiv, Bürgerspitalrechnung 1616, fol. 19r; 1618 fol. 18r. Für die Mitteilung des Quellenzitats danke ich Thomas Just.

25 33 von 51 Meistern.

26 Heinz Zatschek, Aus der Geschichte des Wiener Handwerks während des Dreißigjährigen Krieges, in: Jahrbuch des Vereines für Geschichte der Stadt Wien, 9. 1951, S. 28–74, hier S. 72. Eine überregionale Orientierung des Bäckerhandwerks dokumentiert etwa auch Christiane Schuchard, Die Anima-Bruderschaft und die deutschen Handwerker in Rom im 15. und frühen 16. Jahrhundert, in: Knut Schulz (Hg.), Handwerk in Europa. Vom Spätmittelalter bis zur Frühen Neuzeit (Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 41), München 1999, S. 1–25, hier S. 14. In Augsburg im frühen 17. Jahrhundert rekrutierten sich die Bäcker jedoch primär aus Nahwanderern; s. dazu Roeck, Eine Stadt in Krieg und Frieden, S. 800–802.

27 Bezogen auf jene mit feststellbarer Herkunft. Eigene Berechnungen nach Otto Erwin Plettenbacher, Geschichte der Steinmetzen von Wien im 17. Jahrhundert. Eine wirtschafts- und kulturhistorische, als auch soziologische Untersuchung, Diss. Wien 1960, Anhang.

Nahwanderung für den Zuzug häuslicher Bediensteter eine größere Rolle gespielt haben. Allen diesen Berufsgruppen war gemein, daß sie ihr Größenwachstum in besonderem Ausmaß der wachsenden Konsumtionsstadt verdankten.

Schlüsse auf die Berufsstruktur der Nahwanderung nach Wien auf der Basis von Trauungsmatrikeln sind allerdings nur bedingt zulässig, klammern sie doch einen Teil der Unterschichten, die ehelos blieben oder bleiben mußten, tendenziell aus. Die Ergebnisse der Auswertung der Matrikeln von St. Ulrich über ›sonstige Berufe‹ – Fahrende, Schauspieler u.ä. – deuten allerdings nicht darauf hin, daß unter diesen die Nahwanderung einen anderen Stellenwert gehabt hätte als unter anderen Bevölkerungsgruppen. Im wesentlichen bestätigen dies auch die Befunde von Helmut Bräuer zu den Wiener Bettlern. Für die Jahre 1665–1680 läßt sich ein Anteil niederösterreichischer Bettler von 19% unter allen in den Bettlerregistern verzeichneten errechnen.²⁸ Man wird wohl nicht ganz falsch liegen, ähnliche Anteile auch für die übrigen Unterschichten anzunehmen. Schwieriger ist die Frage nach der Oberschichtenwanderung zu beantworten. Einzelne Befunde legen jedoch den Schluß nahe, daß in diesem Wanderungssegment die Nahwanderung eine unterdurchschnittliche Rolle spielte. Von den Wiener Ratsbürgern im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts stammten jedenfalls nur 7% aus Niederösterreich.²⁹

In welchem sozialen Milieu bewegten sich nun die Nahwanderer? War eine gewisse horizontale soziale Mobilität gegeben, und – wenn ja – wie unterschied sie sich nach den einzelnen Migrantengruppen? Bei den zuwandernden Handwerkern bestimmten normative und habituelle Vorgaben das Heiratsverhalten – aber wie war das bei den anderen Sozialgruppen? Kommen wir zurück zu den Weinhauern und ihrer sozialen Einbettung in die großstädtische Gesellschaft. Eine quantitative Analyse des Heiratsverhaltens dieser Gruppe verspricht hier nähere Aufschlüsse. Zu diesem Zweck wurden die Hauerehen in St. Michael 1586/87 und St. Stephan 1635/36 für je zwei Jahre ausgewertet.

Die Auswertung belegt ein äußerst geringes Maß an Berufsendogamie, was nicht verwundert – erhielten die Hauer ihre Weingärten doch zumeist nur für kurze Zeit in Pacht.³⁰ Eine Ausnahme bilden lediglich die Hauerswitwen, die 1585/86 zu 100%, 1635/36 zu 53% sich mit Hauern wiederverhelichten. Hauer heirateten jedoch kaum Hauerstöchter, häufiger Hauers-

28 Helmut Bräuer, »... und hat seithero gebetlet«. Bettler und Bettelwesen in Wien und Niederösterreich während der Zeit Kaiser Leopolds I., Wien/Köln/Weimar 1996, S. 122–124.

29 Johanne Pradel, Die Wiener Ratsbürger im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts, Diss. Wien 1972, S. 81.

30 Landsteiner, Einen Bären anbinden, S. 230.

Tabelle 6: (Wein-)Hauer-Bräutigame nach Berufsgruppen des Vaters bzw. Ex-Manns der Braut, St. Michael 1585/86, St. Stephan 1635/36

ausgewählte Berufskategorien	Anteil der Berufskategorien unter den Bräuten in %	
	St. Michael 1585/86	St. Stephan 1635/36 ^a
Landwirtschaft (Hauer)	21	43
bürgerliche Gewerbe	13	25
(häusliche) Dienste	67	8
Soldaten/Tagelöhner	0	25
Zahl der Fälle mit Berufsangabe der Braut	24	65

^a 1.1.1635–31.3.1637.

Quelle: Pfarre St. Stephan, Trauungsmatriken Tom. 15; Trauungsmatriken im 16. Jahrhundert, 10–19; eigene Berechnungen.

witwen. In St. Stephan betrug die Endogamierate, der Anteil der innerhalb der Berufsgruppe heirateten Personen, insgesamt 33%, in St. Michael 21%. Im allgemeinen orientierte sich das Heiratsverhalten der Hauer an ihrer unterbürgerlichen Randexistenz. Bezeichnenderweise finden sich 1636 zwei Ehen von Hauern mit Witwen, die zuvor mit Stadtguardisten verheiratet gewesen waren, welche neben ihrer eigentlichen Profession einem Gewerbe nachgingen.³¹ Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts war dies vor allem das Leutgeben.³² Diese Stadtguardisten galten als üble Gesellen mit geringem Sozialprestige, auf die das städtische Bürgertum mit Verachtung herabsah, sie jedoch gleichzeitig als Konkurrenz fürchtete.³³ Überhaupt scheint eine engere Beziehung zwischen Weinbauarbeit und der Stadtguardia bestanden zu haben, denn in einem Bericht vom 9. Oktober 1641 klagte der damalige Kommandant der Guardia, »dass er mehr alte, krumpe und lambe Weinhacker denn Soldaten habe, denen besser die Hacken als Musketen in Händen stehe«.³⁴ Es gab allerdings auch eine namhafte Zahl an Weinhauern, die über eigenen Hausbesitz in den Vorstädten verfügten und daher wohl als selbständige Winzer tätig waren. Nach den Steuerlisten von 1622 finden sich immerhin 68 Hauer, insbesondere in den Vorstädten Landstraße und Wieden im Osten und Süden der Stadt, auf die das zutraf. Das entsprach 7% aller besteuerten Vor-

31 Pfarre St. Stephan, Trauungsmatriken Tom. 15, fol. 15, 102r.

32 Alois Veltzé, Die Wiener Stadtguardia (1531–1741), in: Berichte und Mitteilungen des Alterthums-Vereines zu Wien, 36/37. 1902, S. 1–213, hier S. 95.

33 Thomas Just/Andreas Weigl, Die Wiener Stadtguardia und der Dreißigjährige Krieg, in: AMG-Bulletin, 4./5. 2000, S. 25–27, hier S. 26.

34 Veltzé, Die Wiener Stadtguardia, S. 97.

stadthäuser und 12% der Häuser im bürgerlichen Besitz, denen Berufsbezeichnungen der Besitzer zuzuordnen sind.³⁵

Schluß

Wien hatte bereits im 17. Jahrhundert den Charakter einer klassischen ›Konsumantenstadt‹. Dies schloß freilich keineswegs eine Spezialisierung innerhalb des ›Grundstoff- und Produktionssektors‹ aus, der allerdings primär für den eigenen, wachsenden großstädtischen Markt produzierte. Der wichtigste davon war der Weinbau. Die im Weinbau tätigen Hauer und Weingartenknechte kamen überproportional, wenn auch keineswegs in ihrer Mehrheit, aus den für die Nahwanderung typischen ländlichen Regionen des Umlandes.³⁶ Wie ein Blick auf die Trauungsmatrikeln zeigt, waren die zuwandernden Weinhauer jedoch nicht durch ein hohes Maß an Berufs- und Herkunftsendogamie geprägt. Kaum einer heiratete eine Niederösterreicherin und keine einzige Hauerstochter einen Niederösterreicher. Vielmehr verweist das Heiratsverhalten der Weinhauer auf ihren Status zwischen bürgerlichem Gewerbe und unterbürgerlicher Subsistenzwirtschaft. Neben der fachlichen Kompetenz wird man den Zuzug niederösterreichischer Hauer nach Wien auch mit der Agrarverfassung im Weinbau in Niederösterreich in Zusammenhang zu bringen haben. Das Nutzungsrecht der Reblanden stand als ›städtisch neutrale Leiheform‹ (Otto Brunner) zunächst allen Gesellschaftsgruppen offen und war frei teilbar. Mit dem Sinken der Reallöhne der Hauer und Weingartenknechte im ausgehenden 16. Jahrhundert und dem Zusammenbruch des Exports nach Westen geriet dieses System jedoch in eine Krise. Nach Ende des Dreißigjährigen Krieges setzte eine Verbäuerlichung des Weinbaus ein, die nachgeborene Söhne zur Abwanderung zwang.³⁷ Diese dürften häufig ihr Glück im Wiener Raum gesucht haben, wobei sie, den großen Wiener Heiratsmarkt nutzend, nicht auf den Nachzug von Weinhauerstöchtern angewiesen waren. Nur ein kleiner Teil der im Weinbau Beschäftigten konnte sich soweit etablieren, daß er in den Wiener Vorstädten Grund und Boden erwarb. Die Masse der anderen verschwand im ›melting pot‹ der werdenden Haupt- und Residenzstadt.

35 Eigene Berechnungen nach Erich Kittel, Die Vermögensverhältnisse Wiener Bürger in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, Diss. Wien 1968, S. 50–57, 63f.

36 Hochstadt, Migration in Preindustrial Germany, S. 215.

37 Landsteiner, Weinbau und bürgerliche Hantierung, S. 35–50.

Volker Lünemann

Kleinräumige Wanderungen in Westfalen 1670–1870. Eine Untersuchung anhand von Familienrekonstitutionsdaten

Forschungsfragen und Begriffsbestimmungen

Dieser Beitrag¹ untersucht Zuwanderungen in drei westfälische Kirchspiele im Zeitraum von 1670 bis 1870. Im Mittelpunkt stehen nicht die großen Wanderungsbewegungen in Form der Abwanderung nach Übersee oder in die sich entwickelnden Industriezentren im 19. Jahrhundert, sondern Kurzstreckenwanderungen. Es geht mithin im wesentlichen um Bewegungen innerhalb eines begrenzten räumlichen Kontextes, die sich als Zuwanderungen in den untersuchten Kirchspielen niederschlugen. Klassischerweise wird diese Form der Migration anhand der in den Heiratsregistern der jeweiligen Kirchenbücher festgehaltenen Herkunftsorte der Eheleute erfaßt.² Dieser Untersuchung liegen Familienrekonstitutionsdaten zugrunde, die den Vorteil aufweisen, zusätzlich zu den Informationen der Heiratsregister auch Informationen über Familien und Eheleute zu enthalten, die nicht im jeweiligen Kirchspiel geheiratet haben, sondern erst nach der Eheschließung zugewandert sind.³

1 Für anregende Kritik danke ich Annemarie Steidl und Georg Fertig. Anja Appel danke ich für die Unterstützung bei der Erstellung der Karte.

2 Hierzu s. beispielsweise Andreas Maisch, Notdürftiger Unterhalt und gehörige Schranken. Lebensbedingungen und Lebensstile in württembergischen Dörfern der frühen Neuzeit (Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte, Bd. 37), Stuttgart 1992; Walter Gerd Rödel, Mainz und seine Bevölkerung im 17. und 18. Jahrhundert. Demographische Entwicklung, Lebensverhältnisse und soziale Strukturen in einer geistlichen Residenzstadt (Geschichtliche Landeskunde, Bd. 28), Mainz 1983/84; Manfred Ernst, Migration in Gießen und Umgebung auf Grund von Herkunftseintragungen bei Heiraten und Sterbefällen, in: Arthur E. Imhof (Hg.), Historische Demographie als Sozialgeschichte. Gießen und Umgebung vom 17. zum 19. Jahrhundert, Teil 2 (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte, Bd. 31), Darmstadt 1975, S. 639–685; Wilhelm Norden, Eine Bevölkerung in der Krise. Historisch-demographische Untersuchungen zur Biographie einer norddeutschen Küstenregion (Butjadingen 1600–1850) (Quellen und Untersuchungen zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Niedersachsens in der Neuzeit, Bd. 11), Hildesheim 1984.

3 Wolfgang von Hippel setzt die Kurzstreckenwanderung mit der Heiratswanderung weitgehend gleich, vgl. Wolfgang von Hippel, Auswanderung aus Südwestdeutsch-

Im folgenden soll der Frage nach dem Verhältnis von zugewanderten Ehepartnern respektive Eheleuten und einheimischen Personen bzw. der Geschlossenheit von Heiratskreisen in unterschiedlichen lokalen Kontexten nachgegangen werden. Hierbei stehen neben der Reichweite dieser Form der Zuwanderungen ihre Veränderungen im zeitlichen Verlauf im Mittelpunkt. Es stellt sich die Frage, wie statisch bzw. wie flexibel sich die Zuwanderungsbewegungen unter voneinander abweichenden lokalen Bedingungen erweisen. Lassen sich generelle Tendenzen in der Entwicklung der Zuwanderung nachweisen, oder sind es gerade lokale Faktoren, die sie in ihrem zeitlichen Verlauf bestimmt haben? Führten Faktoren wie Wanderhandel und Heuerlingswesen zu spezifischen Ausformungen der lokalen Heiratskreise und der Zuwanderungen?

Die Begriffsfelder ›Wanderung‹ bzw. ›Migration‹ umfassen eine erhebliche Spannweite. ›Migration‹ bezeichnet in der Regel einen Wohnortwechsel, ohne etwas über die Überschreitung von Staatsgrenzen auszusagen. Der Begriff ›Auswanderung‹ bzw. ›Einwanderung‹ meint den Wechsel des Wohnortes über eine Staatsgrenze hinweg, während unter ›Binnenwanderung‹ der Wohnortwechsel innerhalb einer solchen Grenze verstanden wird.⁴ Hierbei ist es aber notwendig zu klären, welche Bewegungen als Wanderungen verstanden werden sollen. Dies gilt um so mehr, je kleinräumiger die zu untersuchenden Migrationsbewegungen sind.

In den neueren historisch-demographischen Forschungen werden Wanderungsbewegungen systematisch in vier Gruppen nach ihrer Distanz sowie der Endgültigkeit der Trennung von der ursprünglichen Heimat unterschieden.⁵ Unter ›local migration‹ werden Systeme von Wanderungsbewegungen gefaßt, in denen Menschen sich in einem lokalen Gebiet, innerhalb eines Heirats-, Arbeits- oder Bodenmarktes bewegten. Diese Bewegungen konnten sich über eine große Distanz erstrecken, sie trennten die Menschen aber nicht von ihren heimatlichen Kontakten. ›Local migrations‹ beinhalteten beispielsweise Heiraten in ein benachbartes Kirchspiel oder die Zuwanderung in einen benachbarten Ort durch den Erwerb von Land. Systeme der

land. Studien zur württembergischen Auswanderung und Auswanderungspolitik im 18. und 19. Jahrhundert (Industrielle Welt, Bd. 36), Stuttgart 1984, S. 27. Georg Fertig weist aber in seiner Studie zum baden-durlachischen Dorf Göbrichen nach, daß sich Kurzstreckenwanderung keinesfalls lediglich auf Heiratswanderung beschränkt, s. Georg Fertig, Lokales Leben, atlantische Welt. Die Entscheidung zur Auswanderung vom Rhein nach Nordamerika im 18. Jahrhundert (Studien zur Historischen Migrationsforschung, Bd. 7), Osnabrück 2000, S. 256–259.

4 Ingeborg Esenwein-Rothe, Einführung in die Demographie. Bevölkerungsstruktur und Bevölkerungsprozeß aus der Sicht der Statistik, Wiesbaden 1982, S. 164.

5 Charles Tilly, Migration in Modern European History, in: William McNeill/Ruth Adams (Hg.), Human Migration. Patterns and Policies, Bloomington 1978, S. 48–74, hier S. 50–55.

›career migration‹ beruhen auf Wanderungsbewegungen, die im wesentlichen durch die beruflichen Erfordernisse bestimmt waren. Beispiele hierfür sind die Lehrzeiten in Handel und Handwerk sowie Tätigkeiten bei Kirchen und Behörden. Systeme der Kettenwanderung (›chain migration‹) waren durch bestehende Kontakte mit im Zielort bereits wohnenden Personen gekennzeichnet, die die Migranten bei der Etablierung am Zuwanderungsort unterstützten. Die Wanderungsbewegungen erfolgten auf gleichsam festgelegten Bahnen, und die Migranten nutzten bereits etablierte Strukturen und Kontakte. In den neueren Forschungen werden aber auch Wanderungsbewegungen, die zu keiner dauerhaften Verlegung des Wohnsitzes führten, als Migrationsbewegungen verstanden. Diese ›circular migrations‹ bezeichnen Wanderungssysteme, in denen Menschen nach bestimmten, durch das jeweilige System festgelegten Intervallen wieder in ihre Heimat zurückkehrten. Sie umfassen beispielsweise die verschiedenen Formen der saisonalen Arbeitswanderung (Hollandgang, Wanderhandel).⁶ Vor diesem Hintergrund ist es notwendig, die in dieser Untersuchung mit Hilfe der Familienrekonstitutionen betrachteten Wanderungsformen näher zu bestimmen.

Die Familienrekonstitutionen geben Aufschluß über die Herkunft von Personen bei ihrer Eheschließung im Kirchspiel sowie zu einem großen Teil über die Herkunft von auswärtigen Eheleuten und Familien, die sich in den Untersuchungsorten dauerhaft niedergelassen haben. Temporäre Wanderungsbewegungen sowie längere An- und Abwesenheit von unverheirateten Personen können mit diesen Quellen nicht oder nur sehr unvollständig erfaßt werden.⁷ Abwanderungsbewegungen können ebenfalls mit Hilfe der Ortsfamilienbücher nicht nachvollzogen werden. Im Blickpunkt dieser Untersuchung stehen folglich dauerhafte Zuwanderungsbewegungen.

Ist nun der Umzug von einer Bauerschaft eines Kirchspiels in das Kirchdorf selbst oder in eine weitere Bauerschaft desselben Kirchspiels bereits als Migration zu bezeichnen oder beginnt eine Wanderung erst bei dem Wechsel von einer Gemeinde in eine andere Gemeinde? Da in der Gesellschaft der Frühen Neuzeit der Gemeinde bzw. dem Kirchspiel als Aktionsraum eine entscheidende Bedeutung zukommt und dem Verlassen eines Kirchspiels ein qualitativer Unterschied gegenüber innerörtlichen Umzügen beizumessen ist⁸, wird im folgenden unter ›Zuwanderung‹ die Wohnsitz-

6 Zur Systematik der Migrationssysteme s. auch Peter Clark/David Souden, Introduction, in: dies. (Hg.), *Migration and Society in Early Modern England*, London 1987, S. 11–48, hier S. 15–17; Leslie Page Moch, *Migration in Western Europe since 1650*, Bloomington 1992, S. 16f.

7 Vgl. David Sabean, *Household Formation and Geographical Mobility. A Family Register Study for a Württemberg Village 1760–1900*, in: *Annales de démographie historique*, 1970, S. 275–294, hier S. 276.

8 Vgl. Fertig, *Lokales Leben, atlantische Welt*, S. 30f.

verlegung einer aus einem anderen Kirchspiel stammenden Person in das Untersuchungskirchspiel verstanden. Von zentraler Bedeutung ist hierbei die Verlegung des Wohnsitzes. Formen der Saisonwanderung wie beispielsweise Wanderarbeit fallen hier nicht unter den Begriff Zuwanderung.

Zur Quellenlage

Im Mittelpunkt dieser Untersuchung stehen das in der Nähe Herfords gelegene ostwestfälische Kirchspiel Löhne, das in der Soester Börde gelegene Kirchspiel Borgeln sowie das sauerländische Kirchspiel Oberkirchen. Für Löhne steht ein maschinenlesbares Ortsfamilienbuch⁹ zur Verfügung, für Oberkirchen wurde ein als Typoskript vorliegendes Familienbuch im Rahmen des Forschungsprojektes ›Ländliche Faktormärkte‹¹⁰ in eine maschinenlesbare Version umgewandelt. Eine für das Kirchspiel Borgeln vorliegende Familienkartei wurde im Rahmen desselben Projektes zusammen mit Höfe- und Familienbüchern zu einem maschinenlesbaren Ortsfamilienbuch zusammengefaßt.¹¹

Neben dem Problem der Unvollständigkeit der Angaben zur Herkunft der erfaßten Personen stellen sich generell bei der Auswertung der Ortsfamilienbücher zwei Fragenkomplexe. Erstens ist aus der Angabe des Geburtsortes in den Ortsfamilienbüchern nicht immer eindeutig ersichtlich, ob aus-

-
- 9 Manfred Schlien, Familienbuch Löhne: 300 Jahre Familien des Kirchspiels Löhne, Celle/Klein Hehlen 1993. Es sind Daten zu 8.228 Personen in 1.627 Familien erfaßt.
 - 10 Das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft unterstützte Projekt unter Leitung von Prof. Ulrich Pfister wurde von Dr. Georg Fertig koordiniert und von Anja Appel, Andreas Berger, Sylvia Dopheide, Christine Große, Insa Großkraumbach, Malte Harth, Christian Hoernla, Georg Korte, Markus Küpker, Volker Lünemann und Miriam Schall bearbeitet.
 - 11 Quelle Oberkirchen: Rudi Jung/Dierk Jung, Familienbuch Oberkirchen (Sauerland): Kath. Pfarrei St. Gertrud, Oberkirchen, einschließlich Filialen, Bonn/Oberkirchen 1989 (unveröffentl. Typoskript). Quellen Borgeln: Familienkartei ev. Kirchengemeinde Borgeln; Adolf Clarenbach: Zur Hofes- und Familiengeschichte des Dorfes Stocklarn in der Soester Börde, in: Soester Zeitschrift, 57. 1939, S. 50–108; ders., Zur Hofes- und Familiengeschichte des Kirchspiels Borgeln in der Soester Börde. II. Stück: Blumroth und Hattropholsen, in: ebd., 59. 1942, S. 3–115; ders., Zur Hofes- und Familiengeschichte des Kirchspiels Borgeln in der Soester Börde. III. Stück: Berwicke, in: ebd., 67. 1954, S. 3–115; Adolf Clarenbach/Günther Rudack/Helmut Rudack, Die Familien auf den Höfen und Kotten zu Welver-Borgeln im Kreis Soest zwischen 1532 und 1946 (Soester Beiträge, Bd. 38), Soest 1977; Adolf Clarenbach/Helmut Rudack, Die Familien in den Wohnhäusern zu Welver-Borgeln im Kreis Soest bis 1946 (Soester Beiträge, Bd. 45), Soest 1984. Die Familienrekonstitutionsdaten wurden aufgenommen von Andreas Berger, Birgit Buthe, Stefan Evers, Christine Große, Insa Großkraumbach, Lara Kreutzer, Markus Küpker und Volker Lünemann. Es handelt sich um Daten zu 10.097 Personen in 2.228 Familien (Oberkirchen) bzw. 10.455 Personen in 3.190 Familien (Borgeln).

wärtig geborene Personen nicht bereits vor ihrer Heirat mit ihren Eltern in die untersuchten Kirchspiele gezogen sind. Trotz dieser Unsicherheit soll für diese Untersuchung angenommen werden, daß der in den Ortsfamilienbüchern erfaßte Geburtsort mit dem Herkunftsort der heiratenden Personen übereinstimmt.¹² Da der Informationsgehalt der Familienbücher über eine bloße Auswertung der lokalen Heiratsregister hinausgeht, stellt sich zweitens die Frage, wie jene Personen, die außerhalb der untersuchten Kirchspiele geheiratet haben, aber spätestens bei der Geburt der Kinder als im Kirchspiel ansässig registriert werden, zu behandeln sind. Auch in diesen Fällen sind die betroffenen Personen entsprechend ihrer Geburtsorte als Einheimische oder Zuwanderer erfaßt worden. Um eine Mehrfacherfassung zu vermeiden, wurde die Herkunft der Personen nur bei ihrer ersten Eheschließung aufgenommen. Aufgrund der höheren Heiratsfrequenz der Männer infolge von Wiederheiraten wurden nur Ehen berücksichtigt, in denen beide Eheleute ihre erste Ehe eingingen.

Zur geographischen und sozioökonomischen Struktur der Kirchspiele

Die drei untersuchten Kirchspiele unterschieden sich in ihren geographischen Bedingungen sowie in ihren wirtschaftlichen und sozialen Strukturen erheblich. Das im unteren Werretal in der Nähe der Stadt Herford gelegene ostwestfälische Kirchspiel Löhne umfaßte im 19. Jahrhundert rund 1.200 Einwohner bei einer Größe von rund 3.360 Morgen.¹³ Das evangelische Kirchspiel wurde am Ende des 17. Jahrhunderts von dem benachbarten Kirchspiel Gohfeld abgepfarrt und bestand aus den beiden Bauerschaften Löhnebeck und Löhne königlich. Es war bis in die 1840er Jahre von der heimgewerblichen, exportorientierten Produktion, insbesondere der Leinwandproduktion, geprägt. In dem proto-industriellen Umfeld bildete sich ein ausgeprägtes Heuerlingswesen heraus, dessen von der Landwirtschaft allein nicht subsistenzfähige Haushalte auf in proto-industrieller Heimarbeit erworbenes Einkommen zurückgreifen konnten.¹⁴

Das lutheranische Kirchspiel Borgeln im Kreis Soest war durch den ertragreichen Weizenanbau auf guten Böden gekennzeichnet. Es liegt rund fünf Kilometer nordwestlich der Stadt Soest in der zum sogenannten Hell-

12 Hierzu s. auch Norden, *Eine Bevölkerung in der Krise*, S. 187.

13 *Gemeindelexikon für die Provinz Westfalen*. Auf Grund der Materialien der Volkszählung vom 1. Dezember 1885 und anderer amtlicher Quellen bearbeitet vom Königlich-Statistischen Bureau, Berlin 1887, S. 32f.

14 Zur Protoindustrie in dieser Region s. Wolfgang Mager, *Protoindustrialisierung und agrarisch-heimgewerbliche Verflechtung in Ravensberg während der frühen Neuzeit*, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 8. 1982, S. 435–474.

weggebiet gehörenden Soester Börde. Im 19. Jahrhundert lebten rund 1.300 Einwohner in dem ca. 7.050 Morgen großen Kirchspiel.¹⁵ Die Wirtschaft im Kirchspiel Borgeln war wie in der gesamten Soester Börde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts allein auf die Produktion landwirtschaftlicher Güter ausgerichtet. Hierbei ist zu berücksichtigen, daß sich vor der Einführung der französisch-bergischen Verfassung keine Gewerbetreibenden in der Soester Börde niederlassen durften. Die von Arnold Geck in seiner topographischen Beschreibung der Soester Börde im Jahr 1825 für die aus den Kirchspielen Dinker, Borgeln und Weslarn bestehende Bürgermeisterei Borgeln aufgeführten 111 gewerbetreibenden Personen waren in den typischen landhandwerklichen Bereichen tätig, eine protoindustrielle Produktion findet sich hier nicht.¹⁶

Das im südöstlichen Sauerland gelegene, über 25.000 Morgen große katholische Kirchspiel Oberkirchen lag auf Höhen zwischen 400 und 800 Metern und war mit rund 1.500 Einwohnern im 19. Jahrhundert dünn besiedelt. Neben der Landwirtschaft, die aufgrund der ungünstigen naturräumlichen Gegebenheiten in Wechselsystemen mit eingeschalteter Brache betrieben wurde¹⁷, war vor allem die Eisenindustrie im Kirchspiel Oberkirchen bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts von erheblicher wirtschaftlicher Relevanz.¹⁸ Zudem war hier der Wanderhandel nach Holland und in das Rheinland von Bedeutung. Er konzentrierte sich insbesondere auf die zum Kirchspiel gehörenden Ortschaften Westfeld und Nordenau. Das Kirchspiel Oberkirchen war wie das gleichnamige Gericht vor allem seit dem 18. Jahrhundert durch eine hohe Zahl von Beilieger- oder Brinksitzerfamilien gekennzeichnet, die ihr Auskommen in den Eisenhütten und Eisenhämmer sowie im Hausierhandel fanden.¹⁹

15 Fläche berechnet nach den Angaben im Gemeindelexikon von 1887, S. 68–73.

16 Arnold Geck, *Topographisch-historisch-statistische Beschreibung der Stadt Soest und der Soester Börde*, Soest 1825, S. 362.

17 Zu den Nutzungssystemen im Sauerland s. Bernward Selter, *Waldnutzung und ländliche Gesellschaft. Landwirtschaftlicher ›Nährwald‹ und neue Holzökonomie im Sauerland des 18. und 19. Jahrhunderts* (Forschungen zur Regionalgeschichte, Bd. 13), Paderborn 1995, S. 118–134.

18 Bei Albert Hömberg, *Siedlungsgeschichte des oberen Sauerlandes* (Geschichtliche Arbeiten zur westfälischen Landesforschung, Bd. 3), Münster 1938, S. 110f., finden sich um 1800 mindestens sieben Eisenhämmer im Kirchspiel Oberkirchen.

19 Vgl. Selter, *Waldnutzung und ländliche Gesellschaft*, S. 35, 37; Hömberg, *Siedlungsgeschichte des oberen Sauerlandes*, S. 24.

Umfang der Zuwanderungsbewegungen in den einzelnen Kirchspielen

Die Ortsfamilienbücher (OFB) geben recht detailliert Auskunft über die zugewanderten Personen, die sich für längere Zeit oder dauerhaft, sei es durch Heirat oder Familienzuzwanderung, in den untersuchten Kirchspielen niedergelassen hatten.

Die in den Ortsfamilienbüchern angegebenen Geburtsorte wurden in Entfernungsklassen zusammengefaßt, ausgehend vom geographischen Mittelpunkt der Kirchspiele. Für die Analyse ist hierbei die unterschiedliche Größe der einzelnen Kirchspiele zu berücksichtigen. So finden sich für Borgeln und insbesondere für Oberkirchen nur wenige Personen, die aus einer Entfernung von unter fünf Kilometern von einem Ort außerhalb des Kirchspiels zuwanderten, da dieser Umkreis sich im Gegensatz zu Löhne noch größtenteils innerhalb des Gebietes der beiden Kirchspiele befindet.

Table 1: Entfernung der Geburtsorte der Eheleute bei beiderseitiger Erstehung, Löhne 1670–1719

Geburtsorte der Frauen bei Erstehung	Geburtsorte der Männer bei Erstehung								Gesamt	
	im Kirchspiel		bis 5 km entfernt		über 5 bis 10 km entf.		über 10 km entfernt			
	n	%	n	%	n	%	n	%	n	%
im Kirchspiel	27	17,9	34	22,5	0	0,0	0	0,0	61	40,4
bis 5 km entfernt	28	18,5	60	39,7	0	0,0	1	0,7	89	58,9
über 5 bis 10 km entfernt	1	0,7	0	0,0	0	0,0	0	0,0	1	0,7
über 10 km entfernt	0	0,0	0	0,0	0	0,0	0	0,0	0	0,0
Gesamt	56	37,1	94	62,3	0	0,0	1	0,7	151^a	100,0

^a Es sind insgesamt 156 Erstehungen erfaßt, bei fünf dieser Erstehungen fehlt für einen oder beide Eheleute die Angabe eines Geburtsortes. Quelle: OFB Löhne.

Im OFB Löhne sind insgesamt 990 zwischen 1670 bis 1870 geschlossene Ehen erfaßt, bei denen beide Eheleute ihre jeweils erste Ehe eingingen. Bei 951 dieser Erstehungen konnte für beide Ehegatten der Herkunftsort eindeutig bestimmt werden. Da das Kirchspiel Löhne erst 1697 vom benachbarten Kirchspiel Gohfeld abgepfarrt wurde, sind bis zu diesem Datum die in Löhne erfolgten Geburten in den Gohfelder Kirchenbüchern erfaßt worden. Für viele der in diesem Zeitraum heiratenden Personen wurde der auswärtige Taufort Gohfeld mit dem Geburtsort gleichgesetzt bzw. keine nähere Angabe zum tatsächlichen Geburtsort gemacht. Dies erklärt auch die hohe Zahl der aus weniger als fünf Kilometer Entfernung zugewanderten Personen zwischen 1670 und 1719. Eine eindeutige Trennung bzw. Zuordnung der Geburten zu den

tatsächlichen Geburtsorten ist in diesen Fällen nicht möglich. Daher kann die eindeutige Herkunft aus dem Kirchspiel Löhne erst für den späteren Untersuchungszeitraum nachgewiesen werden.

Tabelle 2: Entfernung der Geburtsorte der Eheleute bei beiderseitiger Erstehe, Löhne 1720–1769

Geburtsorte der Frauen bei Erstheirat	Geburtsorte der Männer bei Erstheirat								Gesamt	
	im Kirchspiel		bis 5 km entfernt		über 5 bis 10 km entf.		über 10 km entfernt			
	n	%	n	%	n	%	n	%	n	%
im Kirchspiel	134	67,4	15	7,5	5	2,5	4	2,0	158	79,4
bis 5 km entfernt	26	13,1	2	1,0	0	0,0	1	0,5	29	14,6
über 5 bis 10 km entfernt	8	4,0	0	0,0	0	0,0	1	0,5	9	4,5
über 10 km entfernt	1	1,0	0	0,0	0	0,0	1	0,5	3	1,5
Gesamt	170	85,5	17	8,5	5	2,5	7	3,5	199 ^a	100,0

^a Es sind insgesamt 207 Erstenen erfaßt, bei acht dieser Erstenen fehlt für einen oder beide Eheleute die Angabe eines Geburtsortes. Quelle: OFB Löhne.

Für die Zeit ab 1720 tritt in Löhne das Ausmaß der lokalen Endogamie deutlich hervor. Im Zeitraum von 1720 bis 1769 stammten fast 80% der Frauen, die erstmalig heirateten, aus dem Kirchspiel Löhne selbst. Bei den sich erstmalig verhehelichenden Männern war im gleichen Zeitraum die lokale Herkunft noch ausgeprägter. Hier waren es über 85%, die direkt aus Löhne stammten. Die wenigen Personen, die von auswärts in das ostwestfälische Kirchspiel einheirateten, kamen zum überwiegenden Teil aus den unmittelbar benachbarten Gemeinden und Bauerschaften. Lediglich 6% der Männer und Frauen, die in den Jahren von 1720 bis 1769 erstmalig heirateten, waren in einem mehr als zehn Kilometer entfernten Ort geboren worden. Die Zuwanderung bereits verheirateter Paare bzw. Familien war in diesen Jahren die Ausnahme. Es finden sich insgesamt fünf Eheleute, die nach ihrer auswärts erfolgten Eheschließung zuwanderten. Von diesen Paaren stammten allerdings nur in einem Fall beide Eheleute aus einem mehr als zehn Kilometer entfernten Ort.

Während in den Jahren von 1770 bis 1819 die lokale Endogamie der erstmalig heiratenden Männer nahezu konstant blieb, nahm der Anteil der von auswärts zuwandernden Frauen deutlich zu. Über 30% von ihnen waren nicht im Kirchspiel Löhne geboren worden, allerdings stammte der überwiegende Teil dieser Frauen aus den Nachbargemeinden Löhnes. Von den zwölf Frauen, die aus einer größeren Entfernung zuwanderten, heirateten acht Frauen einen aus dem Kirchspiel stammenden Mann, während vier Frauen gemeinsam mit ihren ebenfalls auswärtigen Ehemännern zuwanderten.

Tabelle 3: Entfernung der Geburtsorte der Eheleute bei beiderseitiger Erstehe, Löhne 1770–1819

Geburtsorte der Frauen bei Erstheirat	Geburtsorte der Männer bei Erstheirat								Gesamt	
	im Kirchspiel		bis 5 km entfernt		über 5 bis 10 km entf.		über 10 km entfernt			
	n	%	n	%	n	%	n	%	n	%
im Kirchspiel	152	59,4	15	5,9	7	2,7	4	1,5	178	69,5
bis 5 km entfernt	46	18,0	5	2,0	0	0,0	1	0,4	52	20,3
über 5 bis 10 km entfernt	12	4,7	1	0,4	0	0,0	1	0,4	14	5,5
über 10 km entfernt	8	3,1	0	0,0	2	0,8	2	0,8	12	4,7
Gesamt	218	85,2	21	8,2	9	3,5	8	3,5	256 ^a	100,0

^a Es sind insgesamt 270 Erstenen erfaßt, bei 14 dieser Erstenen fehlt für einen oder beide Eheleute die Angabe eines Geburtsortes. Quelle: OFB Löhne.

Tabelle 4: Entfernung der Geburtsorte der Eheleute bei beiderseitiger Erstehe, Löhne 1820–1870

Geburtsorte der Frauen bei Erstheirat	Geburtsorte der Männer bei Erstheirat								Gesamt	
	im Kirchspiel		bis 5 km entfernt		über 5 bis 10 km entf.		über 10 km entfernt			
	n	%	n	%	n	%	n	%	n	%
im Kirchspiel	176	51,0	35	10,1	14	4,1	4	1,2	229	66,4
bis 5 km entfernt	63	18,3	11	3,2	7	2,0	4	1,2	85	24,6
über 5 bis 10 km entfernt	13	3,8	4	1,2	5	1,4	0	0,0	22	6,4
über 10 km entfernt	5	1,4	1	0,3	1	0,3	2	0,6	9	2,6
Gesamt	257	74,5	51	14,8	27	7,8	10	2,9	345 ^a	100,0

^a Es sind insgesamt 357 Erstenen erfaßt, bei zwölf dieser Erstenen fehlt für einen oder beide Eheleute die Angabe eines Geburtsortes. Quelle: OFB Löhne.

Erst ab den 1820er Jahren stieg der Anteil der zuwandernden Männer deutlich an, aber auch hier stammten sie ähnlich wie die zuwandernden Frauen in der Regel aus den benachbarten Ortschaften. Von den zehn Männern, deren Herkunftsort mehr als zehn Kilometer von Löhne entfernt lag, wanderten lediglich zwei Männer aus einer Distanz von mehr als 25 Kilometern zu. Zum einen war der aus Frankfurt am Main stammende Kaufmann Anton Bernard Kissler, der 1869 die aus dem benachbarten Oberbehme stammende Mathilde Auguste von Laer heiratete, seit spätestens 1870 im Kirchspiel Löhne ansässig, zum anderen lebte der aus Petershagen bei Minden stammende Lehrer und Kantor Heinrich Gottlieb Reckeweg, der mit der in dem benachbarten

Mennighüffen geborenen Johanna Charlotte Kuhlmann verheiratet war, seit spätestens 1843 im Kirchspiel Löhne. In diesem Zeitraum wanderte nur eine Frau aus einer Distanz von mehr als 25 Kilometern zu: Die aus Osnabrück stammende Clara Margaretha Elisabeth Schröder heiratete im Kirchspiel Löhne den in Bielefeld geborenen Pastor August Heinrich Schmieding.

Auffällig ist die Zunahme der Zuwanderung von auswärtigen Ehepaaren und Familien. Bei mehr als 10% der im OFB Löhne registrierten Ehen stammten im Zeitraum von 1820 bis 1870 beide Eheleute nicht aus dem Kirchspiel Löhne, während in den Jahren von 1770 bis 1819 dieser Wert noch unter 5% gelegen hatte. Von diesen 35 auswärtigen Paaren heirateten in den Jahren von 1820 bis 1870 18 Paare im Kirchspiel Löhne, während die anderen 17 Paare erst nach ihrer Heirat gemeinsam zuwanderten. Mehr als ein Drittel der Männer wurde als Heuerlinge bezeichnet, in den Jahren von 1770 bis 1819 waren von den zwölf auswärtigen Männern, die mit ihrer ebenfalls auswärtigen Frau nach Löhne zuwanderten bzw. ihre außerhalb von Löhne geborene Frau dort heirateten, sechs als Heuerlinge bezeichnet worden. Eine mögliche Ursache für die verstärkte Zuwanderung von auswärtigen Heuerlingsfamilien in den ersten zwei Dritteln des 19. Jahrhunderts könnte in der Amerikaauswanderung aus dem Raum Löhne liegen. Rund ein Zehntel der Löhner Bevölkerung war bis 1866 nach Übersee ausgewandert.²⁰ So gingen allein im Zeitraum von 1838 bis 1860 mindestens acht Heuerlingsfamilien nach Nordamerika.²¹ Dies mag eine Möglichkeit für auswärtige Familien geboten haben, freigewordene Ressourcen zu nutzen. Zudem kam der größte Teil dieser Familien aus den benachbarten Orten und Bauerschaften, so daß der Informationsfluß über das Freiwerden von Stellen gewährleistet war. Eine weitere Ursache für den stärkeren Zuzug von auswärtigen Eheleuten und Familien lag möglicherweise auch im Eisenbahnbau, der in Löhne in den 1850er und 1860er Jahren erfolgte. So wurden drei der zugewanderten Männer, deren erstmalige Eheschließung in den Jahren des Löhner Eisenbahnbaus erfolgte, im OFB Löhne als Bahnwärter bezeichnet.

20 Klaus Tieke, Wirtschaftliche und soziale Strukturen im Raum Löhne (1850–1918), in: 1000 Jahre Löhne. Beiträge zur Orts- und Stadtgeschichte, hg.v. Heimatverein Löhne/Stadt Löhne 1993, S. 165–219, hier S. 174; Wilhelm Eickmeyer/Otto Steffen in Zusammenarbeit mit Karl Vogt, Amerikaauswanderer aus den Gemeinden Löhne, Gohfeld, Obernbeck und Mennighüffen im 19. Jahrhundert, in: Amerikaauswanderer aus dem unteren Werretal (Beiträge zur Heimatkunde der Städte Löhne und Bad Oeynhaus, Sonderh. 4), hg.v. Heimatverein Löhne und Arbeitskreis für Heimatpflege der Stadt Bad Oeynhaus, Löhne 1985, S. 144–184.

21 Eickmeyer/Steffen, Amerikaauswanderer. Die in der dortigen Auswandererliste fehlenden Berufsangaben zu den erfaßten Personen konnten zum Teil mit Hilfe des Ortsfamilienbuchs Löhne ergänzt werden.

Tabelle 5: Entfernung der Geburtsorte der Eheleute bei beiderseitiger Erstehe, Oberkirchen 1670–1720

Geburtsorte der Frauen bei Erstheirat	Geburtsorte der Männer bei Erstheirat								Gesamt	
	im Kirchspiel		bis 5 km entfernt		über 5 bis 10 km entf.		über 10 km entfernt			
	n	%	n	%	n	%	n	%	n	%
im Kirchspiel	49	77,8	1	1,6	4	6,3	6	9,5	60	95,2
bis 5 km entfernt	0	0,0	0	0,0	0	0,0	0	0,0	0	0,0
über 5 bis 10 km entfernt	2	3,2	0	0,0	0	0,0	0	0,0	2	3,2
über 10 km entfernt	1	1,6	0	0,0	0	0,0	0	0,0	1	1,6
Gesamt	52	82,5	1	1,6	4	6,3	6	9,5	63 ^a	100,0

^a Es sind insgesamt 147 Erstenen erfaßt, bei 84 dieser Erstenen fehlt für einen oder beide Eheleute die Angabe eines Geburtsortes. Quelle: OFB Oberkirchen

Tabelle 6: Entfernung der Geburtsorte der Eheleute bei beiderseitiger Erstehe, Oberkirchen 1720–1769

Geburtsorte der Frauen bei Erstheirat	Geburtsorte der Männer bei Erstheirat								Gesamt	
	im Kirchspiel		bis 5 km entfernt		über 5 bis 10 km entf.		über 10 km entfernt			
	n	%	n	%	n	%	n	%	n	%
im Kirchspiel	181	71,3	5	2,0	12	4,7	21	8,3	219	86,2
bis 5 km entfernt	2	0,8	0	0,0	1	0,4	0	0,0	3	1,2
über 5 bis 10 km entfernt	12	4,7	0	0,0	0	0,0	2	0,8	14	5,5
über 10 km entfernt	15	5,9	0	0,0	1	0,4	2	0,8	18	7,1
Gesamt	210	82,7	5	2,0	14	5,5	25	9,8	254 ^a	100,0

^a Es sind insgesamt 356 Erstenen erfaßt, bei 102 dieser Erstenen fehlt für einen oder beide Eheleute die Angabe eines Geburtsortes. Quelle: OFB Oberkirchen.

Im sauerländischen Kirchspiel Oberkirchen bietet sich dagegen ein anderes Bild des Zuwanderungsverlaufs. Im Ortsfamilienbuch Oberkirchen sind insgesamt 1.504 Ehen erfaßt, bei denen in den Jahren von 1670 bis 1870 sowohl der Mann als auch die Frau erstmalig heirateten. Bei 1.225 dieser Ehen liegen für beide Eheleute eindeutige Angaben des Geburtsortes vor.

Während das Niveau der lokalen Endogamie für die Männer in Oberkirchen bis zu den 1820er Jahren ähnlich hoch lag wie in Löhne, fällt die im Vergleich stärker ausgeprägte lokale Endogamie der Frauen im sauerländischen Kirchspiel deutlich auf. Während in Löhne im wesentlichen Frauen in das Kirchspiel einwanderten, überstieg bis 1769 der Anteil der aus Oberkirchen stammenden Frauen den entsprechenden Anteil der Männer.

Tabelle 7: Entfernung der Geburtsorte der Eheleute bei beiderseitiger Erstehe, Oberkirchen 1770–1819

Geburtsorte der Frauen bei Erstheirat	Geburtsorte der Männer bei Erstheirat								Gesamt	
	im Kirchspiel		bis 5 km entfernt		über 5 bis 10 km entf.		über 10 km entfernt			
	n	%	n	%	n	%	n	%	n	%
im Kirchspiel	215	70,0	2	0,7	23	7,5	12	3,9	252	82,1
bis 5 km entfernt	2	0,7	0	0,0	0	0,0	1	0,3	3	1,0
über 5 bis 10 km entfernt	26	8,5	0	0,0	2	0,7	1	0,3	29	9,5
über 10 km entfernt	20	6,5	0	0,0	1	0,3	2	0,7	23	7,5
Gesamt	263	85,7	2	0,7	26	8,5	16	5,2	307 ^a	100,0

^a Es sind insgesamt 357 Erstenen erfaßt, bei 50 dieser Erstenen fehlt für einen oder beide Eheleute die Angabe eines Geburtsortes. Quelle: OFB Oberkirchen.

Tabelle 8: Entfernung der Geburtsorte der Eheleute bei beiderseitiger Erstehe, Oberkirchen 1820–1870

Geburtsorte der Frauen bei Erstheirat	Geburtsorte der Männer bei Erstheirat								Gesamt	
	im Kirchspiel		bis 5 km entfernt		über 5 bis 10 km entf.		über 10 km entfernt			
	n	%	n	%	n	%	n	%	n	%
im Kirchspiel	376	62,6	9	1,5	30	5,0	52	8,6	467	77,7
bis 5 km entfernt	21	3,5	0	0,0	1	0,2	1	0,2	23	3,8
über 5 bis 10 km entfernt	39	6,5	0	0,0	1	0,2	3	0,5	43	7,2
über 10 km entfernt	61	10,1	1	0,2	1	0,2	5	0,8	68	11,3
Gesamt	497	82,7	10	1,7	33	5,5	61	10,1	601 ^a	100,0

^a Es sind insgesamt 644 Erstenen erfaßt, bei 43 dieser Erstenen fehlt für einen oder beide Eheleute die Angabe eines Geburtsortes. Quelle: OFB Oberkirchen.

Erst nach 1770 ist die lokale Herkunft der Männer stärker ausgeprägt als die der Frauen, allerdings sind die Unterschiede deutlich geringer als in Löhne. Hierbei ist aber die unterschiedliche Flächengröße der Kirchspiele zu berücksichtigen, die zu einer gewissen Verzerrung führen kann.

Ein so deutlicher Rückgang der lokalen Endogamie, wie er sich in Löhne vor allem ab den 1820er Jahren zeigt, findet sich im sauerländischen Oberkirchen nicht. Das Niveau der lokalen Herkunft der Männer bleibt im gesamten Untersuchungszeitraum relativ konstant, und auch die Zunahme der Zahl der zugewanderten Frauen ist weniger ausgeprägt als in Löhne. Insbesondere die Zuwanderung auswärtiger Ehepaare und Familien findet

sich in Oberkirchen kaum. Auffällig ist die Tatsache, daß die in das Kirchspiel zuwandernden Personen aus einer größeren Distanz kamen, als dies im ostwestfälischen Löhne der Fall war (s. hierzu auch die Karte). Dies liegt sicherlich einerseits an den generell größeren Distanzen zwischen den Ortschaften im gebirgigen Sauerland, es erklärt aber nicht das insgesamt deutlich größere Einzugsgebiet. Von den 25 Frauen, deren Zuwanderung aus einer Distanz von mehr als 25 Kilometern im OFB Oberkirchen für die Jahre 1820–1870 erfaßt ist, kamen 15 aus einer Entfernung von mehr als 50 Kilometern in das Kirchspiel. Lediglich drei dieser Frauen waren bei ihrer Zuwanderung bereits mit einem ebenfalls auswärtigen Ehemann verheiratet. Ein ähnliches Bild findet sich bei den Männern, die zwischen 1820 und 1870 erstmalig geheiratet hatten. 18 Männer kamen aus einem mehr als 25 Kilometer entfernten Geburtsort, zehn von ihnen waren sogar in einem mehr als 50 Kilometer entfernten Ort geboren worden.

Tabelle 9: Entfernung der Geburtsorte der Eheleute bei beiderseitiger Erstehung, Borgeln 1670–1719

Geburtsorte der Frauen bei Erstehung	Geburtsorte der Männer bei Erstehung								Gesamt	
	im Kirchspiel		bis 5 km entfernt		über 5 bis 10 km entf.		über 10 km entfernt			
	n	%	n	%	n	%	n	%	n	%
im Kirchspiel	46	93,9	0	0,0	0	0,0	1	2,0	47	96,0
bis 5 km entfernt	1	2,0	0	0,0	0	0,0	0	0,0	1	2,0
über 5 bis 10 km entfernt	1	2,0	0	0,0	0	0,0	0	0,0	1	2,0
über 10 km entfernt	0	0,0	0	0,0	0	0,0	0	0,0	0	0,0
Gesamt	48	98,0	0	0,0	0	0,0	1	2,0	49 ^a	100,0

^a Es sind insgesamt 257 Ersten erfaßt, bei 208 dieser Ersten fehlt für einen oder beide Eheleute die Angabe eines Geburtsortes. Quelle: OFB Borgeln.

Das in der Soester Börde gelegene Kirchspiel Borgeln hebt sich von den zuvor genannten Kirchspielen durch eine noch deutlicher ausgeprägte lokale Endogamie ab. Im OFB dieses Kirchspiels liegen für 700 der insgesamt 1.612 erfaßten Ersten eindeutige Angaben zum Geburtsort beider Eheleute vor. Bis 1819 kamen die erstmalig heiratenden Männer fast ausschließlich aus dem Kirchspiel Borgeln selbst, und auch für die Zeit bis 1870 sank ihr Anteil nicht unter 87%. Die lokale Endogamie der Frauen war bis 1769 ähnlich hoch ausgeprägt wie bei den Männern. Ab 1770 stieg der Anteil der zugewanderten Frauen bei den Eheschließungen geringfügig an, allerdings lag der Anteil der einheimischen Frauen bis 1870 bei rund 87%.

Wenn auch der im Vergleich zu den beiden anderen Ortsfamilienbüchern relativ hohe Anteil der Ersten, in denen die Herkunft der Eheleute

Tabelle 10: Entfernung der Geburtsorte der Eheleute bei beiderseitiger Erstehe, Borgeln 1720–1769

Geburtsorte der Frauen bei Erstheirat	Geburtsorte der Männer bei Erstheirat								Gesamt	
	im Kirchspiel		bis 5 km entfernt		über 5 bis 10 km entf.		über 10 km entfernt			
	n	%	n	%	n	%	n	%	n	%
im Kirchspiel	112	91,1	1	0,8	3	2,4	0	0,0	116	94,3
bis 5 km entfernt	3	2,4	0	0,0	0	0,0	0	0,0	3	2,4
über 5 bis 10 km entfernt	4	3,3	0	0,0	0	0,0	0	0,0	4	3,3
über 10 km entfernt	0	0,0	0	0,0	0	0,0	0	0,0	0	0,0
Gesamt	119	96,7	1	0,8	3	2,4	0	0,0	123 ^a	100,0

^a Es sind insgesamt 425 Erstenen erfaßt, bei 302 dieser Erstenen fehlt für einen oder beide Eheleute die Angabe eines Geburtsortes. Quelle: OFB Borgeln.

Tabelle 11: Entfernung der Geburtsorte der Eheleute bei beiderseitiger Erstehe, Borgeln 1770–1819

Geburtsorte der Frauen bei Erstheirat	Geburtsorte der Männer bei Erstheirat								Gesamt	
	im Kirchspiel		bis 5 km entfernt		über 5 bis 10 km entf.		über 10 km entfernt			
	n	%	n	%	n	%	n	%	n	%
im Kirchspiel	159	79,9	6	3,0	8	4,0	0	0,0	173	86,9
bis 5 km entfernt	6	3,0	0	0,0	0	0,0	0	0,0	6	3,0
über 5 bis 10 km entfernt	16	8,0	0	0,0	2	1,0	0	0,0	18	9,0
über 10 km entfernt	2	1,0	0	0,0	0	0,0	0	0,0	2	1,0
Gesamt	183	92,0	6	3,0	10	5,0	0	0,0	199 ^a	100,0

^a Es sind insgesamt 346 Erstenen erfaßt, bei 147 dieser Erstenen fehlt für einen oder beide Eheleute die Angabe eines Geburtsortes. Quelle: OFB Borgeln.

nicht bekannt ist, die Werte bezüglich der lokalen Endogamie möglicherweise nach oben verzerrt, so ist die geringe Zuwanderung auswärtiger Personen doch bemerkenswert. So kamen über den gesamten Untersuchungszeitraum betrachtet von den 1.400 Eheleuten, deren Herkunft bekannt ist, nur 142 Personen nicht aus dem Kirchspiel Borgeln, und es finden sich im gesamten Untersuchungszeitraum nur fünf Ehepaare, bei denen beide Eheleute nicht im Kirchspiel Borgeln geboren worden sind. Eine Zuwanderung auswärtiger Eheleute und Familien spielte für diesen Untersuchungsort offenbar keine Rolle. In Borgeln beschränkte sich die Zuwanderung in das Kirchspiel auf die Heiratswanderung lediger Personen, die zudem nur in einem sehr geringen Umfang erfolgte.

Tabelle 12: Entfernung der Geburtsorte der Eheleute bei beiderseitiger Erstehe, Borgeln 1820–1870

Geburtsorte der Frauen bei Erstheirat	Geburtsorte der Männer bei Erstheirat								Gesamt	
	im Kirchspiel		bis 5 km entfernt		über 5 bis 10 km entf.		über 10 km entfernt			
	n	%	n	%	n	%	n	%	n	%
im Kirchspiel	248	75,4	10	3,0	19	5,8	10	3,0	287	87,2
bis 5 km entfernt	9	2,7	0	0	1	0,3	0	0,0	10	3,0
über 5 bis 10 km entfernt	24	7,3	0	0	1	0,3	1	0,3	26	7,9
über 10 km entfernt	6	1,8	0	0	0	0,0	0	0,0	6	1,8
Gesamt	287	87,2	10	3,0	21	6,4	11	3,3	329 ^a	100,0

^a Es sind insgesamt 584 Erstenen erfaßt, bei 255 dieser Erstenen fehlt für einen oder beide Eheleute die Angabe eines Geburtsortes. Quelle: OFB Borgeln.

Räumliche Reichweiten der Zuwanderung

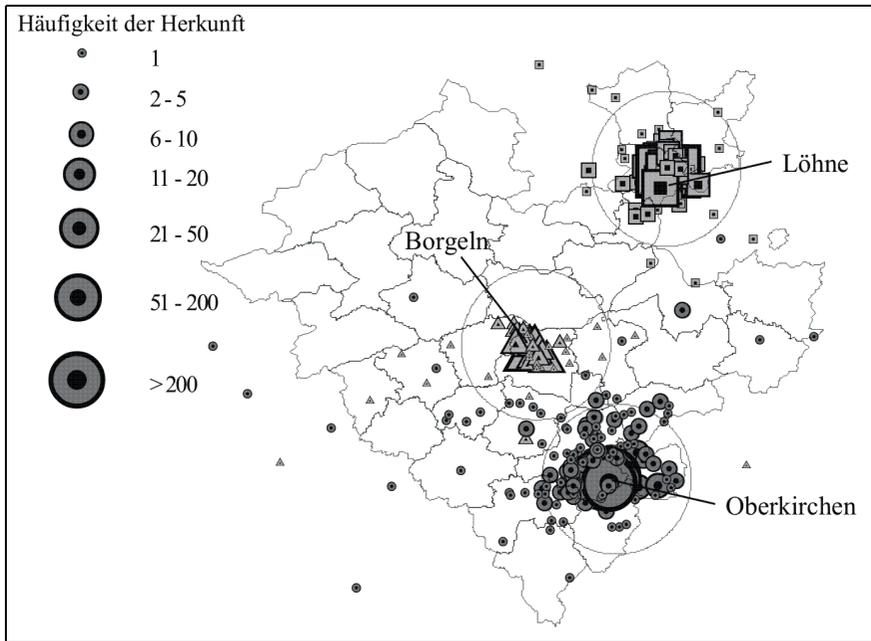
Bei der Betrachtung der Herkunftsorte der Eheleute mit kartographischen Mitteln fallen weitere Unterschiede in der Form der Zuwanderung zwischen den untersuchten Kirchspielen auf. In Borgeln konzentrieren sich die Geburtsorte der Eheleute aufgrund der ausgeprägten lokalen Endogamie auf die zum Kirchspiel gehörenden Orte und Bauerschaften. Zudem liegen die Herkunftsorte der wenigen zugewanderten Personen im wesentlichen in den unmittelbar benachbarten Ortschaften. Die Zuwanderung aus einer Entfernung von mehr als 25 Kilometern erfolgte nur punktuell und beschränkte sich auf wenige Einzelfälle. Das Phänomen einer Gruppen- oder Kettenwanderung²² aus einen entfernten Ort findet sich hier nicht.

Im Gegensatz dazu fällt die trotz der ausgeprägten lokalen Endogamie weiträumige Streuung der Herkunftsorte der Zuwanderer im Kirchspiel Oberkirchen auf. Die Streuung der Herkunftsorte innerhalb des 25 Kilometer umfassenden Radius erklärt sich zumindest teilweise aus der geringen Bevölkerungsdichte und den daraus resultierenden Distanzen zwischen den Ortschaften im Sauerland. Eine Erklärung für die weit entfernten westlichen Herkunftsorte liegt möglicherweise im Wanderhandel, der um die Mitte des 19. Jahrhunderts seine größte Bedeutung erreichte.²³ Die Wanderhändler des

22 Zum Begriff der Kettenwanderung s. vor allem Walter D. Kamphoefner, *The Westphalians. From Germany to Missouri*, Princeton 1987, S. 71.

23 Vgl. Alfred Bruns, *Gericht und Kirchspiel Oberkirchen. Beiträge zur Geschichte der Stadt Schmallingenberg*, Schmallingenberg 1981, S. 705; allgemein zum Wanderhandel im Sauerland: Peter Höher, *Heimat und Fremde. Wanderhändler des oberen Sauerlandes* (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, Bd. 41), Münster 1985.

Karte: Geburtsorte der Eheleute (Erstehen von 1670 bis 1870)



Bemerkung: Es sind die Kreisgrenzen der Provinz Westfalen im Jahr 1897 dargestellt. Die Kreise um die Kirchspiele haben einen Radius von 25 Kilometern. Kartographie: Anja Appel und Volker Lünemann. Quellen: OFB Borgeln, Löhne, Oberkirchen.

Kirchspiels Oberkirchen handelten überwiegend in Holland und im Rheinland. Allerdings handelt es sich hierbei um Einzelwanderungen. Eine Migrationsbewegung über größere Entfernung, die durch soziale Beziehungen insbesondere zu früheren Migranten entstanden ist (<chain migration>), findet sich auch in Oberkirchen nicht.²⁴ Wenngleich die räumliche Reichweite der Herkunftsgebiete in Löhne aufgrund der höheren Zuwanderung größer ist als in Borgeln, liegt sie doch deutlich unter der des sauerländischen Kirchspiels Oberkirchen. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, beschränkt sich die Herkunft der Zuwanderer auf einen Umkreis von 25 Kilometern.

Die drei untersuchten Kirchspiele zeigen eine deutliche lokale Endogamie, was die Wahl der Ehepartner betrifft. Obwohl ein Vergleich der Kirchspiele mit den Ergebnissen ähnlich gelagerter Untersuchungen aufgrund der unterschiedlichen Bevölkerungs- und Flächengrößen der Untersu-

24 Ein ähnliches Bild der Zuwanderung zeichnet Georg Fertig für das baden-durlachische Dorf Göbrichen, vgl. Fertig, Lokales Leben, atlantische Welt, S. 251f.

chungsorte sowie aufgrund von Unterschieden in der Bemessung schwierig ist, so fällt die ausgeprägte lokale Endogamie der drei Kirchspiele dennoch auf. So lag die Zuwanderung im baden-durlachischen Dorf Göbrichen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf einem deutlich höheren Niveau.²⁵ Gleiches gilt für das in der Wesermarsch gelegene Altenesch²⁶ sowie für die norddeutsche Küstenregion Butjadingen²⁷, die sich durch ein erheblich höheres Zuwanderungsniveau auszeichneten. Im münsterländischen Steinfeld und im osnabrückischen Damme²⁸ lag die Zuwanderung zwischen 1810 und 1849 auf einem ähnlich hohen Niveau wie in den hier untersuchten Kirchspielen im entsprechenden Zeitraum; ein exakterer Vergleich ist aufgrund der zuvor genannten Probleme aber nicht möglich.

Neben der Stärke der lokalen Heiratskreise ist vor allem die ungleichartige Entwicklung der lokalen Endogamie auffällig. Während in Löhne die Zuwanderung durch auswärtige Ehepartner deutlich zunahm und zudem verstärkt auswärtige Familien bzw. Paare in der Mitte des 19. Jahrhunderts zuwanderten, fand in Oberkirchen und Borgeln eine derartige Veränderung in der Herkunft der Eheleute nicht statt. Auffällig ist hierbei aber, daß sich die Öffnung der Löhner Heiratskreise im wesentlichen auf die unmittelbare Nachbarschaft beschränkt und auch der verstärkte Zuzug bereits verheirateter Paare und Familien hauptsächlich aus den benachbarten Orten und Bauerschaften erfolgte. Wie ein Blick auf das durchschnittliche Heiratsalter zeigt, war die Dynamik der Haushaltsgründung im ostwestfälischen Löhne deutlich ausgeprägter als in Oberkirchen und Borgeln.

Wie andere Untersuchungen im östlichen Westfalen zeigen, lag das Heiratsalter in Löhne auf einem für die Region nicht ungewöhnlichem Niveau.²⁹ Ob die relativ frühe Haushaltsgründung auf das protoindustrielle Heuerlingswesen zurückzuführen ist, muß für das Kirchspiel Löhne aller-

25 Ebd., S. 247.

26 Ernst Hinrichs/Wilhelm Norden, Demographische Strukturen in zwei Oldenburger Landgemeinden (1700 bis 1850). Ergebnisse einer nicht-nominativen Kirchenbuchauswertung, in: dies., Regionalgeschichte. Probleme und Beispiele (Quellen und Untersuchungen zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Niedersachsens in der Neuzeit, Bd. 6), Hildesheim 1980, S. 42–102, hier S. 58.

27 Norden, Eine Bevölkerung in der Krise, S. 187–190.

28 Christoph Reinders-Düselder, Ländliche Bevölkerung vor der Industrialisierung. Geburt, Heirat und Tod in Steinfeld, Damme und Neuenkirchen 1650 bis 1850 (Materialien & Studien zur Alltagsgeschichte und Volkskultur Niedersachsens, Bd. 25), Cloppenburg 1995, S. 97f.

29 Dietrich Ebeling/Peter Klein, Das soziale und demographische System der Ravensberger Protoindustrialisierung, in: Ernst Hinrichs/Henk van Zon (Hg.), Bevölkerung im Vergleich: Studien zu den Niederlanden und Nordwestdeutschland, Aurich 1988, S. 27–48, hier S. 35.

dings in Frage gestellt werden.³⁰ Zumindest ist das Zusammenspiel von früher Haushaltsgründung und der im Vergleich zu den beiden anderen Kirchspielen ausgeprägteren Zuwanderung von auswärtigen Eheleuten auffällig.

Tabelle 13: Durchschnittliches Heiratsalter bei beiderseitiger Erstehe

Zeitraum	Borgeln			Löhne			Oberkirchen		
	Männer	Frauen	Anzahl Ehen	Männer	Frauen	Anzahl Ehen	Männer	Frauen	Anzahl Ehen
1670–1719 ^a				26,6	25,1	151	28,7	25,5	51
1720–1769	28,8	26,2	119	25,5	24,1	198	28,8	25,1	206
1770–1819	28,6	26,4	195	25,5	24,7	256	30,0	25,4	268
1820–1870	29,6	25,6	320	25,9	24,1	348	30,5	26,0	614

^a Aufgrund großer Lücken und Ungenauigkeiten in den Altersangaben im OFB Borgeln wurde für diesen Zeitraum auf eine Berechnung des durchschnittlichen Heiratsalters verzichtet. Quellen: OFB Borgeln, Löhne, Oberkirchen.

Schluß

Es zeigt sich deutlich, daß kleinräumige Wanderungsbewegungen, so wie sie sich in den untersuchten Ortsfamilienbüchern widerspiegeln, in ihrem Ausmaß und ihrer zeitlichen Entwicklung in den unterschiedlichen Regionen deutlich voneinander abwichen und durch lokale Veränderungen erheblich beeinflußt wurden.

Wenngleich in allen untersuchten Kirchspielen die lokale Endogamie, wenn auch teilweise nur sehr geringfügig, abnahm, so waren das Ausmaß und die Form, in denen sich die Zuwanderung in den einzelnen Kirchspielen veränderte, höchst unterschiedlich. In den Kirchspielen Oberkirchen und Borgeln war die dauerhafte Zuwanderung trotz der unterschiedlichen Ausprägung im Hinblick auf Reichweite und Umfang fast ausschließlich über den Heiratsmarkt gesteuert. Der Wanderhandel in Oberkirchen übte offenbar einen Einfluß auf die Reichweite der Heiratskreise aus, hatte aber keinen erkennbaren Einfluß auf andere Formen der Zuwanderung. Nur im Kirchspiel Löhne finden sich im 19. Jahrhundert dauerhafte Zuwanderungen, die über den Heiratsmarkt hinausgingen. Diese wurden zu einem großen Teil durch die starke Nordamerikaauswanderung aus dem Kirchspiel sowie den Eisenbahnbau in den 1850er und 1860er Jahren ausgelöst und haben damit ihre Ursache in spezifischen lokalen Faktoren.

30 Vgl. Georg Fertig, *Gemeinheitsteilungen in Löhne: Eine Fallstudie zur Sozial- und Umweltgeschichte Westfalens im 19. Jahrhundert*, in: Karl Ditt/Rita Gudermann/Norwich Rüße (Hg.), *Agrarmodernisierung und ökologische Folgen: Westfalen vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*, Paderborn 2001, S. 393–426.

Hermann Zeitlhofer

Formen der Seßhaftigkeit bei Hausbesitzern und Landlosen in der südböhmischen Pfarre Kapličky 1640–1840

Das lange Zeit dominante Bild einer immobilen und seßhaften ländlichen Bevölkerung in vorindustrieller Zeit wurde in den letzten Jahrzehnten gründlich revidiert.¹ Neuerdings wird sogar betont, daß die Mobilität während der Frühen Neuzeit und der Frühphase der Industrialisierung in vielen europäischen Ländern und Regionen höher als im 20. Jahrhundert war.² Die heute als unbestritten erachtete hohe Mobilität während der Frühen Neuzeit auch auf dem Lande wird aber noch immer beinahe ausschließlich den landlosen Gruppen (Gesinde, Handwerksgesellen, Bettler etc.) unter der ländlichen Bevölkerung zugeschrieben, über die es zahlreiche Studien gibt.³ So spricht Christian Pfister im Zusammenhang mit Mobilität von den »weniger bodengebundenen Schichten«⁴, Wolfgang von Hippel verwendet die Formulierung von der »mobilen Armut« und betont »die entschieden höhere regionale Mobilität der Unterschichten«.⁵ Bis heute wird Mobilitätsbereitschaft auch als eng an bestimmte Lebensphasen gebunden gedacht. Migration vor der Eheschließung in Form von Gesinde- oder Heiratsmobilität wird

-
- 1 Hierzu s. etwa Christian Pfister, *Bevölkerungsgeschichte und Historische Demographie, 1500–1800*, München 1994, S. 47f.
 - 2 Josef Ehmer, *Alter und Generationenbeziehungen im Spannungsfeld von öffentlichem und privatem Leben*, in: ders./Peter Gutschner (Hg.), *Das Alter im Spiel der Generationen. Historische und sozialwissenschaftliche Beiträge*, Wien/Köln/Weimar 2000, S. 15–48, hier S. 36; Leslie Page Moch, *Moving Europeans. Migration in Western Europe since 1650*, Bloomington 1992.
 - 3 Zu den Vagierenden s. z.B. Sabine Kienitz, *Frauen zwischen Not und Normen. Zur Lebensweise vagierender Frauen um 1800 in Württemberg*, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*, 2. 1991, S. 34–58; zur Bedeutung der Gesellenwanderung etwa Josef Ehmer, *Tramping Artisans in Nineteenth-Century Vienna*, in: David Siddle (Hg.), *Migration, Mobility, and Modernization*, Liverpool 2000, S. 164–185.
 - 4 Pfister, *Bevölkerungsgeschichte*, S. 47.
 - 5 Wolfgang von Hippel, *Armut, Unterschichten, Randgruppen in der Frühen Neuzeit*, München 1995, S. 72, 89f.

berücksichtigt⁶, die Heirat gilt aber für viele Autoren als Beginn der Seßhaftigkeit. Dies wird etwa bei Paul Münch besonders deutlich, wenn er schreibt: »Nach der Eheschließung folgte in der Regel eine lebenslange Stabilität an dem Ort, an dem man seinem Beruf nachging.«⁷ Als Ausnahmen nennt er lediglich Lohnarbeiter, Wanderhandwerker, Kaufleute. Dagegen hat etwa Steve Hochstadt bereits früh festgehalten: »dichotomies between stable peasants and mobile proletarians or between permanent migration and aimless wandering are misleading. Migration was an integral and regular part of a relatively stable social and economic order.«⁸

Trotz dieses Einwandes herrscht in der Literatur bis dato ein Bild der vorindustriellen ländlichen Gesellschaften vor, das zwar sehr vielfältige Formen und Typen von Mobilität in der Frühen Neuzeit erkennen läßt – so mobil diese Gesellschaften aber nunmehr auch gezeichnet werden, manche Personengruppen erscheinen nach wie vor davon ausgenommen. Anders als Ledige und Besitzlose werden verheiratete Personen und Hausbesitzer tendenziell als immobil und seßhaft angesehen. Insbesondere im Falle der grundbesitzenden Bevölkerung wird nach wie vor eine starke Orts- und Hausgebundenheit unhinterfragt angenommen.

Im Gegensatz zu Fragen nach dem Umfang der Mobilität und den besonders mobilen Gruppen sind bis heute aber das Ausmaß und die verschiedenen Formen von Seßhaftigkeit während der Frühen Neuzeit kaum untersucht; dies, obwohl ›Seßhaftigkeit‹ bis vor kurzem noch als zentrales Charakteristikum der vorindustriellen Gesellschaft galt. »Die Bevölkerung des absolutistischen Staates ist grundsätzlich seßhaft« schrieb noch 1981 ein Sozialhistoriker.⁹ Natürlich unterlag aber auch das Ausmaß der Immobilität von Personengruppen einem historischen Wandel. Kürzlich hat etwa Georg Fertig an einem südwestdeutschen Fallbeispiel für verheiratete Personen auf Basis der Kirchenbücher eine ›zunehmende‹ Seßhaftigkeit am Ort während des

6 Zum Gesinde s. etwa Christer Lundh, *Servant Migration in Sweden in the Early 19th Century*, in: *Journal of Family History*, 24. 1999, S. 53–73; Penelope Wilcox, *Marriage, Mobility, and Domestic Service*, in: *Annales de Démographie Historique*, 1981, S. 195–206. Als Beispiel für die Analyse von Heiratsmobilität s. etwa Pat Hudson/Steve King, *A Sense of Place. Industrializing Townships in Eighteenth Century Yorkshire*, in: René Leboutte (Hg.), *Protoindustrialization: New Researches and New Perspectives*, Genf 1996, S. 181–210; Blanka Šterbová, *Sňatečnost a sňatková migrace ve farnosti Střelské Hoštice v letech 1645–1890 [Eheschließungen und Heiratsmigration in der Pfarre Střelské Hoštice in den Jahren 1645–1890]*, in: *Jihočeský sborník historický*, 58. 1989, S. 125–136.

7 Paul Münch, *Lebensformen in der Frühen Neuzeit, 1500–1800*, Berlin 1998, S. 225.

8 Steve Hochstadt, *Migration in Preindustrial Germany*, in: *Central European History*, 16. 1983, S. 195–224, hier S. 213.

9 Florian Tennstedt, *Sozialgeschichte der Sozialpolitik in Deutschland. Vom 18. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg*, Göttingen 1981, S. 18.

18. Jahrhunderts festgestellt.¹⁰ Versucht man nun eine Untersuchung von ›Seßhaftigkeit‹, stellt sich zunächst die Frage nach deren Definition. Prinzipiell kann unter diesem Begriff sehr Verschiedenes verstanden werden. Lebenslange Anwesenheit an einem eng begrenzten geographischen Raum (etwa einer Pfarre) kann damit ebenso wie das kontinuierliche Wohnen in ein und demselben Dorf gemeint sein. Eine weitere Form von Seßhaftigkeit stellt die sogenannte Haussässigkeit dar. Erweitert man den Blickwinkel vom einzelnen Individuum auf ganze Familien, dann tritt neben der lebenslangen Bindung eines Individuums an ein Haus auch die Frage der generationenübergreifenden Bindung von Familien an bestimmte Häuser. Bei den genannten Phänomenen handelt es sich um sehr unterschiedliche Formen von Seßhaftigkeit, die für verschiedene soziale Gruppen jeweils unterschiedliche Bedeutung hatten und demnach auch getrennt analysiert werden sollten. Bildet jedoch ein konkretes Dorf den Ausgangs- und Untersuchungspunkt, so erscheint es sinnvoll, alle diese genannten Typen gemeinsam in den Blick zu nehmen, denn nur so ist eine Annäherung an die grundlegende Frage nach dem ›mobilen‹ oder ›immobilen‹ Charakter der dörflichen Gesellschaft adäquat möglich.

Wie seßhaft und an ihr Haus gebunden waren die Bauern und die anderen ländlichen Hausbesitzer während der Frühen Neuzeit? Waren sie immer in demselben Ausmaß seßhaft und immobil? Waren sie immer im gleichen Ausmaß darum bemüht, ihr Land in der Familie zu erhalten? Das als überzeitlich angenommene Bild des an seine Scholle gebundenen Bauern, der ›in Generationen denkt‹ und dessen oberstes Prinzip es ist, den Hof in der Familie zu erhalten, wirkt offenbar zu stark, um sich solche Fragen überhaupt zu stellen. Beigetragen zur Persistenz solcher Vorstellungen haben freilich auch ›vorschnelle‹ Schätzungen von Sozialhistorikern über das Ausmaß der Seßhaftigkeit in vorindustrieller Zeit. So hat etwa Pierre Goubert angenommen, daß 19,5 von 20 Millionen Franzosen im Ancien Regime an das jeweilige Land, den Boden und das Haus, auf dem sie aufgewachsen waren, gebunden geblieben seien.¹¹

Im folgenden Abschnitt werden die unterschiedlichen Formen und die unterschiedlichen Grade der Seßhaftigkeit bei den verschiedenen sozialen Gruppen in der Pfarre Kaplický diskutiert. Diese Region eignet sich für eine derartige Analyse besonders, da nicht nur für Gebiete mit Unteilbarkeit der Güter häufig eine besondere Bindung an den Hof angenommen wird, son-

10 Georg Fertig, *Lokales Leben, atlantische Welt. Die Entscheidung zur Auswanderung vom Rhein nach Nordamerika im 18. Jahrhundert* (Studien zur Historischen Migrationsforschung, Bd. 7), Osnabrück 2000, S. 258.

11 Zit. nach James B. Collins, *Geographic and Social Mobility in Early-Modern France*, in: *Journal of Social History*, 24. 1990/91, S. 562–577, hier S. 564.

dern auch, weil es sich um eine ›Gutsherrschaftsgesellschaft‹ handelte, in der es zumindest formal Mobilitätsbeschränkungen für die Untertanen gab.¹²

Die zur Herrschaft des Zisterzienserstiftes Vyšší Brod/Hohenfurth gehörige Pfarre Kapličky lag im südlichen Böhmerwald an der österreichischen Grenze in einem gebirgigen und waldreichen Gebiet. In den 16 sehr kleinen Dörfern lebten zu Beginn des 18. Jahrhunderts etwa 800 Personen, zur Mitte des 19. Jahrhunderts ca. 1.300. Der Viehzucht kam in dieser Region eine höhere Bedeutung zu als dem Getreidebau. Die meisten der landarmen und der bäuerlichen Haushalte in dieser von Kleinbetrieben geprägten Region basierten aber auf einer breiter gefächerten Mischökonomie, wobei vor allem verschiedene Formen der Holzwirtschaft sowie Flachsanbau und Spinnen von Leinengarn über Jahrhunderte hinweg einen hohen Stellenwert als zusätzliche Einkommensmöglichkeiten hatten. Die sozialstrukturelle Entwicklung in der Pfarre läßt sich durch ein kontinuierliches Anwachsen der Zahl der landarmen Häuser nach dem Dreißigjährigen Krieg kennzeichnen, während die Zahl der bäuerlichen Häuser, wie anderswo unter den Bedingungen der Unteilbarkeit der Güter auch, stabil blieb. Die unterbäuerlichen Hausbesitzer waren zum größten Teil nicht gänzlich landlos. Beinahe alle hatten einen geringen Grundbesitz (z.B. eine Wiese) und hielten eine Kuh. Eine Grenze zwischen den bäuerlichen und den unterbäuerlichen Häusern läßt sich trotz einer fließenden Skala in den Besitzgrößen mit dem Indikator ›Besitz von Zugvieh‹ relativ gut ziehen. Auch die Inwohner (zur Miete wohnende Familien oder Einzelpersonen) stellten kontinuierlich einen sehr hohen Anteil an der Bevölkerung. 1651 bildeten sie knapp ein Drittel der Pfarrbevölkerung. 1783 lebten in über 40% der Häuser verheiratete Inwohner mit.

Die Besitzrechte der Untertanen waren sehr günstig. Seit dem 16. Jahrhundert bestand in Südböhmen ein erbliches Besitzrecht, das auch nach der Implementierung der Gutsherrschaft zur Mitte des 17. Jahrhunderts nicht angetastet wurde. Der Besitztransfer hatte in Südböhmen prinzipiell den Charakter eines Kaufes. Jeder Übernehmer, egal ob ein Fremder oder ein leibliches Kind, hatte das Anwesen, zumeist in Form jährlicher Ratenzahlungen, zu kaufen. Zwischen Kauf und Erbschaft ist daher kaum zu unterscheiden. Die Gutsherrschaft fungierte als Kontrollinstanz, Eingriffe in die konkrete Gestaltung des Besitztransfers lassen sich in der Regel nicht nachweisen.

Die empirische Basis der Arbeit über die Pfarre Kapličky bilden die Grundbücher und ein Familienregister (eine vom Pfarrer in der Mitte des 19. Jahrhunderts angefertigte, im Prinzip fertiggestellte Familienrekonstitution).

12 Dieser Beitrag stellt ein Teilergebnis des von der Volkswagen Stiftung in den Jahren 1996 bis 1999 geförderten multilateralen Forschungsprojekts ›Soziale Strukturen in Böhmen, 16. bis 19. Jahrhundert‹ dar. Der Autor dankt allen Mitarbeiter(inne)n des Projekts für hilfreiche Anmerkungen.

Rund um diese Quellentypen sind weitere Materialien, wie ein Ausnehmerbuch oder Steuerkataster, angeordnet. Alle diese Informationen wurden zu einer häuserorientierten Datenbank zusammengestellt. Die Besitzerfolge sämtlicher Häuser ließ sich von 1637 an bis 1840 lückenlos rekonstruieren, für etwa die Hälfte gelang dies noch weiter zurück (bis in die 1590er Jahre).¹³

Ohne hier näher darauf eingehen zu können, läßt sich die Gesindemobilität in der Region als durchaus hoch bezeichnen. Jedenfalls scheint die spezifische Situation einer zumindest seit dem frühen 17. Jahrhundert vom System der Gutsherrschaft geprägten südböhmischen Gesellschaft im Vergleich mit der vorangehenden Zeit kaum zu gravierenden Einschränkungen der Mobilität der Bevölkerung geführt zu haben. Exakte empirische Studien über die Auswirkungen von Mobilitätsbeschränkungen auf die ländlichen Untertanen in dieser Zeit stehen für Südböhmen noch aus. Eine Annäherung an diese Frage kann aber ein Vergleich der Heiratsmobilität in der Herrschaft Chýnov während der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit den Angaben zu den Herkunfts- und Aufenthaltsorten in zwei Bevölkerungszählungen aus dem 16. Jahrhundert bieten. Bei dieser Untersuchung ließ sich jedenfalls kein auffälliger Wandel im quantitativen Ausmaß der untertänigen Mobilität erkennen.¹⁴ Das Überschreiten der Herrschaftsgrenzen war durchaus auch nach dem Dreißigjährigen Krieg verbreitet. Laut der im Jahre 1651 durchgeführten Bevölkerungszählung lebten im Gebiet der Pfarre Kapličky unter den 383 verzeichneten Personen (wobei nur Personen im Alter von über zehn Jahren erfaßt wurden) zehn Männer und sechs Frauen, die einer anderen Herrschaft untertänig waren. Diese waren nicht ausschließlich im Gesindedienst tätig, auch ledige und verheiratete Inwohner befanden sich darunter. So waren etwa der als Gemeindegärtner angestellte Joseph Huisser und seine Frau Ursula keine Herrschaftsuntertanen. Umgekehrt lebten und arbeiteten in diesem Jahr auch zahlreiche Untertanen der Herrschaft Vyšší Brod in den benachbarten Herrschaften, so relativ zahlreich etwa als Dienstboten und Gesellen in der Stadt Český Krumlov.¹⁵ Ähnliches läßt sich über die Heiratsmobilität sagen. Die Ausstellung der bei einer Verehelichung außerhalb der Herrschaft benötigten ›Losbriefe‹ bildete für die Grundherrn zwar eine lu-

13 Für eine detaillierte Diskussion aller hier angesprochenen Faktoren und einen genauen Nachweis aller benutzten Quellen s. Hermann Zeithofer, *Besitztransfer und sozialer Wandel in einer ländlichen Gesellschaft der Frühen Neuzeit. Das Beispiel der südböhmischen Pfarre Kapličky, 1640–1840*, Diss. Wien 2001.

14 Josef Grulich/Hermann Zeithofer, *Migrace jihočeského obyvatelstva v období před třicetiletou válkou a po jejím ukončení* [Migration in der südböhmischen Bevölkerung im Zeitalter vor dem Dreißigjährigen Krieg und nach dessen Ende], in: *Historická Demografie*, 22. 1998, S. 79–105.

15 Zdena Kokošková/Helena Sedláčková/Magda Zahradníková (Hg.), *Soupis poddaných podle víry z roku 1651, Bechyňsko* [Das Bevölkerungsverzeichnis des Jahres 1651, Bechiner Kreis], Bd. 2, Prag 1997, S. 289f.

krative Einnahmequelle, sie scheint jedoch nicht besonders rigide gehandhabt worden zu sein. Jedenfalls zeigen die Herkunftsangaben der Personen in den Grund- und Kirchenbüchern, daß zum Zwecke der Verehelichung während des 17. und 18. Jahrhunderts sowohl die Herrschaftsgrenzen als auch die Landesgrenze zu Oberösterreich jeweils in beide Richtungen überschritten wurden.¹⁶ Generell hinderten die in Böhmen während der Frühen Neuzeit herrschenden Mobilitätsbeschränkungen die Menschen nicht, Reisen durch das ganze Land zu unternehmen.¹⁷ In welchem Maße können nun Aussagen über die Seßhaftigkeit, d.h. die Pfarr-, Dorf- oder Hausgebundenheit der einzelnen sozialen Schichten in der Pfarre Kapličky getroffen werden? Zu diesem Zweck erscheint es sinnvoll, die Bevölkerung in vier Gruppen zu unterteilen: 1. die Nicht-Seßhaften, 2. die seßhafte, aber besitzlose Bevölkerung (Inwohner), 3. landarme und landlose Hausbesitzer, 4. die Grund- und Hausbesitzer.

In dieser Region hielten sich zumindest während des 18. Jahrhunderts immer wieder auch nicht-seßhafte, vagierende Bevölkerungsgruppen auf. Es handelt sich um Personen, die in der typischen ›Kirchenbuchpopulation‹ von Dorfstudien, die auf einer Familienrekonstitution basieren, meist übersehen werden. Die sehr walddreichen Gebiete des Böhmerwaldes dienten während der Frühen Neuzeit zahlreichen sozialen Außenseitern als Rückzugsgebiet. Hinweise darauf finden sich in der Regionalliteratur für den gesamten Raum des Böhmerwaldes.¹⁸ Überwiegend wurden diese Gruppen in den Quellen als ›Zigeuner‹, in späterer Zeit auch als ›Schörgen‹ bezeichnet, ob es sich aber tatsächlich um Roma oder Sinti handelte, ist ziemlich unsicher.¹⁹ Einige Hinweise in den Kirchenbüchern deuten auch auf desertierte Soldaten hin. Petrus Dolzer, der nach 1900 selbst Pfarrer im nahen Frymburk war, setzte ›Schörg‹ mit ›Schwärzer‹ und ›Zigeuner‹ gleich. ›Schwärzer‹ meint Leute, die vom Grenzschnuggel lebten. Über die Präsenz von ›Schwärzern‹ im 18. und

16 Bislang liegt erst eine Untersuchung zur Frage der grenzüberschreitenden Migration zwischen Südböhmen und Oberösterreich vor: Jiří Zálaha, Die Bevölkerungsemigration zwischen der Herrschaft Český Krumlov (Krumau, ČSFR) und Oberösterreich im 17. und 18. Jahrhundert, in: Jahrbuch des oberösterreichischen Musealvereins, 135. 1990, S. 135–140.

17 George Svoboda, The Foreign Trade of Eighteenth Century Bohemia, in: Journal of European Economic History, 20. 1991, S. 93–123.

18 Hierzu s. Adolf Berger, Zur Leidensgeschichte des Böhmerwaldes, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 19. 1881, S. 89–106, hier S. 98; Josef Blau, Böhmerwälder Hausindustrie und Volkskunst, Bd. 1, Prag 1917, S. 99.

19 In einer Ortsgeschichte des nahen Markortes Horní Plana aus dem 19. Jahrhundert findet sich der Hinweis, daß mit ›Zigeuner‹ in dieser Region alle Herumziehenden gemeint seien und nicht nur die ›indische Rasse‹; vgl. Jordan K. Markus, Oberplan, Plan de Monte Vitkonis, Horní Plana, Plan: Historische, topographische und biographische Schilderungen, Wien 1883, S. 27.

19. Jahrhundert im nahen Dreiländereck von Böhmen, Bayern und Österreich gibt es zahlreiche Berichte.²⁰ Auf dem Gebiet der Pfarre Kapličky gab es ein bestimmtes Waldstück, in dem sich Angehörige dieser Gruppen zu Beginn des 18. Jahrhunderts bevorzugt aufhielten. Phasenweise handelte es sich dabei sicherlich um mehrere Dutzend Personen. Bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts tauchen diese Personen auch in den Kirchenbüchern immer wieder auf, im Todesfall oder wenn sie ein Kind taufen ließen. Gabriel und Katharina Gstuer etwa, in den Kirchenbüchern als ›Zigeuner‹ bezeichnet, ließen 1713 und 1715 ein Kind in der Pfarre taufen. Klarerweise handelte es sich hier um die am stärksten mobile Gruppe. Daß sie aber auch Sozialbeziehungen zu den Ortsansässigen unterhielt, ist an den Paten ihrer Kinder ablesbar. So war etwa der im Pfarrdorf Martinkov wohnhafte und später zwangsweise versetzte herrschaftliche Jäger Kaspar Gafko um 1710 häufig Taufpate der Kinder dieser Personen.²¹ Im Mai 1715 gab es im Pfarrgebiet eine zwei Tage andauernde Militäraktion gegen diese Gruppen, bei der unter Beteiligung der lokalen Bevölkerung zwölf Menschen erschlagen wurden.²²

Auch die zahlenmäßig starke Inwohnerbevölkerung der Region war natürlich großteils sehr mobil. In Handrobotverzeichnissen der Herrschaft aus den Jahren 1675 bis 1677, die überwiegend nur Inwohner nannten, findet sich ein Viertel der 1.675 Genannten im Jahre 1677 nicht mehr. Das Inwohnerdasein war in dieser Region – wie in österreichischen Gebieten – zum Teil lebenszyklisch geprägt. Dazu wurden auch die relativ zahlreichen Altenteiler und verwitwete Personen gerechnet; daneben finden sich allerdings auch zahlreiche junge Ehepaare. Bei vielen Familien, die die Familienrekonstitution als offenbar längerfristig ortsansässig ausweist, läßt sich durch die Kombination mit den Grundbüchern feststellen, daß diese zeitlebens nie Hausbesitzer waren, es sich also um Inwohner handelte. Gregor und Margareth Wagner beispielsweise – er wurde bei der Heirat 1685 als Holzknecht bezeichnet – ließen alle ihre sechs Kinder in der Pfarre taufen und wurden beide hier begraben. Auch deren Sohn Philip Wagner (Heirat 1730) sowie dessen Sohn Anton (Heirat 1770) lebten als verheiratete Inwohner bis zu ihrem Tod im Pfarrgebiet, hatten jeweils mehrere Kinder, waren aber nie Hausbe-

20 Petrus Dolzer, *Geschichte und Geschichten um Friedberg*, Friedberg 1935, S. 86f.; vgl. auch Paul Praxl, *Der Dreiländerberg. Grenzland Bayern – Böhmen – Österreich*, Grafenau 1979, S. 140–155.

21 Dazu s. Zephyrin Tobner, *Der Zigeunerwald. Eine Geschichte aus dem dunklen Böhmerwalde*, Krumau 1923, S. 6. Bei diesem Buch handelt es sich um eine romanhafte Schilderung der Ereignisse, die sich jedoch auf umfangreiches herrschaftliches Archivmaterial stützt.

22 Josef Svátek, *Culturhistorische Bilder aus Böhmen*, Wien 1879, S. 291f.; Dominik Kaindl, *Geschichte des Zisterzienserstiftes Hohenfurt in Böhmen*, Krumau 1930, S. 90f.

sitzer. Der Inwohner-Status war also nicht für alle nur eine Phase im Lebenslauf, und bei weitem nicht alle sind als besonders mobil zu bezeichnen. Es läßt sich hier für einige Inwohnerfamilien eine Ansässigkeit in der Pfarre über drei Generationen oder mehr nachweisen.²³ Andererseits wechselten die Inwohner zum Teil relativ häufig ihre Unterkunft. Ägidius Schiepane etwa, ein ›weichender‹ Bauernsohn aus dem Dorf Hodoň, wohnte im Jahre 1651 gemeinsam mit seiner Frau als Inwohnerpaar auf einem anderen Hof dieses Dorfes, 1652 allerdings im Dorf Mlýnská, einige Zeit später dann in Lipová. Noch 1675 sind sie in der Pfarre nachweisbar. Aufgrund der wenigen für die Pfarre vorhandenen Haushaltslisten lassen sich keine systematischen Aussagen über die Zirkulation der Inwohner zwischen den einzelnen Häusern oder Dörfern der Pfarre treffen. Es gab aber jedenfalls in dieser Region eindeutig eine Gruppe lebenslang in der Pfarre im Inwohnerstatus lebender Personen, auch wenn es ein Großteil der als Inwohnerkinder geborenen Personen vorzog, die Pfarre im Laufe ihres Lebens zu verlassen.

In einem zweiten Abschnitt geht es um die Frage nach der Hausgebundenheit der hausbesitzenden Bevölkerung. Die Mobilität dieser Gruppen vor dem Hauserwerb bleibt dabei weitgehend ausgespart. Von Interesse ist vor allem, ob sich Hausbesitzer zur Aufgabe ihres Besitzes und zu einem Wechsel ihres Wohnortes entschlossen bzw. wie dauerhaft die Bindung der Familien an ihr Haus war und in welchem Maße sie intergenerationelle Besitzkontinuitäten entwickelten. Wie stark und in welchen Perioden die bäuerliche oder hausbesitzende Bevölkerung seßhaft war, ist im deutschsprachigen Raum, anders als etwa im englischsprachigen, bisher kaum untersucht. In England gab es dagegen eine Diskussion über das Ausmaß der Bindung der Familien an ihr Land, über die sogenannte *land-family bond*. Ausgelöst durch die Thesen Alan Macfarlanes – über den Kontrast zwischen einer angeblich stark individualistischen Gesellschaft Englands und den *peasant societies* mit über die Generationen an ihr Land gebundenen Bauern auf dem Kontinent – wurde von einigen seiner Kritiker festgestellt, daß auch in England während der Frühen Neuzeit das Band zwischen den Familien und deren Land weit stärker als von Macfarlane behauptet gewesen war.²⁴ Jürgen

23 In einzelnen englischen Pfarren war eine derart langfristige Pfarrgebundenheit offenbar selbst bei Bauernfamilien relativ selten. Für die ziemlich große englische Pfarre Odiham (273 Haushalte) ließen sich im Zeitraum zwischen 1539 und 1820 lediglich 43 Familien nachweisen, die drei Generationen oder mehr hier ansässig waren; Barry Stapleton, *Family Strategies: Patterns of Inheritance in Odiham, Hampshire, 1525–1850*, in: *Continuity and Change*, 14. 1999, S. 385–402, hier S. 387.

24 Govind Sreenivasan, *The Land-Family Bond at Earls Colne (Essex) 1550–1650*, in: *Past and Present*, 131. 1991, S. 3–37, hier S. 9f.; Anne Mitson, *The Significance of Kinship Networks in the Seventeenth Century: South-West Nottinghamshire*, in: Charles Phythian-Adams (Hg.), *Societies, Cultures, and Kinship, 1580–1850*, London 1996, S. 24–76, hier S. 71f.

Schlumbohm, der diese Diskussion über die land-family bond aufgriff, kam für eine deutsche Region zu dem Schluß, daß es für die Bauern, obwohl sie sehr häufig das Land der Eltern oder Vorfahren bewirtschafteten, nicht in jeder Situation oberste Priorität war, das ererbte Land innerhalb der Familie zu halten.²⁵ Die Fragen nach der Bindung an das Haus sind zunächst nach sozialen Schichten differenziert zu betrachten. Bauern gelten geradezu als Prototyp einer seßhaften und stabilen Bevölkerung, landarme oder landlose Hausbesitzer dagegen nicht, wie auch zahlreiche Studien bereits gezeigt haben. Im schweizerischen Langnau etwa änderten gerade die Haushalte der untersten Steuerklassen im 18. Jahrhundert überaus häufig ihren Wohnsitz innerhalb der Gemeinde.²⁶

Tabelle 1: Verteilung der Besitzdauer in der Pfarre Kapličky 1651–1840

In Jahren	Bauern				Landarme			
	1651–1720		1721–1840		1651–1720		1721–1840	
	N	%	N	%	N	%	N	%
0–9	38	21,2	28	11,2	20	32,8	22	12,7
10–19	48	26,8	38	15,1	13	21,3	29	16,8
20–29	30	16,8	60	23,9	15	24,6	35	20,2
30–39	47	26,3	79	31,5	9	14,8	51	29,5
40+	16	8,9	46	18,3	4	6,6	36	20,8
Summe	179	100,0	251	100,0	61	100,0	173	100,0

Bemerkung: Für die Periode vor 1720 mußten einzelne Fälle ausgeschlossen werden, da im 17. Jahrhundert bei einzelnen Transfers die Angabe eines genauen Datums fehlt.

Betrachtet man zunächst die Besitzdauer auf den einzelnen Häusern der Pfarre, so erhöhte sich diese im Untersuchungszeitraum deutlich. Bis 1720 hatten Personen, die ein Haus erwarben, dieses in etwa der Hälfte der Fälle weniger als 20 Jahre inne, in einem Viertel aller Fälle sogar weniger als zehn Jahre. Die Unterschiede zwischen den sozialen Schichten waren in diesem Punkt relativ gering. Bei den Bauern war eine sehr kurze Dauer (unter zehn Jahre) etwas seltener. Im Dorf Kapličky selbst hatten etwa sechs der elf bäuerlichen Höfe in den 30 Jahren zwischen 1640 und 1670 jeweils fünf verschiedene Besitzer. In der zweiten Periode – nach 1720 – dagegen lag die Besitzdauer für beide Schichten in etwa der Hälfte der Fälle bei über 30 Jahren. Ei-

25 Jürgen Schlumbohm, *The Land-Family Bond in Peasant Practice and Middle Class Ideology: Evidence from the North-West German Parish of Belm, 1650–1860*, in: *Central European History*, 27. 1994, S. 461–477.

26 Pfister, *Bevölkerungsgeschichte*, S. 48.

ne Besitzdauer von unter zehn Jahren war nun eher selten geworden, Unterschiede zwischen den Schichten gab es beinahe überhaupt nicht mehr.

Tabelle 2: Gründe für die Aufgabe von Hausbesitz, Pfarre Kapličky 1651–1720 (nur Hausbesitzer mit Besitzdauer von weniger als 10 Jahren)

Besitzaufgabe wegen	N	%
Tod des Besitzers	21	36,2
Wechsel ins Altenteil	6	10,3
Häusertausch	5	8,6
Neukauf eines Anwesens	6	10,3
Verläßt die Pfarre	9	15,5
Inwohner in anderem Pfarrdorf	2	3,4
Verkauft, aber bleibt im Dorf	3	5,2
Unklar	6	10,3
Summe	58	100,0

Dieser Wandel in der Besitzdauer kann verschiedene Ursachen haben. Er kann mit Veränderungen in der Lebenserwartung zu tun haben oder mit einem Wandel beim üblichen Übernahme- bzw. Übergabealter. Beides traf offenbar auch zu. Sieht man sich aber sämtliche Kurzzeitbesitzer (d.h. unter zehn Jahre Besitzdauer) der ersten Zeitperiode genauer an und fragt nach den Ursachen des Besitzendes, so zeigt sich, daß weder der Todesfall noch die Übergabe an die nächste Generation ausreichende Erklärungsfaktoren für den Besitzwechsel darstellen. Lediglich bei 36% war der Tod die Ursache des Besitzendes. Relativ viele Hausbesitzer gaben aus anderen Gründen ihr Haus auf und wechselten ihren Wohnort (inner- oder außerhalb der Pfarre). Natürlich gingen zusätzlich auch einzelne Personen weg, die bereits länger als zehn Jahre Hausbesitzer gewesen waren. Dem Ortswechsel konnte ein Leben als besitzloser Inwohner oder als neuerlicher Haus- oder Hofbesitzer folgen. In einigen dieser Fälle lag die Ursache des Orts- und Positionswechsels sicherlich an finanziellen Problemen, etwa im Unvermögen, den Kaufpreis des erworbenen Hauses tatsächlich vollständig abzubezahlen. Diese Personen führten danach überwiegend ein Leben als besitzlose Inwohner. Während diejenigen, die die Pfarre verließen, nicht weiter verfolgt werden können, zeigen die Fälle der in der Pfarre Verbleibenden, daß im 17. Jahrhundert mehrere Besitzer ihr Haus auch verkauften und sich statt dessen ein anderes innerhalb der Pfarre kauften. Hinter diesen Entscheidungen verbarg sich sicherlich nicht durchgängig ein äußerer Zwang zum Verkauf, sondern auch konkrete individuelle Planung und die Verfolgung bestimmter Strategien. Einzelne wiederholten dies mehrmals in ihrem Leben (das Beispiel von J. und

H. Zanner im Anhang). Zwischen 1637 und 1720 gab es feststellbare 16 derartige Fälle, danach nur mehr sechs. Es handelt sich dabei jedenfalls um eine Mindestanzahl, da es nicht in allen Fällen gelungen ist, übereinstimmende Besitzernamen zweifelsfrei als identische Personen zu verifizieren, und die Zahl derjenigen, die außerhalb der Pfarre neuerlich ein Haus erwarben, im Dunkeln bleibt. In manchen anderen europäischen Regionen scheint ein Wohnungs- oder Wohnortwechsel der abtretenden Besitzer dagegen weitgehend unbekannt gewesen zu sein. Dagegen war es auch in einigen westmährischen Herrschaften im 17. Jahrhundert eine weit verbreitete Praxis, daß Hausbesitzer ihr Anwesen verkauften, um sich danach ein größeres oder kleineres zu kaufen.²⁷ Wie die im Anhang ausgewiesenen Fälle illustrieren, lassen sich für die erste Periode mehrere Typen unterscheiden: sozialer Aufstieg, ein möglicherweise lebenszyklisch bedingter Wechsel auf ein kleineres Anwesen, Verschuldung als Ursache. Interessant erscheint, daß in mehreren Fällen das Haus einem Bruder überlassen wurde. Auch ein Tausch der Höfe/Häuser zwischen zwei Besitzern läßt sich im 17. Jahrhundert einige Male beobachten. Acht Personen tauschten zwischen 1637 und 1708 ihr Anwesen. Rein quantitativ waren diese Fälle eines Stellenwechsels oder Häusertausches nicht zahlreich. Dennoch ist im Vergleich mit der Periode nach 1720 ein qualitativer Wandel erkennbar. Die Wechsel des Hauses durch Verkauf gehen zahlenmäßig deutlich zurück. Einen Häusertausch gibt es nach 1708 überhaupt nicht mehr. Dies deutet auf den Verlust einer Option hin. Zudem repräsentieren die wenigen Fälle eines Stellenwechsels nach 1720 beinahe ausschließlich den Typus eines gelungenen sozialen Aufstiegs.

Eine verbreitete Praxis des Häusertausches läßt sich sowohl für mehrere Regionen in Böhmen als auch für deutschsprachige Gebiete zwischen dem 16. und dem frühen 18. Jahrhundert nachweisen. Dies scheint in besonderem Maße auf eine geringe ›emotionale‹ Bindung an das eigene Haus und Land zu deuten. Während der Häusertausch in der südböhmischen Herrschaft Chýnov noch während des 18. Jahrhunderts sehr häufig war, scheint er in zahlreichen anderen Regionen zu dieser Zeit kaum mehr vorzukommen. Insgesamt handelt es sich aber um ein Phänomen, dessen Vorkommen noch bei weitem ungenügend untersucht ist.²⁸

27 Bronislav Chocholáč, *Selské peníze. Sonda do finančního hospodaření poddaných na západní Moravě koncem 16. a v 17. století* [Das Bauerngeld. Zur Finanzwirtschaft der Untertanen in Westmähren am Ende des 16. und im 17. Jahrhundert], Brno 1999, S. 182.

28 Josef Grulich, *Migrations- und Erbschaftsstrategien der untertänigen Bevölkerung (Südböhmen, Ende des 16. bis 18. Jahrhundert)*, in: Markus Cerman/Robert Luft (Hg.), *Untertanen, Herrschaft und Staat in Böhmen und im ›Alten Reich‹*, München [2002]; Stephan Breit, *›Leichtfertigkeit‹ und ländliche Gesellschaft. Voreheliche Sexualität in der Frühen Neuzeit*, München 1991, S. 62, der dieses Phänomen in mehreren oberbayerischen Dörfern des 18. Jahrhunderts nachweisen kann.

Tabelle 3: Verwandtschaftsbeziehungen in der Besitznachfolge, Pfarre Kapličky 1651–1840

Stellung zum Vorbesitzer	Bauern				Landarme			
	1651–1720		1721–1840		1651–1720		1721–1840	
	N	%	N	%	N	%	N	%
Sohn	67	36,4	162	64,5	15	23,8	95	54,0
Schwiegersohn	23	12,5	17	6,8	12	19,0	21	11,9
Witwenheirat	24	13,0	23	9,2	11	17,5	18	10,2
Stiefsohn	0	0,0	14	5,6	0	0,0	5	2,8
Andere Verwandte	14	7,6	10	4,0	4	6,4	8	4,7
Sonstige	56	30,4	25	10,0	21	33,3	29	16,5
Summe	184	100,0	251	100,0	63	100,0	176	100,0

Für die Zeit vor etwa 1720 muß die Bindung der Familien an ihr Haus bei allen Schichten als gering betrachtet werden. Selbst diejenigen, bei denen ein Verlassen ihres Hauses nicht nachgewiesen werden kann, trachteten offenbar nicht in erster Linie danach, dieses in der Abstammungslinie oder auch nur für ihre Kinder zu erhalten. Witwen warteten die Volljährigkeit eines minderjährigen Sohnes nicht ab und verehelichten sich nochmals, wodurch die Ansprüche des Kindes aus erster Ehe auf das Haus verloren gingen und sie dieses in der Folge verlassen mußten. In Einzelfällen wurden entferntere Verwandte oder die Schwiegersöhne den eigenen Söhnen als Nachfolger vorgezogen. Überdies fanden etwa 30% aller Besitztransfers zwischen offenkundig nicht verwandten Personen statt – und zwar wiederum bei beiden Schichten. In dieser Region kam es in Einzelfällen durchaus auch vor, daß Personen von außerhalb der Herrschaft ein Anwesen kauften. So stammten beispielsweise einige Hauskäufer aus dem der benachbarten Herrschaft Rožmberk untertänigen Marktort Frymburk oder auch aus Oberösterreich. In anderen böhmischen Herrschaften scheinen dagegen Hauskäufer aus benachbarten Herrschaften überhaupt nicht auf.²⁹

Mit dem beginnenden 18. Jahrhundert änderte sich die Bindung der Familien an ihr Haus in mehrfacher Hinsicht. Die Besitzdauer nahm bei beiden Schichten deutlich zu. Der Besitztransfer an die eigenen Söhne wurde immer häufiger, bis er im beginnenden 19. Jahrhundert schließlich beinahe drei Viertel aller Fälle umfaßte. Auch Altenteilregelungen wurden ab Beginn

29 Dana Štefanová, Die Erbschaftspraxis, das Ausgedinge und das Phänomen der ›zweiten Leibeigenschaft‹ in den nordböhmischen Dörfern der Herrschaft Frýdlant, in: Franz X. Eder u.a. (Hg.), Wiener Wege der Sozialgeschichte. Themen – Perspektiven – Vermittlungen, Wien/Köln/Weimar 1997, S. 225–241, hier S. 228.

des 18. Jahrhunderts sehr zahlreich, bei den Bauern wie bei den landarmen Hausbesitzern. Bereits zwischen 1700 und 1738 gab es bei 60% aller Übergaben Ausgedingeeverträge, d.h. die abtretenden Besitzer blieben in der Regel weiterhin im Haus. Das Ausgedinge wurde häufig, aber keineswegs ausschließlich bei den eigenen Kindern angetreten. Offenbar verringerte es die Länge der Besitzdauer nicht entscheidend. Die Übergabe unter Lebenden erlaubte aber eine bessere Planung des Zeitpunktes des Besitzerwechsels und bildete zumindest theoretisch eine sehr gute Möglichkeit zur Etablierung familialer Besitzkontinuitäten. Tatsächlich war aber eine andere, qualitative Änderung in der Region für die allmähliche Durchsetzung der Weitergabe in der männlichen Abstammungslinie mindestens ebenso wichtig, nämlich die Einführung der Position des Interimswirts (erstmal nachweisbar im Jahre 1707). Auf Basis individueller Vereinbarungen bei der Heirat wurde ab diesem Zeitpunkt vielen Zweitehemännern von Witwen lediglich der Status eines Interimswirts in Vertretung eines Kindes aus erster Ehe zuerkannt. Erst diese Regelung machte es möglich, daß beim Tod des Vaters noch minderjährige Kinder später den Hof übernehmen konnten. Daher finden sich ab dem 18. Jahrhundert auch Stiefsöhne als Besitznachfolger, für das 17. Jahrhundert läßt sich dies nicht nachweisen.

In Summe waren dies Veränderungen, die alle zu einer zunehmend höheren familialen Besitzkontinuität sowohl bei der bäuerlichen als auch bei der landarmen hausbesitzenden Bevölkerung beitrugen. Zahlreiche Häuser blieben nunmehr über viele Generationen hinweg innerhalb derselben Familie. Die Bindung der Familien an ihr Haus nahm offenkundig sehr deutlich zu. Dennoch wurde dies nie zu einem ausschließlichen Prinzip. Dies beweisen Einzelfälle, in denen weiterhin andere Personen einem erwachsenen Sohn als Nachfolger vorgezogen wurden. Verblieb das Haus nicht innerhalb der Abstammungslinie, dann wurde es häufig, aber nicht immer, an nahe Verwandte weitergegeben. Die relativ geringen Unterschiede zwischen den Schichten sind in dieser Hinsicht besonders bemerkenswert. Andere Studien, so beispielsweise Mitterauers Arbeiten über den österreichischen Raum, haben nachgewiesen, daß die landlosen Hausbesitzer häufig in weit geringerem Maße intergenerationelle Besitzkontinuitäten entwickelten.³⁰ Die Ursache für die auffällig geringen Unterschiede zwischen Bauern und Kleinhäuslern könnte darin gesehen werden, daß in dieser Region auch die letzteren in geringem Ausmaß über Grund und Vieh verfügten und es praktisch keine völlig landlosen Häuser wie in anderen Regionen gab.

30 Z.B. Michael Mitterauer, Auswirkungen von Urbanisierung und Frühindustrialisierung auf die Familienverfassung an Beispielen des österreichischen Raums, in: Werner Conze (Hg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart 1976, S. 53–146, hier S. 88.

Gründe für diese zunehmende land-family bond in Kapličky sind nicht so einfach zu benennen. Keineswegs darf die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts vorschnell als atypische Phase, etwa aufgrund der Folgen des Dreißigjährigen Krieges, gesehen werden. Diese waren hier eher gering, es gab zu Ende des Krieges kaum verödete Häuser. Auch die Viehzahlen pro Hof lagen 1654, wenige Jahre nach dem Krieg, höher als einige Jahrzehnte später. Eher hatte die geringe Bindung der Familien an ihr Haus eine weiter zurückreichende Tradition. Betrachtet man etwa die Abfolge der Familiennamen der Besitzer für die Zeit vor dem Krieg, so deutet dies zumindest nicht auf besonders viele Übergeben vom Vater zum Sohn hin, d.h. die allmähliche Durchsetzung einer Dominanz der innerfamiliären Besitzweitergabe dürfte in mehreren Teilen Südböhmens während des frühen 18. Jahrhunderts eingesetzt haben. Für die Region um Třeboň etwa liegen jedenfalls Daten für das 16. Jahrhundert vor, die auf sehr zahlreiche Käufe und Verkäufe außerhalb des Familienkreises verweisen, während im 18. Jahrhundert die innerfamiliäre Besitzweitergabe dominierte.³¹

Die innerfamiliäre Besitzkontinuität wurde auch aus demographischen Gründen leichter möglich. Das durchschnittliche Sterbealter der im 18. Jahrhundert Geborenen lag deutlich über dem der während der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Geborenen.³² Bei den Männern hatten die Geburtsjahrgänge 1731–1770 ein um etwa vier Jahre höheres Sterbealter als die Geburtsjahrgänge 1651–1690, bei den Frauen betrug der Anstieg ein Jahr. Auf die Einführung des Interimswirts wurde bereits hingewiesen. Überdies zeigen neuere Studien, daß sich auch für andere Regionen Mitteleuropas eine Bedeutungszunahme von Familie und Verwandtschaft seit dem 18. Jahrhundert beobachten läßt.³³ Ein besonderer Grund für die hohe Familienbindung könnte darin gesehen werden, daß in dieser Region des südlichen Böhmerwaldes die Kinder ein Interesse daran haben mußten, gerade den elterlichen Hof und keinen anderen zu erwerben, da sie dies günstiger zu stehen kam. Der Kaufpreis der Häuser wurde unter allen Familienmitgliedern des Vorbesitzers aufgeteilt. War man ein Kind des Hauses, hatte man Anspruch auf einen Teil dieser Summe und ersparte sich so die Auszahlung eines nicht unbeträchtlichen Teils der Kaufsumme.

Abschließend läßt sich festhalten, daß die Untersuchung verschiedener Formen von Seßhaftigkeit der einzelnen sozialen Gruppen ein differenziertes Bild ergeben hat, das eine Relativierung der oft behaupteten Schichtunterschiede bedeutet: Vagierende hatten soziale Kontakte zu den Ortsansässigen,

31 Jan Horský, *Vererbungspraxis und Haushaltsbildung* (unveröffentl. Working Paper des Projekts ›Soziale Strukturen in Böhmen‹, Nr. 4), Wien 1994.

32 In die Berechnung einbezogen wurden jeweils nur Personen, die das 15. Lebensjahr erreicht hatten.

33 David W. Sabeau, *Kinship in Neckarhausen, 1700–1870*, Cambridge 1998.

Inwohner konnten zum Teil sehr ortsgebunden sein. Bauern waren nicht schon immer stark an Haus und Boden gebunden – eine derartige Vorstellung wäre eine ideologische Rückprojektion späterer Verhältnisse. Hinsichtlich der Bindung an das Haus waren die Unterschiede zwischen den Bauern und landarmen Hausbesitzern erstaunlich gering. Insgesamt kann in der Frage nach dem Grad der Seßhaftigkeit nur sehr schwer von einem einheitlichen Charakter dieser dörflichen Gesellschaft ausgegangen werden. Dazu stellte sich die Situation für die einzelnen sozialen Gruppen, aber auch die einzelnen Individuen zu unterschiedlich dar. Seßhaftigkeit und Mobilität bildeten keine einander strikt ausschließenden Lebensentwürfe, einzelne Personen waren vielmehr gezwungen, immer wieder zwischen diesen beiden Polen zu pendeln. Sabine Kienitz bringt etwa das Beispiel einer vagierenden Frau, die zeitweise seßhaft wurde, nämlich dann, wenn sie Arbeit als Magd fand; mobil wurde sie, wenn sie auf der Suche nach einer neuen Arbeit weiterzog.³⁴ Ähnlich stellte sich die Situation sicherlich auch für zahlreiche Bewohner dieser südböhmischen Dörfer dar. Hier waren insbesondere Personen von einem Abgleiten in die Nicht-Seßhaftigkeit vor allem im Alter bedroht, die zeitlebens nie Hausbesitzer waren und auch keine hausbesitzenden Familienangehörigen hatten.

Berücksichtigt man die vielfältigen Abstufungen und unterschiedlichen Formen von Seßhaftigkeit bei den einzelnen Gruppen und in den individuellen Lebensläufen sowie den deutlich erkennbaren historischen Wandel im Grad der Seßhaftigkeit allgemein, so erscheint es kaum angemessen, für diese Region ein duales Gesellschaftsmodell – bei dem der immobilien Gesellschaft der Besitzenden und einzelner weiterer Personen die ›unstable Gesellschaft‹ der Armen und Landlosen gegenübergestellt wird – anzuwenden, wie dies andere Autoren vorgeschlagen haben.³⁵ Bei aller Bedeutung einer Betonung der lange übersehenen hohen Mobilität in der Frühen Neuzeit in der neueren Literatur sollte allerdings nicht vergessen werden, daß es zu allen Zeiten auch zahlreiche Menschen gab, deren Ortsgebundenheit und Seßhaftigkeit stark ausgeprägt war.

34 Kienitz, *Frauen zwischen Not und Normen*, S. 46.

35 Vgl. Collins, *Mobility*, S. 572f.

Anhang: Hausbesitzer der Pfarre Kapličky, die ihr Anwesen wechselten

1. Durch Verkauf des Hauses und Kauf eines neuen Hauses

- 1637/47/
48/54 J. Zanner – Kapličky 6 → Kapličky 8 → Kapličky 4 → Kapličky 11
J. und H. Zanner besitzen Nr. 6 seit 1637, verkaufen dies, um 1647 Nr. 8 zu erwerben, bereits ein Jahr später wechseln sie auf Nr. 4, das sie 1649 verkaufen. In der Volkszählung 1651 sind sie als Inwohner im Dorf genannt. 1654 kaufen sie allerdings die Gastwirtschaft (Nr. 11), wo sie 1666 übergeben und ins Ausgedinge gehen.
- 1639 J. Weimüller – Krásné Pole 2 → Hvězda 1
Nach der Übergabe des Hofes in K. an den Sohn Kauf des Kleinhauses in H.
- 1639/41 M. Krepper – Lipová 2 → Lipová 6
Der Bauer von Nr. 2 errichtet sich 1639 Kleinhaus Nr. 6, in das er nach Übergabe an den Schwiegersohn 1641 zieht. Nr. 6 übergibt er später an einen Sohn.
- 1641/49 L. Saumer – Mnichovice 4 → Frantoly 6
Verkauf des Hofes in M. 1641, Kauf des neuen Hofes in F. 1649.
- 1648 M. Nimmervoll – Adamky 1 → Kamarschitz
Der Chalupner ist nach dem Verkauf seiner Wirtschaft Grundbesitzer im ca. 50 Kilometer entfernten, ebenfalls zur Klosterherrschaft gehörigen Dorf K.
- 1648 S. Koller – Krásné Pole 1 → Krásné Pole 4
Verkauft Bauernhof Nr. 1 und kauft Chalupnerstelle Nr. 4.
- 1656/68 M. Draxler – Hrbítek 2 → Kapličky 4
Nachdem er seit 1640 Kleinhäusler in H. ist, kauft er 1656 den Hof in K., den er bis 1674 innehat. Das Kleinhaus verkauft er 1668.
- 1665 M. Draxler – Krásné Pole 3 → Kapličky 3
Verkauft nach 35 Jahren seinen Bauernhof in Krásné Pole, in K. ist er noch 1 Jahr Bauer, stirbt 1666.
- 1666 G. Wagner – Adamky 2 → Kapličky 11
Nach 12 Jahren auf Chalupnerstelle erwirbt er den Bauernhof mit Gastwirtschaft in K.
- 1675 J. Hutter – Mnichovice 2 → Hodoň 7
Der Bauernsohn von M. Nr. 2 kauft nach seiner Heirat das Kleinhaus in H. Ein halbes Jahr später übernimmt er den elterlichen Hof.
- 1679 Th. Mautner – Vyšína 1 → Vyšína 6
Nach Übergabe des Bauernhofes Nr. 1 Kauf der Kleinstelle Nr. 6.
- 1679/80/95 M. Hoffmann – Kapličky 10 → Kapličky 12
Weichender Bauernsohn von Nr. 2 kauft 1679 Hof Nr. 10, den er 1680 an Bruder weitergibt. Ab 1695 als Dorflehrer im Kleinhaus Nr. 12. Dazwischen Inwohner?
- 1690 H. Hoffmann – Adamky 4 → Kapličky 14
Wechselt durch Kauf von einem landarmen Haus zum nächsten.

Formen der Seßhaftigkeit in der Pfarre Kapličky

- 1695 Ch. Nimmervoll – Hodoň 3 → Hodoň 10
Bäuerlicher Hoferbe (Nr. 3) verkauft nach 2 Jahren an Bruder und errichtet landlose Hausstelle.
- 1722 B. Schimpl – Hodoň 8 → ?
Nach 18 Jahren als Kleinstellenbesitzer verkauft er das Haus. Fünf Monate später bereut er seine Entscheidung und bekommt gegen eine Strafzahlung sein Haus, das er in Folge weitere 17 Jahre innehat, zurück.
- 1741/43/45 A. Koller – Kapličky 12 → Krásné Pole 7 → Adamky 1
In Folge Inhaber zweier landarmer Häuser, dann Kleinbauer in A.
- 1761/68 A. Tweraser – Dobřín 7 → Adamky 4
Verkauft 1761 nach 7 Jahren das landlose elterliche Weberhaus an Bruder; ab 1768 durch Witwenheirat Inhaber des Kleinhauses in A.
- 1779 A. Dobringer – Hřibitek 1 → Kapličky 2
Verkauft Kleinstelle an Bruder und kauft bäuerlichen Hof in K.
- 1832 J. Fischböck – Hvězda 3 → Vyšší Brod
Verkauft Haus mit geringem Grundbesitz und wird Hausbesitzer im Marktort.

2. Durch Häusertausch

zwischen

- 1630–1637 S. Hutter, U. Hoffmann – Kapličky 2 ↔ Adamky 4
Kleinhäusler und Bauer tauschen ihre Anwesen. Hoffmann übergibt den so erworbenen Hof in K. 1645 an seinen Sohn.
- 1664 G. Kastner, S. Hutter – Lipová 5 ↔ Kapličky 5
Nachdem beide erst wenige Jahre (4 bzw. 7) gewirtschaftet haben, tauschen sie ihre relativ gleichwertigen Höfe.
- 1671/73 G. Koller, A. Kern – Kapličky 1 ↔ Hřibitek 1
Der ca. 50jährige Koller tauscht nach 27 Jahren seinen Hof in K. gegen eine Kleinstelle. Der sicher jüngere Kern stirbt 1673, worauf Koller mit der Witwe Kern wiederum Haus tauscht.
- 1708 H. Leitgöb, W. Merxbauer – Martinkov 3 ↔ Mnichovice 6
H.L. verkauft die bäuerliche Stelle Nr. 3 nach 12 Jahren und kauft Kleinhaus, auf dem er noch 36 Jahre Besitzer ist. W.M. ist nach 8 Jahren im Kleinhaus 21 Jahre lang Bauer.

Jan Beise

Migration aus verhaltensökologischer Perspektive

Die Bedeutung intrafamiliärer Konkurrenz für die Abwanderung in einer nordwestdeutschen ländlichen Bevölkerung des 18. und 19. Jahrhunderts (Krummhörn, Ostfriesland)

»[B]ound to the ground or chained to the soil [... and] imprisoned in the village«. ¹ Dies ist das Bild, das in den Geschichtswissenschaften lange zur Frage der Mobilität der historischen ländlichen Bevölkerung vorherrschte. Zwar befanden sich großräumige Migrationsbewegungen oder Massenwanderung sehr wohl schon länger im Zentrum des Interesses ², doch die kleinräumigen, ›normalen‹ Abwanderungsereignisse mit ihren Ursachen und ihrer Bedeutung wurden lange unterschätzt. Erst neuere historische Arbeiten beginnen, Abwanderung und Migration als »normales und vernünftiges Verhalten von geringem ›Überraschungswert‹ anzusehen«. ³ Abwanderung wird nun als ein alltägliches Phänomen verstanden, das von den Menschen als Option zur aktiven Lebensgestaltung wahrgenommen wurde. ⁴

In der Anthropologie und Völkerkunde sind kleinräumige Migrationen dagegen schon immer von größerer Bedeutung gewesen. Dort werden sie vor allem unter dem Aspekt der Heiratssysteme und des ehelichen Wohnortes behandelt. ⁵ Neueste Arbeiten zeigen sogar, daß gerade diese räumlich eng

1 David E. Vassberg, *The Village and the Outside World in Golden Age Castille*, Cambridge 1996, S. 1.

2 Jürgen H.P. Hoffmeyer-Zlotnik, *Wanderungen: Formen und Vorkommen*, in: Ulrich Mueller/Bernhard Nauck/Andreas Dieckmann (Hg.), *Handbuch der Demographie*, Bd. 2: *Anwendungen*, Berlin 2000; Literatur dazu s. auch bei: Georg Fertig, *Lokales Leben, atlantische Welt. Die Entscheidung zur Auswanderung vom Rhein nach Nordamerika im 18. Jahrhundert* (Studien zur Historischen Migrationsforschung, Bd. 7), Osnabrück 2000.

3 Fertig, *Lokales Leben, atlantische Welt*, S. 62.

4 Hierzu z.B. Vassberg, *The Village and the Outside World*; Paul-André Rosental, *Les Sentiers Invisibles: Espace, Familles et Migrations dans la France du 19ième Siècle*, Paris 1999; Fertig, *Lokales Leben, atlantische Welt*.

5 Hierzu s. die gängigen Lehrbücher und speziellen Handwörterbücher, z.B. Hans Fischer (Hg.), *Ethnologie: Einführung und Überblick*, 4. überarb. Aufl. Berlin 1998.

begrenzten, im Zusammenhang mit Heirat und Residenzwahl stehenden Wanderungen in der menschlichen Geschichte eine weit größere Bedeutung für das Zustandekommen der genetischen Unterschiede unter den menschlichen Populationen zu haben scheinen als überregionale Migrationsbewegungen.⁶

Auch für den evolutionär ausgerichteten Teil der Anthropologie sind diese kleinräumigen Wanderungsbewegungen ein Forschungsfeld. Allerdings ist die Perspektive hier wiederum eine andere. Evolutionäre Anthropologen interessieren sich in diesem Zusammenhang für die evolutive Herkunft des Phänomens Abwanderung, ihre adaptive Funktion und die Ursachen der Variabilität in der Ausprägung. Es sind also Fragen wie: Warum verlassen Menschen ihren Geburtsort? Wie konnte sich ein solches Verhalten im Verlauf der Evolution entwickeln? Was sind die Vor- und Nachteile in bezug auf die Fitneßkomponenten? Warum wandern einige Menschen einer Population ab, während andere ihr ganzes Leben am Herkunftsort verbringen?

Die evolutionäre Perspektive

Menschliches Verhalten unter evolutionären Gesichtspunkten zu untersuchen, mag auf den ersten Blick weit hergeholt erscheinen, ist aber durchaus berechtigt und heuristisch sinnvoll. Wie alle anderen Organismen sind Menschen Produkte der biologischen Evolution und unterliegen den Mechanismen der natürlichen Selektion. Die natürliche Selektion ist eine unweigerliche Konsequenz der existierenden Systemeigenschaften der Lebenswelt. Sie bewirkt, daß Organismen langfristig zu ›Fitneßmaximierern‹ geformt werden, also zu Organismen, deren Design dazu dient, den kodierenden Genen zu einer möglichst großen (und langfristigen) Verbreitung zu verhelfen.

Die Wirkungsweise dieses Prozesses der natürlichen Selektion funktioniert in aller Kürze wie folgt⁷: Dem theoretisch nicht begrenzten Reproduktionspotential einer Population steht die Begrenztheit von Ressourcen gegenüber. Diese Ressourcen können Nahrung sein, aber auch Schutz- oder Brutplätze, Reproduktionspartner, soziale Unterstützung usw. Ressourcen sind dabei nicht nur wichtig für das Überleben des Individuums, sondern auch für die Reproduktion und die Aufzucht des Nachwuchses. Die Begrenztheit von Ressourcen führt automatisch zu Konkurrenz zwischen den Mitgliedern einer Population. Die einzelnen Individuen unterscheiden sich dabei in ihren

6 Mark Stoneking, Women on the Move, in: Nature Genetics, 20. 1998, H. 3, S. 219f.; ders./Horiko Oota/Wannapa Settheetham-Ishida/Danai Tiwawech/Takafumi Ishida, Human mtDNA and Y-chromosome Variation is Correlated with Matrilocal versus Patrilocal Residence, in: ebd., 29. 2001, H. 1, S. 20f.

7 Charles Darwin, On the Origin of Species, London 1859; eine ausführlichere – aber noch immer knappe – und gut verständliche Einführung in das Prinzip der natürlichen Selektion findet sich z.B. in Ernst Mayr, Das ist Biologie: Die Wissenschaft des Lebens, Heidelberg 1998, hier bes. S. 246–252.

Fähigkeiten und ihrer Effizienz, diese Ressourcen zu nutzen. Diese Variabilität führt wiederum zu differentiellem Reproduktionserfolg: Je besser ein Organismus an die gegebenen Umweltbedingungen angepaßt ist, je besser er die notwendigen Ressourcen zum eigenen Überleben und zum Reproduzieren nutzen kann, desto mehr Nachkommen hinterläßt er – jeweils im Vergleich zu den übrigen Mitgliedern der Population. Diese Nachkommen erben mit den Genen der erfolgreichen Eltern auch die für diesen Erfolg verantwortlichen Merkmale. Langfristig kommt es also zu Verschiebungen der Genfrequenzen im Genpool der Population: Die Gene der ›erfolgreicheren‹ Individuen werden relativ mehr, die der weniger erfolgreichen Individuen weniger werden. Durch Mutation und Rekombination im Genom entstehen neue Merkmale oder Merkmalskombinationen, die in ihrer Tauglichkeit wiederum durch die natürliche Selektion bewertet werden. Auf diese Weise kommt es zu einem fortdauernden ›Wettrüsten‹, nicht nur zwischen den einzelnen Individuen, sondern generationenübergreifend auch – und vor allem – zwischen den Merkmalen (bzw. den ihnen zugrundeliegenden Genen). Gerade dieser allerletzte Punkt hat weitreichende Konsequenzen: Weil die natürliche Selektion zwar den Phänotyp bewertet, die Einheit der Selektion aber das Gen ist, kommt den Verwandtschaftsverhältnissen eine besondere Bedeutung zu. Denn Verwandte teilen, verteilt nach spezifischen statistischen Wahrscheinlichkeiten, die gleichen Gene – oder aus der Sicht des Gens formuliert: Biologische Verwandte des eigenen Trägers tragen mit bestimmten Wahrscheinlichkeiten Kopien von einem selbst. Das bedeutet, in die Fitneßbilanz eines Individuums geht nicht nur das individuelle reproduktive ›Abschneiden‹ mit ein, sondern auch das der Verwandten und hier insbesondere das der Kinder (Verwandtenselektion⁸).

Speziell zur Anwendung evolutionsbiologischer Konzepte auf menschliches Verhalten sind allerdings zwei weitere Punkte von besonderer Bedeutung: Erstens sind Merkmale, die den Prozessen adaptiver Veränderungen unterliegen, nicht nur morphologischer oder physiologischer Art, sondern auch psychologischer Art. Menschen treffen Verhaltensentscheidungen aufgrund des ›Gefühls‹, nach ›Abwägungen‹ oder unter dem Einfluß von ›Motivationen‹. All diese den Entscheidungen zugrundeliegenden Mechanismen sind jedoch selbst vorläufige Endprodukte der biologischen Evolution. Sie haben sich in einem langen Prozeß der biologischen Anpassung entwickelt, eben weil sie den jeweiligen Trägern Reproduktionsvorteile beschert haben.⁹

- 8 Engl. ›kin selection‹, William D. Hamilton, *The Genetical Evolution of Social Behaviour*, in: *Journal of Theoretical Biology*, 7. 1964, S. 1–52; John Maynard Smith, *Group Selection and Kin Selection*, in: *Nature*, 201. 1964, S. 1145–1147.
- 9 John Tooby/Leda Cosmides, *The Psychological Foundations of Culture*, in: Jerome H. Barkow/Leda Cosmides/John Tooby (Hg.), *The Adapted Mind – Evolutionary Psychology and the Generation of Culture*, Oxford 1992, S. 19–136; David M. Buss, *Evolutionary Psychology. The New Science of Mind*, Boston 1999.

Auch wenn das Gen die eigentliche Einheit der Selektion ist – bewertet wird von der natürlichen Selektion der Phänotyp, also das vollständige Erscheinungsbild des Individuums. Der Phänotyp ist jedoch nie ausschließlich von seinem Genom determiniert. Vielmehr ist er immer das Produkt eines Zusammenspiels von genetischer Entwicklungsinformation und herrschenden Umweltbedingungen. Die Gene geben ›lediglich‹ die Reaktionsspannbreite vor, die genaue Manifestation eines Merkmals hängt dagegen von den beeinflussenden Umweltfaktoren ab. Menschliches Verhalten läßt sich folglich als von zwei Seiten determiniert verstehen¹⁰: Einerseits wirken die seit Anbeginn des Lebens – über eine ununterbrochene Generationenkette von Vorfahren – evolvierten Lebens- und Reproduktionsinteressen, andererseits agiert der individuelle Mensch in einer ökologisch und sozio-kulturell vorgegebenen Umwelt, die den Handlungsspielraum eingrenzt.

Die Forschungsrichtung innerhalb der evolutionären Biologie, die sich mit der Ausprägung von Verhaltensphänomenen in ihrem ökologischen Kontext beschäftigt, ist die Verhaltensökologie.¹¹ Sie verwendet einen vergleichenden Ansatz, in dem sie das zu untersuchende Phänomen artübergreifend betrachtet. Durch diese artübergreifenden Vergleiche lassen sich die spezifischen Charakteristika des untersuchten Phänomens besser von den der Art oder der Population eigenen Eigenschaften trennen, die für das eigentliche Phänomen unspezifisch sind.

Mobilität im verhaltensökologischen Kontext

Im biologischen Kontext lassen sich verschiedene Arten von Mobilität unterscheiden: Beispiele sind regelmäßige Unternehmungen im Dienste der Nahrungsversorgung, regelmäßiges Patrouillieren des Reviers oder auch saisonale Migrationsbewegungen.¹² Die Verhaltensökologie interessiert sich insbesondere für eine Form der Mobilität, die ›natale Abwanderung‹ oder ›Geburtsabwanderung‹ genannt wird. Als solche wird die permanente Abwanderung eines Individuums vom Ort seiner Geburt zu einem Ort verstanden, an dem es sich fortpflanzt oder zumindest potentiell hätte fortpflanzen können.¹³ Eine solche Abwanderungsform kommt bei sehr vielen Arten vor und ist insbesondere auch bei Säugetieren und innerhalb der Gruppe der

10 Claudia Engel/Eckart Voland, Evolution, Anpassung und Historische Verhaltensökologie, in: Eckart Voland (Hg.), Evolution und Anpassung, Stuttgart 1993, S.174–189.

11 John R. Krebs/Nicholas B. Davies, Einführung in die Verhaltensökologie, 3. neubearb. u. erw. Aufl. Oxford 1996.

12 Hierzu s. z.B. Hugh Dingle, Migration – The Biology of Life on the Move, Oxford 1996, hier bes. die Definitionen auf S. 9–19.

13 William E. Howard, Innate and Environmental Dispersal of Individual Vertebrates, in: American Midland Naturalist, 63. 1960, S. 152–161.

Vögel weit verbreitet. Dennoch ist dieses Phänomen auf eine Art überraschend, denn es gibt von vornherein keinen zwingenden Grund, Abwanderung zu erwarten. Im Gegenteil, Abwanderung beinhaltet Kosten in Form von verpaßten Opportunitäten, energetischem Aufwand und Risiken.¹⁴ Zudem hat sich der Geburtsort – eben durch die eigene Geburt und das erfolgreiche eigene Heranwachsen – als geeigneter Lebensraum erwiesen. Die Aufgabe ist es nun, die Nutzen zu identifizieren, die die offensichtlichen Kosten in der Gesamtrechnung überwiegen müssen (sonst könnte die Abwanderung nicht so regelhaft vorkommen).

Abwanderung ist mit Bezug auf die Eigenschaften der Individuen kein zufälliges Phänomen. Die meisten Arten weisen zumindest eine Abhängigkeit vom Geschlecht auf. Bei Vögeln wandern in der Regel die Weibchen häufiger oder weiter ab als die Männchen, bei den nicht-menschlichen Primaten, den taxonomisch nächsten Verwandten der Menschen, sind es die Männchen.¹⁵ Zudem gibt es ein eindeutiges Optimum in der Altersverteilung, das im jung erwachsenen Alter liegt.¹⁶

In der Verhaltensökologie wurden und werden verschiedene Erklärungsmodelle zur Evolution der natalen Abwanderung diskutiert. Die älteste und am weitesten verbreitete Erklärung sieht Vermeidung von Inzucht¹⁷ als treibende Kraft zur Entstehung und Aufrechterhaltung von Abwanderungen. Aber auch wenn sie für einzelne Arten eine gute Erklärungskraft besitzt¹⁸, so vermag sie bei anderen Arten nicht viel zur Klärung beizutragen, oder die gefundenen Muster widersprechen gar den aus dem Modell zu formulierenden Erwartungen.¹⁹ Eine solche Erklärung scheint für den Menschen von

-
- 14 Für eine kurze Zusammenfassung zu den Kosten der Abwanderung und für weitere Literaturhinweise s. Jan Beise, Verhaltensökologie menschlichen Abwanderungsverhaltens – am Beispiel der historischen Bevölkerung der Krummhörn (Ostfriesland, 18. und 19. Jahrhundert), Diss. Gießen 2001, zugänglich unter: <http://bibd.uni-giessen.de/ghm/2001/uni/d010060.htm>, S. 14–17.
 - 15 Paul Greenwood, Mating Systems, Philopatry, and Dispersal in Birds and Mammals, in: *Animal Behaviour*, 28. 1980, S. 1140–1162.
 - 16 Paul Greenwood/Paul H. Harvey, Natal and Breeding Dispersal in Birds, in: *Annual Review of Ecology and Systematics*, 13. 1982, S. 1–21.
 - 17 Inzucht, also die Reproduktion unter Verwandten führt im allgemeinen zu Fitneßeinbußen. Die Ursache liegt darin, daß jeder Mensch zahlreiche schädlich wirkende Allele in seinem Genom trägt, die jedoch nur zur Ausprägung kommen, wenn sie auf ein identisches Allel treffen (rezessive Vererbung). Die Wahrscheinlichkeit dazu wächst mit der verwandtschaftlichen Nähe der Reproduktionspartner in einer Abstammungslinie.
 - 18 Anne-Marie Monard/Patrick Duncan, Consequences of Natal Dispersal in Female Horses, in: *Animal Behaviour*, 52. 1996, S. 565–579.
 - 19 Hierzu z.B. Brian Keane/Scott R. Creel/Peter M. Waser, No Evidence of Inbreeding Avoidance or Inbreeding Depression in a Social Carnivore, in: *Behavioral Ecology*,

vornherein auszuschneiden, schließlich verfügt er über andere zuverlässige Mechanismen der Vermeidung von inzüchtenden Verbindungen.²⁰ Doch könnte Inzuchtvermeidung dennoch auch beim Menschen eine – wenn auch indirekte – Rolle spielen, denn die aktive Vermeidung von Verwandten verkleinert den Markt potentieller Heiratskandidaten – unter Umständen sogar so sehr, daß Abwanderung eine notwendige Option wird, um überhaupt einen Partner zu finden.

Ein weiterer vielversprechender Kandidat für die Erklärung des – nicht nur, aber insbesondere – menschlichen Abwanderungsverhaltens sind Phänomene der intrafamiliären Konkurrenz. Die Idee dahinter soll im folgenden kurz erläutert werden. Konkurrenz ist eine grundsätzliche Konsequenz biologischen Lebens.²¹ Sie verursacht dabei für die Beteiligten immer Kosten, genaugenommen ist dies bereits Bestandteil ihrer Definition. Diese Kosten können die Form von Energie, verpaßten oder aufgeschobenen Opportunitäten oder ganz konkreten Risiken annehmen. Konkurrenz unter Verwandten wiegt dabei doppelt schwer, da Gewinne nur auf Kosten der eigenen Abstammungsverwandten erzielt werden können, was letztlich auf die eigene Fitneß niederschlägt. Das klassische – und zugleich extreme – Beispiel dazu stammt von Hamilton und beschreibt das außergewöhnliche Geschlechterungleichgewicht in der Brut der viviparen Milbe ›Acarophenox‹²²: Die Brut eines Muttertieres umfaßt typischerweise rund 14 Kinder, wovon nur ein einziges männlich ist. Dieser eine Sohn befruchtet – bereits im Mutterleib – alle übrigen Kinder, seine Schwestern, bevor er noch vor der Geburt stirbt. Der Reproduktionserfolg der Mutter besteht also in 13 geborenen Kindern. Mehrere Söhne zu zeugen würde aus der Sicht der Mutter wenig Sinn machen. Die Söhne würden untereinander um die Befruchtung ihrer Schwestern konkurrieren – mit dem gleichen relativen Erfolg wie im ersten Fall, daß nämlich alle weiblichen Kinder befruchtet sind. Nur bedeutet jeder Sohn mehr auf Kosten einer Tochter eine Fitneßeinbuße für die Mutter.

Dieses Beispiel wirkt extrem und stammt überdies von einer dem Menschen äußerst weit entfernt verwandten Gruppe, das Prinzip jedoch, das dahinter steckt, ist in der Organismenwelt weit verbreitet. Dabei kann es sich bei den Objekten der Konkurrenz um den Zugang zu Reproduktionspartnern

7. 1996, S. 480–489; Paul K. Anderson, Dispersal in Rodents: A Resident Fitness Hypothesis, Provo 1989.

20 So dienen in vielen Gesellschaften Verbote oder Tabus dazu, Ehen und sexuelle Verbindungen zwischen nahen Verwandten zu verhindern. Oftmals sind diese Verbote aber gar nicht nötig, da nah Verwandte eine verminderte erotische Attraktivität besitzen, s. dazu Norbert Bischof, Das Rätsel Ödipus: Die biologischen Wurzeln des Urkonflikts von Intimität und Autonomie, München 1985.

21 Eckart Voland, Konkurrenz in Evolution und Geschichte, in: Ethik und Sozialwissenschaften, 7. 1996, S. 93–180.

22 William D. Hamilton, Extraordinary Sex Ratios, in: Science, 156. 1967, S. 477–488.

handeln – wie im Beispiel oben – oder um Ressourcen; ersteres wird ›lokale Partnerkonkurrenz‹²³ genannt, letzteres ›lokale Ressourcenkonkurrenz‹.²⁴ Für beide gilt jedoch, daß die intrafamiliäre Konkurrenz verhindert oder zumindest vermindert wird, wenn Teile des Nachwuchses abwandern. William D. Hamilton und Robert M. May konnten 1977 anhand theoretischer Modelle zeigen, daß sich dies – zumindest für die Eltern – selbst dann lohnen kann, wenn die Kosten für die abwandernden Individuen sehr hoch sind. Insbesondere vor dem Hintergrund dieser intrafamiliären Konkurrenzphänomene soll im folgenden das Abwanderungsgeschehen der ländlichen Bevölkerung der Krummhörn in Ostfriesland untersucht werden.

Die Krummhörn

Die Krummhörn ist ein sowohl landschaftlich als auch landwirtschaftlich abgeschlossener Raum in Ostfriesland, nördlich und westlich von Emden. Die Region umfaßt eine Fläche von 153 km² und hatte im 18. und 19. Jahrhundert eine weitgehend stabile Querschnittsbevölkerung von rund 14.000 Menschen, die in 32 Kirchspielen lebten. Der Boden besteht hauptsächlich aus junger Marsch, einem von der Nordsee angeschwemmten fetten und schweren Boden, der außerordentlich fruchtbar ist. An drei Seiten grenzt die Krummhörn an die Nordsee, an der vierten, östlichen Seite schließt sich ein deutlich weniger fruchtbarer Geestgürtel an.²⁵ Der fruchtbare Marschboden bildet die Grundlage für den bereits seit dem ausgehenden Mittelalter bestehenden großen Wohlstand der Bauernschaft in der Krummhörn. Am Ende des 19. Jahrhunderts bedeckten die Marschregionen nur rund 7% der Gesamtfläche der Provinz Hannover, produzierten aber über 22% ihrer agrarökonomischen Profite.²⁶ Die Besiedelung der Krummhörn war bereits am Ende des Mittelalters weitgehend abgeschlossen. Die geographisch isolierte Lage der Krummhörn und das völlige Fehlen von Gemeinland oder Brachland ließ eine nennenswerte Vermehrung der Population nicht zu – weder mittels einer geographischen Ausbreitung des kulturellen Raums noch durch eine Erhöhung der Bevölkerungsdichte.²⁷ Sozio-ökologisch ließe sich die Krummhörn

23 Ebd.

24 Anne B. Clark, Sex Ratio and Local Resource Competition in a Prosimian Primate, in: Science, 201. 1978, S. 163–165.

25 Zur Geographie der Krummhörn im 18. und 19. Jahrhundert s. Rudolph C. Gittermann, Geographie von Ostfriesland für die Schule und für Freunde der Vaterlandskunde, Emden 1842.

26 August Meitzen, Der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse des Preußischen Staates, Berlin 1894.

27 Hierzu s. Gerhard D. Ohling, Kulturgeschichte der Krummhörn, in: Jannes Ohling (Hg.), Die Acht und ihre sieben Siele, Pewsum 1963, S. 18–288, hier bes. S. 106.

also als ein gesättigtes Habitat bezeichnen, deren begrenzte Anzahl von ›Brutstellen‹ nur selten vakant wurde.²⁸

Die soziale Struktur der Krummhörn wurde fast ausschließlich über Zugang zu und Größe von Landbesitz bestimmt. Ganz oben in der sozialen Hierarchie befanden sich die Bauern. Dabei spielte es in bezug auf den sozialen Status fast keine Rolle, ob Land im Sinne von Eigentum wirklich besessen oder nur gepachtet war.²⁹ Das aktive und passive, kommunale und kirchliche Wahlrecht wurde über die Größe des Landbesitzes geregelt. Am unteren Ende der sozialen Leiter standen die Arbeiter und Tagelöhner, die durchweg nicht über Landbesitz verfügten. In ihrer Beschäftigung waren diese völlig auf die wohlhabenden Grundbesitzer angewiesen.³⁰ Die Statusunterschiede zwischen Bauern und Arbeitern waren in allen materiellen und nicht-materiellen Aspekten des alltäglichen Lebens stark ausgeprägt, wozu sicherlich auch die vorherrschende calvinistische Weltanschauung beitrug. Der Mittelstand fehlte in vielen Marschdörfern fast völlig. Er war eher in den Küstenorten und den Verwaltungszentren zu finden und bestand vor allem aus Kaufleuten, einigen wohlhabenden Handwerkern und Verwaltungsbeamten.³¹

Als Erbrecht herrschte in der Krummhörn bereits seit dem ausgehenden Mittelalter das Anerbenrecht vor, das die geschlossene Vererbung des Landbesitzes an einen einzigen Hoferben vorsah.³² In der Bauernschaft erbte traditionell der jüngste Sohn den Hof, doch gab es daneben auch die Tendenz, den ältesten Sohn als Hoferben einzusetzen. Die Entscheidung, welcher Sohn als Hoferbe eingesetzt wurde, wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts freier. Dennoch war es im ganzen wohl so, daß bis ins 20. Jahrhundert hinein mehrheitlich eines der jüngeren Geschwister den Hof erhielt. Die weichenden Erben wurden entschädigt. Dabei bekamen die Töchter nur die Hälfte des Erbanteils eines Sohnes. Landbesitz konnte ein weichender Erbe in erster Linie nur dadurch erlangen, daß Eltern für diesen noch zu ihren Lebzeiten Land kauften oder indem er auf einen anderen Hof einheiratete. Zusammen mit der fehlenden Möglichkeit, Neuland zu erschließen, führte diese Ge-

28 Zur genaueren Charakterisierung des Habitats s. auch Claudia Engel, Reproduktionsstrategien im sozio-ökologischen Kontext, Diss. Göttingen 1990.

29 Friedrich Swart, Zur friesischen Agrargeschichte, Leipzig 1910, S. 33, 64.

30 Johann F. de Vries/Theodor Focken, Ostfriesland. Land und Volk in Wort und Bild, Emden 1881.

31 Ebd.; Swart, Zur friesischen Agrargeschichte.

32 Zum Erbrecht in der Krummhörn und seiner Umsetzung s. ebd.; ebenso: Diddo Wiarda, Die geschichtliche Entwicklung der wirthschaftlichen Verhältnisse Ostfrieslands, Jena 1880, S. 15; Gerhard D. Ohling, Krine Klaassen van Olinga: Zur Geschichte eines Marschbauerngeschlechts im Krummhörn (Kreis Emden) 1626–1928, Aurich 1928, S. 47f.

wohnheit der geschlossenen Vererbung dazu, daß die Zahl der Hofstellen über die Jahrhunderte weitgehend konstant blieb.³³

Methoden

Der Untersuchung liegen Daten aus 19 der 32 Kirchspiele zugrunde. Aus ihnen wurden vitalstatistische Angaben zu insgesamt 51.082 Individuen gewonnen. Mit Hilfe der Methode der Familienrekonstitution³⁴ wurden diese Daten zu Familiengeschichten verwoben. Ergänzt wurden die Angaben durch Informationen aus Volkszählungslisten, Zivilstandsregistern und weiteren Dokumenten wie Handwerkerlisten und genealogischen Quellen.³⁵ Der Abgleich mit Steuerlisten erlaubte es, für viele Familien Angaben über die Größe des Landbesitzes aufzunehmen. Ökonometrische Maße wie diese erweisen sich für eine ökonomische Gruppenzuordnung oft als aussagekräftiger als Berufsangaben oder Ehrenbezeichnungen.³⁶ In dieser Arbeit wurde insbesondere das Abwanderungsverhalten der beiden sozio-ökonomischen Extremgruppen, der grundbesitzlosen Landarbeiterfamilien und der Vollbauern, kontrastiert. Als Bauern galten alle Familien, die nachweislich der Steuerlisten mindestens 75 ›Grasen‹ (ca. 28,5 ha) Land besaßen.³⁷

Bei der Analyse des Abwanderungsverhaltens wurde die oben erwähnte verhaltensökologische Definition zur ›Geburtsabwanderung‹ zugrundegelegt. Das heißt, nicht Abwanderung per se stand im Mittelpunkt, sondern die Entscheidung zur dauerhaften Residenznahme im Zusammenhang mit der (potentiellen) Reproduktionsaufnahme. Zur Option Abwanderung gehört nämlich auch immer die Option der Nicht-Abwanderung. Damit stellte sich das Problem, ein passendes Kriterium zu finden, um zwischen dem Ereignis ›Abwanderung‹ und dem quasi Nicht-Ereignis ›Nicht-Abwanderung‹ unterscheiden zu können. Da die Kirchenbücher keinen direkten Hinweis auf den jeweiligen Wohnort geben, war es notwendig, aus den vorhandenen Informationen zu den ›Ereignisorten‹ (Ort der Heirat, Geburtsort der Kinder, Sterbeorte usw.) den wahrscheinlichsten, dauerhaften Wohnort

33 Am Beispiel der Krummhörner Gemeinde Manslagt: Swart, Zur friesischen Agrargeschichte, S. 230.

34 E. Anthony Wrigley/R.S. Davies/Jim E. Oeppen/Richard S. Schofield, *English Population History from Family Reconstitution 1580–1837*, Cambridge 1997; Eckart Voland, *Contributions of Family Reconstitution Studies to Evolutionary Reproductive Ecology*, in: *Evolutionary Anthropology*, 9. 2000, S. 134–146.

35 Hierzu s. auch Engel, *Reproduktionsstrategien*.

36 Hierzu s. Voland, *Family Reconstitution*, hier bes. S. 137.

37 Zur Wahl dieser Grenze mit Verweis auf historische Quellen s. Beise, *Verhaltensökologie*, S. 53.

zu ermitteln.³⁸ Dazu wurde für jede Familie der Modalwert (Dichtemittel, also die am häufigsten vorkommende Ortsangabe) der wichtigsten Ortsangaben ermittelt.³⁹ Dieser Ort wird als ›Familienschwerpunkt‹ bezeichnet.

Betrachtet wurden in dieser Untersuchung alle Menschen, die zwischen 1720 und 1839 in einem der 19 ausgewerteten Kirchspiele geboren wurden. Ferner war nur die nachkindliche Mobilität von Interesse, als Grenze wurde hier das Alter von 15 Jahren verwendet. Als Nicht-Abwanderer gelten in dieser Stichprobe nun alle Individuen, deren elterlicher Familienschwerpunkt identisch ist mit dem eigenen Familienschwerpunkt als Erwachsener oder – falls sie kinderlos verheiratet waren oder ledig gestorben sind – mit dem eigenen Sterbeort. Als Abwanderer gelten alle übrigen Personen. Unterschieden wurde ferner zwischen regionalen Abwanderern, das sind solche, die in eines der übrigen 18 ausgewerteten Kirchspiele abgewandert sind, und überregionalen Abwanderern oder ›Auswanderern‹.

Größenordnung des Abwanderungsgeschehens

Über die Hälfte aller Männer und Frauen verließen im Laufe ihres Lebens dauerhaft ihre Heimatgemeinde (s. Tabelle). Dabei ist der Anteil der Frauen mit rund 61% größer als der der Männer (rund 51%). Die höhere Bereitschaft der Frauen abzuwandern findet sich sowohl in den Landarbeiterfamilien als auch in den Bauernfamilien, wobei der Anteil der Abwanderung in Bauernfamilien im ganzen höher ist als in Landarbeiterfamilien. Werden die Abwanderer danach unterschieden, ob sie innerhalb der Region verblieben oder ganz aus der Region auswanderten, kehren sich die beiden Muster um: Männer verließen die Region Krummhörn häufiger als Frauen, und Landarbeiterkinder wanderten weiter als Bauernkinder.⁴⁰

38 Dabei sind diese Orte bezüglich der Anzeige des ›wahren‹ Wohnortes von unterschiedlicher Güte. So erfolgte die Wahl des Heiratsortes weniger mit Blick auf den späteren Wohnort als vielmehr mit Bezug auf die Herkunftsorte der Brautleute und hier insbesondere der Frauen. Vor allem das erste Kind – aber auch noch das zweite – wurde nicht selten nicht am eigenen Wohnplatz geboren, sondern an dem der Eltern der Frau; s. dazu auch die weiteren Ausführungen in Beise, Verhaltensökologie, S. 65–71.

39 Im einzelnen waren dies: alle Geburtsorte der Kinder, alle Sterbeorte der Kinder unter 15 Jahre, der Sterbeort des nachweislich zuerst gestorbenen Elternteils – nicht jedoch der Heiratsort; zur genauen technischen Realisierung der Generierung des Familienschwerpunktes s. Beise, Verhaltensökologie, S. 72–74.

40 Die angegebenen Werte für die überregionale Auswanderung geben den tatsächlichen Anteil nicht exakt wieder, da nicht alle 32 Kirchspiele ausgewertet sind (sondern nur 19). Dies führt zwar zu einer (leichten) Überschätzung der Auswanderung, ein Einfluß auf die ›Relationen‹ zwischen den Geschlechtern und zwischen den Sozialgruppen dürfte allerdings unwahrscheinlich sein.

Tabelle: Größenordnung der Abwanderung für die Krummhörner Population (in %)

	Abwanderung ^a			davon Auswanderung ^b		
	männl.	weibl.	Anzahl	männl.	weibl.	Anzahl
Landarbeiterkinder	49,7	57,4	1.326	67,3	49,6	768
Bauernkinder	55,1	63,4	403	42,6	28,4	141
Gesamt-population	50,9	60,9	7.542	59,6	42,9	4.212

^a Anteil der abgewanderten Individuen an allen das 15. Lebensjahr vollendeten Individuen, getrennt nach Geschlecht.

^b Anteil der überregionalen Auswanderer innerhalb der Gruppe der Abwanderer.

Falls intrafamiliäre Konkurrenz für das Abwanderungsverhalten eine Rolle spielte, sollte sich dies durch Einfluß der Familiengröße auf die Wahrscheinlichkeit der Abwanderung bemerkbar machen, während für eine familienunabhängige Konkurrenz eher ein Zusammenhang mit der Populations- bzw. Gruppengröße zu erwarten sein sollte. Von Bedeutung für das Phänomen der Abwanderung sind aber in erster Linie nur die erwachsenen Geschwister, da nur diese unmittelbar zur Konkurrenz um vererbaren Besitz oder um Partner beitragen. Jüngere Geschwister, sofern sie das Säuglingsalter überhaupt überleben, stellen nur potentiell zukünftige Konkurrenten dar. Aus diesem Grunde beziehen sich die weiteren Auswertungen zur Familiengröße nur auf die Anzahl der das 15. Lebensjahr überlebenden Geschwister.

Der Einfluß der Geschwister auf Abwanderung und das räumliche Heiratsgeschehen

Die folgenden Schaubilder zeigen den Einfluß der Geschwister auf das Abwanderungsverhalten und seine Konsequenzen. Dargestellt werden jeweils die ›relative odds‹ oder ›relative risks‹ der jeweiligen unabhängigen Variablen, wie sie sich als Ergebnis logistischer Regressionsmodelle ergeben.⁴¹ Die

41 Das ›relative Risiko‹ gibt dabei den Faktor an, um den sich das Risiko (Risiko = Wahrscheinlichkeit geteilt durch Gegenwahrscheinlichkeit, also z.B. die Wahrscheinlichkeit für einen Bauernsohn abzuwandern geteilt durch die Wahrscheinlichkeit nicht abzuwandern) für die Angehörigen einer Gruppe ändert im Vergleich zu einer Referenzgruppe. Die Werte machen also keine Angaben über die ›exakte‹ Wahrscheinlichkeit, sondern lediglich über die ›Relation‹ einer Wahrscheinlichkeit im Vergleich zu einer anderen. Werte über 1 bezeichnen dabei eine höhere Wahrscheinlichkeit des Ereignisses im Vergleich zur Referenzgruppe, Werte unter 1 eine verminderte Wahrscheinlichkeit. Für die Referenzgruppe wird der Wert des relativen Risikos jeweils 1 gesetzt. Durch Subtraktion von 1 und anschließender Multiplikation

Modelle wurden für Landarbeiterkinder, Bauernkinder und die Gesamtpopulation getrennt gerechnet. Der besseren Vergleichbarkeit wegen wurden die Ergebnisse der drei Modelle jeweils in einer Grafik zusammengefaßt. Als Referenzgruppe dienen die Individuen mit keinen oder nur einem Geschwister. Die Ergebnisse zum Einfluß der Brüder (jeweils linke Grafik) und dem der Schwestern (jeweils rechte Grafik) entstammen dem gleichen Modell.⁴²

Schaubild 1 zeigt den Einfluß von Anzahl und Geschlecht der Geschwister auf die Abwanderung, jeweils getrennt für die beiden Geschlechter. Es zeigt sich hier, daß auf Bauernsöhne die Anwesenheit von mehr als einem Bruder stark abwanderungsfördernd wirkte. Bereits zwei Brüder ließen das Risiko abzuwandern um über 60% steigern, drei und mehr Brüder sogar um deutlich mehr als das Doppelte. Schwestern wirkten deutlich weniger drängend – eine mittlere Anzahl von Schwestern verminderte sogar die brüderliche Abwanderung. Landarbeitersöhne wurden im Hinblick auf ihre Abwanderungsentscheidung von ihren Brüdern dagegen überhaupt nicht beeinflusst. Auch hier wirkten Schwestern eher abschwächend.

Für die Frauen wirkte der Einfluß der Geschwister auf den ersten Blick einheitlicher. Doch auch hier zeigen sich interessante Unterschiede: So wirkten auf die Landarbeitertöchter Schwestern mehr in Richtung höhere Abwanderungsrate als Brüder (bei drei und mehr Schwestern stieg das Risiko um mehr als 60% mit $p < 0,01$; die gleiche Anzahl Brüder hatte keinen signifikanten Einfluß), während es bei den Bauerntöchtern eher umgekehrt erschien: Die relativen Risiken für beide Brüdergruppen sind größer 1, wobei der Wert für drei und mehr Brüder zumindest ein Signifikanzniveau von 0,1 unterschreitet, eine Grenze, die der Effekt für die beiden Schwesterngruppen nicht erreichte (zudem ist dort sogar eine abschwächende Wirkung zu beobachten).

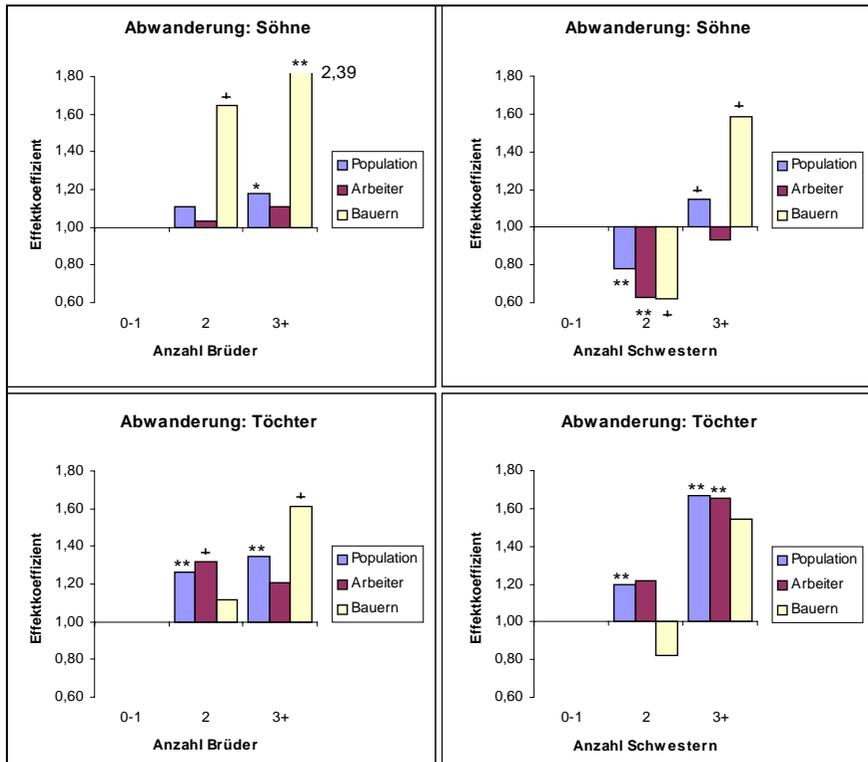
Für die überregionale Auswanderung (Schaubild 2) sind die Ergebnisse insgesamt schwächer, doch läßt sich erkennen, daß Geschwister auf Bauernsöhne auch hier eher fördernd auf die Abwanderung wirkten. Werden die Geschwister beiderlei Geschlechts zusammengefaßt, so erreicht der Effekt für viele Geschwister (sechs und mehr) die Signifikanzschwelle von $p = 0,05$.⁴³

mit 100 lassen sich Prozentwerte zu den relativen Risiken berechnen. Ein Wert von 1,5 gibt also eine Steigerung des Risikos um 50% an, ein Wert von 0,3 eine Verminderung um 70%. Für eine Einführung in logistische Regressionsmodelle s. z.B. Hans-Jürgen Andreß/Jacques A. Hagenaars/Steffen Kühnel, *Analyse von Tabellen und kategorialen Daten*, Berlin 1997.

42 Das heißt, die Variablen zu der Anzahl von Brüdern und der Anzahl von Schwestern wurden jeweils gemeinsam in ein Regressionsmodell eingeführt. Für Multikollinearität bezüglich der beiden Geschwistervariablen wurde kontrolliert, indem jeweils Korrelationskoeffizienten der verwendeten kategorialen Variablen berechnet wurden. Von einer problematischen Kollinearität wird bei Koeffizienten ab etwa größer 0,8 ausgegangen, die Koeffizienten hier waren jedoch alle kleiner 0,1.

43 Beise, *Verhaltensökologie*, S. 154.

Schaubild 1: Der Einfluß von Anzahl und Geschlecht der Geschwister auf die Abwanderung



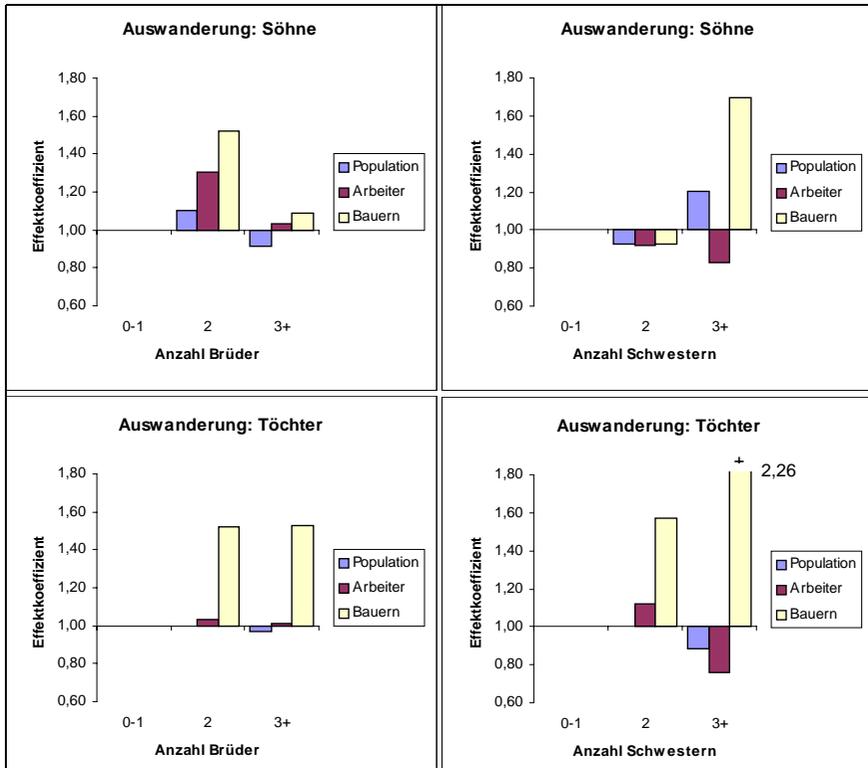
Bemerkung: Die Symbole zeigen verschiedene Signifikanzniveaus an: + $p < 0,1$; * $p < 0,05$; ** $p < 0,01$. Stichprobengrößen: Männer: $N_{Pop}=3.797$; $N_{Arb}=1.256$; $N_{Bau}=341$; Frauen: $N_{Pop}=3.745$; $N_{Arb}=1.222$; $N_{Bau}=339$.

Bei den Bauerntöchtern zeigt sich auch auf überregionaler Ebene noch eine fördernde Wirkung von Geschwistern auf die Mobilität – das gilt sowohl für Brüder (hier allerdings nicht signifikant) als auch für Schwestern (trotz des sehr hohen relativen Risikos von 2,26 erreicht dieser Effekt nur ein Signifikanzniveau von 0,1, Folge eines geringen Stichprobenumfangs). Für die Landarbeitertöchter dagegen hatten Geschwister in diesen größeren räumlichen Distanzbereichen jedoch keinerlei Bedeutung mehr.

Der Einfluß der Familiengröße auf die Abwanderung sollte sich auch im Heiratsgeschehen niederschlagen. Biologische Reproduktion war in der Krummhörn – ebenso wie in den meisten anderen europäischen historischen Populationen – in der überwiegenden Zahl der Fälle gekoppelt an die Ehe-

schließung. Abwanderung und Verheiratung wirkten damit in Kombination auf das Ausmaß des zu erwartenden lokalen Reproduktionserfolges, also auf die Höhe des genetischen Beitrages am Gen-Pool der Population.

Schaubild 2: Der Einfluß von Anzahl und Geschlecht der Geschwister auf die überregionale Auswanderung

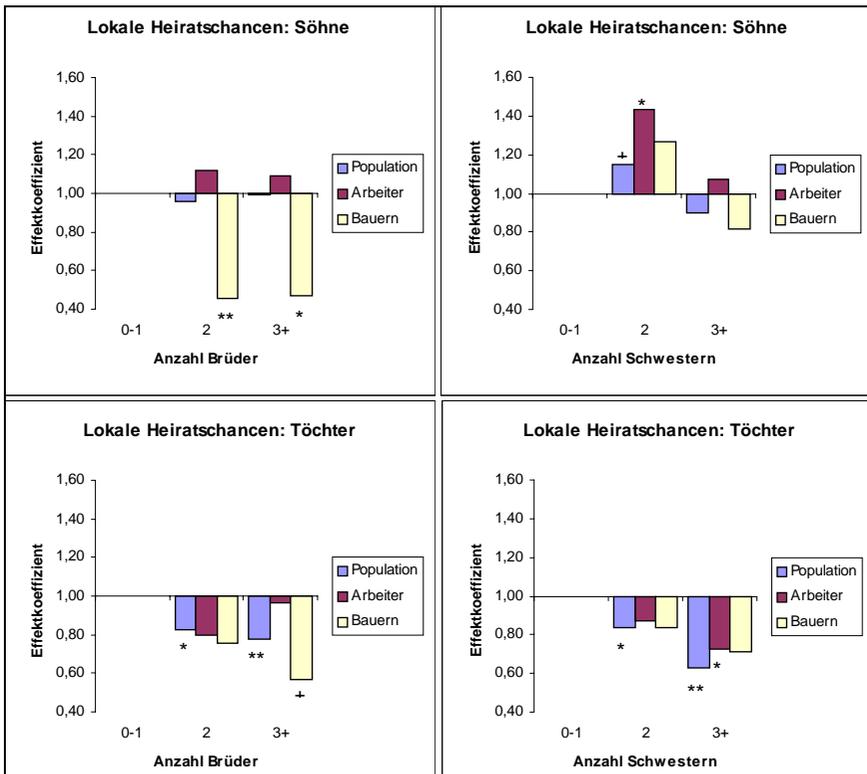


Bemerkung: Die Symbole zeigen verschiedene Signifikanzniveaus an: + $p < 0,1$; * $p < 0,05$; ** $p < 0,01$. Stichprobengrößen: Männer: $N_{Pop}=1.933$; $N_{Arb}=624$; $N_{Bau}=188$; Frauen: $N_{Pop}=2.279$; $N_{Arb}=702$; $N_{Bau}=215$.

Die folgenden beiden Schaubilder zeigen den Einfluß der Geschwisterzahl auf die Chancen (oder statistisch formuliert das »Risiko«), verheiratet am Herkunftsort zu bleiben (Schaubild 3) bzw. sich überhaupt innerhalb der Region (einschließlich des Herkunftsortes) niederzulassen (Schaubild 4). Für die Bauernsöhne ist zu erkennen, daß gleichgeschlechtliche Geschwister die lokalen Heiratschancen dramatisch beeinträchtigt haben. Die Heiratschancen am Ort sanken bei zwei, drei und mehr Brüdern jeweils um über 50%.

Schwester dagegen, obwohl sie für die Abwanderung eine gewisse Bedeutung zeigten, hatten kaum eine Wirkung auf die lokalen Heiratschancen ihrer Brüder. Für die Landarbeitersöhne läßt sich wiederum keinerlei Einfluß seitens der Brüder und nur ein leichter seitens der Schwestern erkennen – und letzterer wiederum nicht in Richtung (hemmender) Konkurrenz, sondern eher mit unterstützender Funktion.

Schaubild 3: Der Einfluß von Anzahl und Geschlecht der Geschwister auf die lokalen Heiratschancen (verheiratet am Ort zu bleiben)

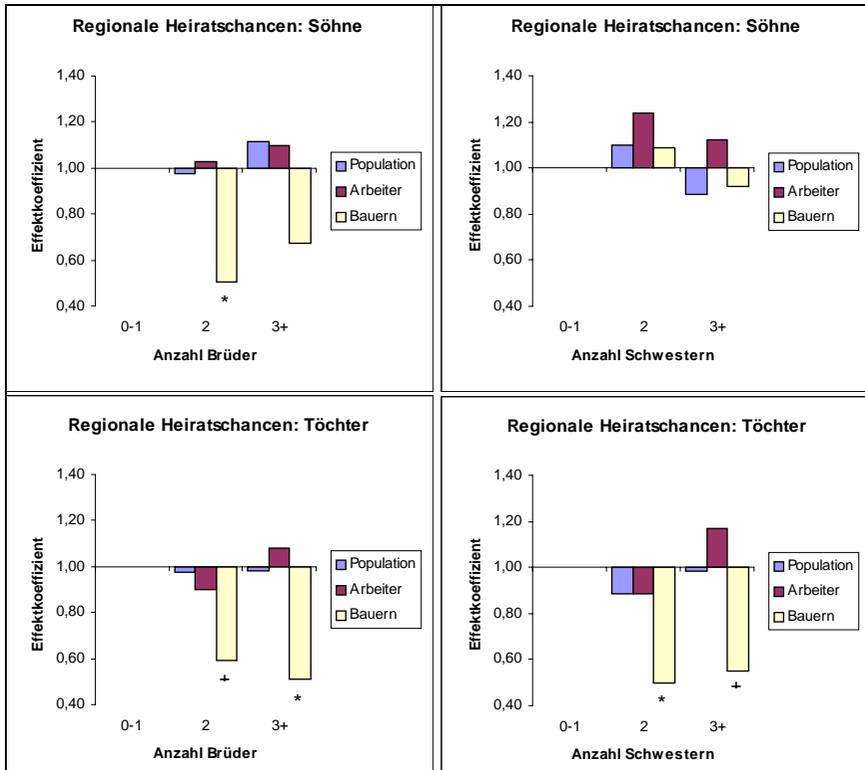


Bemerkung: Die Symbole zeigen verschiedene Signifikanzniveaus an: + $p < 0,1$; * $p < 0,05$; ** $p < 0,01$. Stichprobengrößen: Männer: $N_{Pop}=3.945$; $N_{Arb}=1.304$; $N_{Bau}=348$; Frauen: $N_{Pop}=3.883$; $N_{Arb}=1.267$; $N_{Bau}=350$.

Bei den Landarbeiter- und Bauerntöchtern sind wiederum gegenläufige Trends zu erkennen. Während Schwestern die lokalen Heiratschancen der Landarbeitertöchter sinken ließen, hatten Brüder dagegen keinen nennenswerten Einfluß. Bei den Bauerntöchtern verhält es sich umgekehrt: Brüder zu

haben, insbesondere zahlreiche, ließ die lokalen Heiratschancen eher sinken als das Vorhandensein von Schwestern.

Schaubild 4: Der Einfluß von Anzahl und Geschlecht der Geschwister auf die regionalen Heiratschancen (verheiratet in der Region zu bleiben)



Bemerkung: Die Symbole zeigen verschiedene Signifikanzniveaus an: + $p < 0,1$; * $p < 0,05$; ** $p < 0,01$. Stichprobengrößen: Männer: $N_{Pop}=3.986$; $N_{Arb}=1.304$; $N_{Bau}=352$; Frauen: $N_{Pop}=3.883$; $N_{Arb}=1.267$; $N_{Bau}=350$.

Die Chancen, sich überhaupt innerhalb der Region zu verheiraten (Schaubild 4), wurden nur bei Bauernkindern von der Anzahl der Geschwister beeinflusst – und zwar jeweils in Richtung auf Verminderung der Heiratschancen. Dabei war die Konkurrenz für Bauernsöhne ausschließlich gleichgeschlechtlich, während für ihre Schwestern Geschwister beiderlei Geschlechts eine Rolle spielten. Sowohl für die Söhne in Landarbeiterfamilien als auch für die Töchter hatte die Anzahl der Geschwister keinerlei Einfluß auf die allgemeinen, regionalen Heiratschancen.

Zusammenfassend ergibt sich für die einzelnen Gruppen unter dem Aspekt der intrafamiliären Konkurrenz und mit Blick auf Philopatrie und potentielle Fortpflanzung innerhalb der lokalen Population also folgendes Bild:

- Bauernsöhne wurden vor allem von ihren gleichgeschlechtlichen Geschwistern im Sinne einer Konkurrenz beeinträchtigt – sehr stark auf einer lokalen Ebene, schwächer aber auch noch auf regionaler Ebene.
- Landarbeitertöchter wurden ebenfalls von ihren gleichgeschlechtlichen Geschwistern negativ beeinflusst, jedoch fand die Konkurrenz hier fast ausschließlich auf der lokalen Ebene statt. Auch wenn der Effekt dort sehr ausgeprägt war, auf der regionalen Ebene verschwand er fast völlig.
- Bauerntöchter unterschieden sich von ihren Geschlechtsgenossinnen aus der Gruppe der Landarbeiter vor allem dadurch, daß sie sowohl mit ihren Schwestern als auch – und sogar in stärkerem Maße – mit ihren Brüdern in einem Konkurrenzverhältnis zu stehen schienen. Verglichen mit der Situation bei ihren Brüdern scheint die Konkurrenz in den meisten Bereichen jedoch schwächer ausgeprägt gewesen zu sein (bis auf die regionalen Heiratschancen).
- Landarbeitersöhne scheinen weder mit ihren Brüdern noch mit ihren Schwestern konkurriert zu haben. Während ein Einfluß von Brüdern in allen Bereichen so gut wie nicht nachweisbar war, wirkten Schwestern in manchen Bereichen sogar eher konkurrenzvermindernd (geringeres Abwanderungsrisiko, höhere lokale Heiratschancen).

Die Bedeutung der intrafamiliären Konkurrenz für das Abwanderungsgeschehen

Die Bedeutung des Grundbesitzes in der Krummhörn und das herrschende Vererbungsrecht bargen das Potential für eine ausgesprochene intrafamiliäre Konkurrenz. Grundbesitz war die entscheidende Einheit, die kulturellen und auch reproduktiven Erfolg bestimmte: »Die wirtschaftliche Macht des Geschlechtes ist der Grundbesitz«, beschreibt Swart die Situation der Bauern in der Krummhörn.⁴⁴ Politische Privilegien und Ämter waren gekoppelt an die Größe des besessenen Landes (ob gepachtet oder als Eigentum). Außerdem, je mehr Grasen eine Familie besaß, desto mehr Kinder wurden geboren, und desto mehr Kinder konnten großgezogen werden.⁴⁵ Diese sowohl kulturellen als auch reproduktiven Privilegien waren jedoch fragil. Jeder Generationen-

44 Swart, Zur friesischen Agrargeschichte, S. 163f.

45 Eckart Voland, Differential Reproductive Success within the Krummhörn Population (Germany, 18th and 19th Centuries), in: Behavioral Ecology and Sociobiology, 26, 1990, S. 65–72.

wechsel bedrohte durch den Erbanspruch der Kinder die ökonomische Kontinuität. Zwar war die Realteilung schon seit dem Mittelalter zugunsten des Anerbenrechts aufgegeben worden (gerade zu einem Zeitpunkt also, als die vollständige Besiedelung der Krummhörn abgeschlossen war)⁴⁶, doch hatten die Erben einen Anspruch auf eine Abfindung. Die Abfindung wurde mit dem Tod des überlebenden Elternteils fällig und wurde seitens der abzufindenden Erben nur selten gestundet. In der Regel mußte der Hoferbe Teile des Landes verkaufen oder Belastungen auf den Hof aufnehmen. Beides schwächte die wirtschaftliche Kraft des Betriebes.⁴⁷ Nicht selten war ein ökonomischer und damit sozialer Abstieg die Folge. Ein sozialer Abstieg zog unmittelbar Fitneßeinbußen nach sich⁴⁸ – und war aufgrund der geringen Rate an sozialer Aufwärtsmobilität zumeist von Dauer.

Insbesondere eine zu große Zahl von Söhnen stellte hier für Bauernfamilien eine Gefahr dar. Ihr Anspruch auf eine – im Vergleich zu ihren Schwestern – doppelt so hohe Abfindung machte sie zu einem ›teuren‹ Geschlecht. Eine Möglichkeit der Eltern, auf diese drohende Gefährdung des Status der Familienlinie zu reagieren, bestand darin, die Zahl der Söhne nicht zu groß werden zu lassen. Und genau dies taten sie. Über differentielles Investment in die Kinder nach Maßgabe von Geschlecht und Geburtsrang ›steuerten‹ Eltern Zahl und geschlechtliche Zusammensetzung ihres Nachwuchses – mit der Folge, daß die männliche Kindersterblichkeit in Bauernfamilien größer war als im Populationsdurchschnitt (und größer als unter den Landarbeitern). Zudem stieg sie noch mit der Anzahl der lebenden älteren Brüder an.⁴⁹ Ein weiterer Weg, die Zahl der effektiven Söhne zu reduzieren, war, überzählige Söhne zum Abwandern zu animieren. Söhne, die nicht als Hoferben in Frage kamen, hatten verschiedene Optionen: Entweder wurde für sie von den Eltern zu deren Lebzeiten Land gekauft, auf dem sie dann Pächter wurden – oder sie heirateten auf einem anderen Hof ein. Für beide Möglichkeiten waren sie vom Wohlwollen und von der Unterstützung der Eltern abhängig. Reichten die Mittel nicht aus, so lag ein letzter Ausweg im gemeinschaftlichen Verbleiben auf dem elterlichen Hof – was für den Abfindling allerdings den Verzicht auf Heirat bedeutete. Alternativ gab es die Möglichkeit, auf die Landwirtschaft zu verzichten und eine kirchliche, administrative oder akademische Ausbildung zu beginnen. Diese letzten Möglichkeiten, die zu einer

46 Hierzu s. Ohling, Kulturgeschichte, S. 112.

47 Hierzu s. insbes. Swart, Zur friesischen Agrargeschichte, S. 56–65.

48 In Form von verringerter biologischer Reproduktion.

49 Eckart Voland/Robert I.M. Dunbar, Resource Competition and Reproduction – The Relationship between Economic and Parental Strategies in the Krummhörn Population (1720–1874), in: *Human Nature*, 6. 1995, S. 33–49; s. Jan Beise/Eckart Voland, Differential Infant Mortality Viewed from an Evolutionary Biological Perspective, in: *The History of the Family* [2002].

finanziellen Unabhängigkeit führten, setzten allerdings ein Verlassen der Heimat voraus.

Einen gewissen gleichgerichteten Kostenfaktor stellten natürlich auch die Töchter in Bauernfamilien dar, doch war aufgrund des Erbrechts die Höhe dieses Postens geringer. Und genau dies schlägt sich auch in ihrer Rolle im Abwanderungsgeschehen nieder: Zum einen waren sie durch die Anwesenheit von Geschwistern weniger beeinträchtigt als ihre Brüder, und zum anderen war ihr Einfluß auf das Abwanderungsverhalten ihrer Geschwister geringer als der ihrer Brüder. Bezeichnend ist aber, daß sie unter ihren teureren Brüdern mehr zu leiden hatten als unter ihren weniger teuren Schwestern.

Hier liegt auch der Unterschied zum Abwanderungsverhalten der Töchter aus Landarbeiterfamilien. Aufgrund der sozio-ökonomischen Situation dieser Familien konnte es zu keiner vergleichbaren Konkurrenz um familiären Besitz kommen. Allerdings befanden sich die Landarbeitertöchter, wie die Ergebnisse nahelegen, sehr wohl in einer geschwisterlichen Konkurrenzsituation – im Unterschied zu den Töchtern aus Bauernfamilien aber ausschließlich mit ihren Schwestern. Und anders als bei den Bauernkindern, bei denen Auswirkungen der wirtschaftlichen Konkurrenz in der gesamten Region zu erkennen sind, war die schwesterliche Konkurrenz der Landarbeitertöchter auf den lokalen Bereich beschränkt: Viele Schwestern zu haben, erhöhte zwar die Wahrscheinlichkeit, den Herkunftsort zu verlassen, und verringerte auch die Wahrscheinlichkeit, sich dort zu verheiraten. Allerdings konnten Landarbeitertöchter ihre verminderten Heiratschancen am heimatlichen Ort vermutlich dadurch ausgleichen, daß sie bei der Suche nach einem potentiellen Partner auf den regionalen Heiratsmarkt auswichen. Ein weiteres Indiz stützt diese Argumentation zur schwesterlichen Konkurrenz unter den Arbeitertöchtern – und bestätigt gleichzeitig die Annahmen zur Situation bei den Bauerntöchtern: Jede Schwester mehr erhöhte das Heiratsalter einer Landarbeitertochter im Durchschnitt um ein halbes Jahr – Brüder hatten hier keinen Einfluß. Genau umgekehrt verhielt es sich bei den Bauerntöchtern. Dort verzögerte jeder Bruder mehr die Heirat sogar um fast ein Jahr (während die Schwestern keinen Einfluß hatten).⁵⁰ Bereits eine geringfügige Erhöhung des Heiratsalters führte in der Krummhörn jedoch zu einer statistisch signifikanten Verminderung des Lebensreproduktionserfolgs.⁵¹

Die Söhne aus Landarbeiterfamilien scheinen dagegen in keinem Konkurrenzverhältnis mit ihren Geschwistern gestanden zu haben. Allerdings

50 Beise, *Verhaltensökologie*, S.116.

51 Eckart Voland/Claudia Engel, *Female Choice in Humans: A Conditional Mate Selection Strategy of the Krummhörn Women (Germany, 1720–1874)*, in: *Ethology*, 84. 1990, S. 144–154; Eckart Voland, *Reproductive Decisions Viewed from an Evolutionary Informed Historical Demography*, in: Robert I.M. Dunbar (Hg.), *Human Reproductive Decisions: Biological and Social Perspectives*, London 1995, S. 137–159.

weisen sie die höchste Abwanderungsrate aller untersuchten Gruppen auf. Für die Landarbeitersöhne scheinen bei der Abwanderungsentscheidung also andere Gründe eine Rolle gespielt zu haben. Wahrscheinlich waren sie in viel stärkerem Maße von der unmittelbaren Arbeitsmarktsituation beeinflusst, die – aufgrund der Verteilung der Erwerbsmöglichkeiten – eben nicht einer geschwisterlichen Konkurrenz unterlag.⁵²

Schluß

Die vorgestellten Analysen versuchen zu erklären, wie Abwanderung als Teil reproduktiver Strategien verstanden werden kann. Abwanderung in der Krummhörn war weder ein zufälliges Phänomen (in einem statistischen Sinne), noch war es ein seltenes Ereignis. Vielmehr ließ das Zusammentreffen bestimmter Bedingungen die individuelle Abwanderungswahrscheinlichkeit gegenüber anderen Bedingungen ansteigen. Und dies geschah, wie anhand der Bauernkinder gezeigt wurde, in einer fitneßfördernden Weise, bei der allerdings die Nutznießer der Abwanderungen weniger die Kinder selbst waren als vielmehr ihre Eltern. Die natürliche Selektion ›belohnt‹ nicht kurzfristigen, maximalen Reproduktionserfolg, der auf Kosten nachfolgender Generationen erzielt wird. Genau das wäre aber passiert, wenn die bäuerlichen Eltern alle ihre geborenen Kinder großgezogen und später abgefunden hätten. Statt dessen variierten Eltern ihr Investment in Anlehnung an den zu erwartenden reproduktiven Wert des Kindes, ein Verhalten, das einem weitverbreiteten Muster bei Lebewesen mit elterlichem Fürsorgeverhalten entspricht.⁵³ Die Folgen dieses differentiellen Elterninvestments lassen sich sogar in Unterschieden in der Sterblichkeit feststellen⁵⁴, was einer Manipulation der ›physischen‹ Kinderzahl entspricht. Die letzte Möglichkeit der Einflußnahme bestand in der motivierten oder forcierten Abwanderung von Kindern und damit einer ›funktionellen‹ Eliminierung des überzähligen Nachwuchses.

Die genaue evolutive Herkunft des Abwanderungsverhaltens ist in der biologischen Verhaltensforschung nach wie vor umstritten. Allerdings läßt sich hier wie in anderen Arbeiten zur menschlichen Verhaltensökologie die adaptive Funktion der Abwanderung einer menschlichen Population zeigen. Die Verteilung von und der Zugang zu Ressourcen scheinen ebenso wie intrafamiliäre Konkurrenz bei der Modellierung der Abwanderung einen entscheidenden Einfluß zu besitzen.

52 Beise, Verhaltensökologie, S. 118f.

53 Tom H. Clutton-Brock, *The Evolution of Parental Care*, Princeton 1991.

54 Hierzu s. Beise/Voland, *Differential Infant Mortality*.

Jürgen G. Nagel und Martin Schmidt

Kleinräumige Migration im Kontext der Frühindustrialisierung am Beispiel der Aachener Textilregion um 1800

In ihren wegweisenden Untersuchungen haben die britischen Geographen Colin Pooley und Jean Turnbull gezeigt, daß in Großbritannien zwischen dem 18. und 20. Jahrhundert kleinräumige Wanderungsformen vorherrschten und die Mehrzahl der Menschen mindestens einmal, häufig auch mehrfach im Laufe ihres Lebens davon betroffen war.¹ Für den deutschsprachigen Raum liegen keine vergleichbaren Studien vor. Nur wenige Arbeiten haben überhaupt die Nahwanderung thematisiert; im Mittelpunkt der deutschen Migrationsforschung stehen nach wie vor Wanderungsprozesse über große Distanzen mit einem Schwerpunkt auf der Amerikaauswanderung. Dies hat besonders im Zusammenhang mit der Industrialisierungsgeschichte zu erheblichen Defiziten geführt. Migration tritt demnach vorrangig als ein Phänomen der Fabrikära in Erscheinung.²

Die Forschung zur Proto- und Frühindustrialisierung wurde in den vergangenen 25 Jahren stark durch die Konzepte von Franklin Mendels und der Göttinger Gruppe um Peter Kriedte, Hans Medick und Jürgen Schlum-

1 Colin Pooley/Jean Turnbull, *Migration and Mobility in Britain from the Eighteenth to the Twentieth Century*, in: *Local Population Studies*, 57, 1996, S. 50–71; nun ausführlich dies., *Migration and Mobility in Britain from the 18th to the 20th Centuries*, London 1998.

2 Z.B. Hubert Kiesewetter, *Regionale Lohn disparitäten und innerdeutsche Wanderungen im Kaiserreich*, in: Jürgen Bergmann u.a. (Hg.), *Regionen im historischen Vergleich*, Opladen 1989, S. 133–199; oder Dieter Langewiesche, *Wanderungsbewegungen in der Hochindustrialisierungsperiode. Regionale, interstädtische und innerstädtische Mobilität in Deutschland 1880–1914*, in: *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, 64, 1977, S. 1–40. Auch Autoren wie Charles Tilly, der einen früheren Beginn des ›Zeitalters der Mobilität‹ annimmt, oder Steve Hochstadt, der die ›Industrielle Revolution‹ als Wasserscheide zwischen einem ›traditionellen‹ und einem ›modernen‹ Migrationstyp versteht, hinterfragen nicht die These, wonach Langstreckenmigration die entscheidende Mobilitätserfahrung des industriellen Zeitalters war: Charles Tilly, *Migration in Modern European History*, in: William H. McNeill/Ruth S. Adams (Hg.), *Human Migration. Patterns and Policies*, London 1978, S. 48–72; Steve L. Hochstadt, *Migration in Germany. A Historical Study*, Providence 1981.

bohm beeinflusst, die nicht nur demographische Faktoren in den Vordergrund stellten, sondern auch einen Rückgang der Wanderungsbewegungen dank früherer Möglichkeiten der Arbeitsaufnahme und Haushaltsgründung postulierten.³ Das Wachstum des industriellen Sektors wurde ausschließlich als Ergebnis einer räumlichen Erweiterung des Arbeitsmarktes sowie eines natürlichen Bevölkerungswachstums angenommen. In der Konsequenz führt diese Sichtweise zu der Annahme, daß die erste Phase des Industrialisierungsprozesses ohne die Mobilität der industriellen Arbeitskräfte auskam. Solche Vorstellungen gründen nicht zuletzt auf einer verengten Betrachtung protoindustrieller Systeme. Neueste Forschungen haben gezeigt, daß viele der proto- und frühindustriellen Regionen sehr komplexe Strukturen aufwiesen und insbesondere die Rolle der Städte und urbanen Gewerbezentren unterschätzt wurde. In solchen regionalen Systemen spielte die Migration, vor allem als Nahwanderung, durchaus eine wichtige Rolle.

Anhand der Feintuchindustrie in der Region um Aachen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert soll im folgenden die Bedeutung von innerregionalen Wanderungsbewegungen exemplarisch dargestellt werden. Zwei Aspekte stehen dabei im Vordergrund: zum einen die Rolle der Zuwanderung von Arbeitskräften in die urbanen Zentren und zum anderen die Integration der Zuwanderer.⁴ Die folgenden Ergebnisse beruhen auf Daten aus den Bevölkerungserhebungen und den Zivilstandsregistern, die während der französischen Zeit (1792/94–1814) erstellt wurden.⁵ Die erste Bevölkerungserhebung im Roer-Departement fand im Jahr VII (1798/99) statt. Sie weist allerdings eine Reihe von Unzulänglichkeiten und Ungenauigkeiten auf. So wurden Kinder unter zwölf Jahren nur numerisch in Verbindung mit ihrem Vater erfaßt. Die Bezeichnungen für Beruf und Familienstatus erfolgte in der-

3 Franklin F. Mendels, Proto-Industrialization. The First Phase of the Industrialization Process, in: *Journal of Economic History*, 32. 1982, S. 241–261; Peter Kriedte/Hans Medick/Jürgen Schlumbohm, *Industrialisierung vor der Industrialisierung. Gewerbliche Warenproduktion auf dem Land in der Formationsphase des Kapitalismus*, Göttingen 1977, zur Migration insbes. S. 174–176.

4 Daneben können auch andere Formen der Migration beobachtet werden: Zum einen entwickelte sich zwischen den Gewerbezentren und den umliegenden Dörfern ein frühes Pendlerwesen (s. hierzu Jürgen G. Nagel/Martin Schmidt, *An Immigrant Society? Migration Networks in the Region of Aachen*, in: Dietrich Ebeling/Steve King (Hg.), *Community, Locality and Lifecourse. Migration in Early Modern Europe*, Oxford [2002]), zum anderen läßt sich die Migration von Dienstboten wie auch gelegentlich von Facharbeitern über lange Strecken (s. hierzu Arne Palmqvist, *Die Auswanderung Aachener Arbeiter und Unternehmer nach Schweden vom 16.–18. Jahrhundert*, in: *Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins*, 66/67. 1954/55, S. 169–181) konstatieren, die jedoch nicht Thema dieses Beitrages sind, da sie für das regionale System keine entscheidende Rolle spielten.

5 Zum Entstehungszusammenhang s. Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (HStAD), Recueil des Actes de la Préfecture du Développement de la Roer, an 1812, 16.6.1812, S. 145–148.

selben Spalte, so daß nur bei unverheirateten, alleinstehenden Frauen die Angabe einer Berufstätigkeit erfolgte, ansonsten Bezeichnungen wie ›sa femme‹ aufgenommen wurden. Allerdings enthält der Zensus wichtige Informationen zur Analyse des Migrationsverhaltens. Insbesondere verzeichnet er für jede Person über zwölf Jahren den aktuellen Wohnort und im Falle einer Migration das Jahr der Zuwanderung. Dadurch wird die Identifikation von Migranten auch ohne eine Familienrekonstitution möglich. Die unmittelbaren Nachkommen dieser Migranten sind allerdings als solche nicht mehr zu erkennen, sondern erscheinen bereits als ›Einheimische‹.

Die beste Datengrundlage bietet die letzte während der französischen Zeit angestellte Erhebung aus dem Jahr 1812: Namentlich erfaßt wurden alle Personen mit Angaben zu Alter, Familienstatus, Konfessionszugehörigkeit und Berufstätigkeit. Zudem lassen sich die Strukturen von Haus und Haushalt erkennen.⁶ Weiterhin genutzt wurden die in den seit 1798 geführten Zivilstandsregistern⁷ verzeichneten Angaben zu den Geburtsorten. Mit Hilfe nominativer Verknüpfungsverfahren konnten die Informationen aus der Bevölkerungserhebung von 1798/99 und aus den Zivilstandsregistern den in der Erhebung von 1812 verzeichneten Personen zugeordnet werden. Diese Vorgehensweise wurde exemplarisch für das Gewerbezentrum Burtscheid vor den Toren Aachens angewandt, welches als Fallbeispiel im Mittelpunkt der detaillierten Analysen stehen wird.

Tuchindustrie und Betriebssystem

Die Entwicklung von neuen Gewerbezentren wie Burtscheid, Monschau, Stolberg und Vaals war das entscheidende Merkmal der Aachener Tuchregion im 17. und 18. Jahrhundert. Dort wurden von einer neuen Unternehmerschaft, die sich zum Teil aus der Aachener Handwerkswirtschaft, zum Teil aus den lokalen wirtschaftlichen Eliten rekrutierte und gelegentlich durch zugewanderte Unternehmer ergänzt wurde, unter Nutzung der naturräumlichen Standortvorteile und unter günstigen herrschaftlichen Rahmenbedingungen die manufakturartigen Betriebskerne etabliert. Und von dort aus wurde in einem weiten Umkreis das ländliche Arbeitskräftepotential über Verlagsbeziehungen in das System der ›dezentralen Manufaktur‹ integriert. Grundlage für den raschen Aufschwung der Feintuchindustrie war eine vom Kleiderluxus der Barock- und Rokokozeit stimulierte Expansion der Absatz-

6 Näheres zu den Quellen s. bei Dietrich Ebeling/Jürgen G. Nagel, Frühindustrialisierung zwischen Rhein und Maas. Überlegungen zu einer neuen Wirtschaftskarte der nördlichen Rheinlande, in: Rheinische Vierteljahrsblätter, 61. 1997, S. 175–204.

7 Nordrhein-Westfälisches Personenstandsarchiv Brühl, franz. Geburts-, Heirats- und Sterberegister der Mairie Burtscheid.

märkte.⁸ Die wichtigsten Märkte lagen in Rußland, in Südeuropa und in der Levante.

Im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts befand sich das Betriebssystem ›dezentrale Manufaktur‹, welches in Werkbauten zentralisierte Produktionsabschnitte mit im Verlag organisierter Heimarbeit kombinierte, auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung.⁹ In der Aachener Tuchregion wurden vor allem diejenigen Arbeitsvorgänge in frühen Manufakturgebäuden zentralisiert, die für die Qualität des Endproduktes von entscheidender Bedeutung waren. Dabei handelte es sich um die Vorbereitung der Wolle für das Spinnen und sämtliche Schritte der Appretur (Rauhen, Scheren, Noppen, Plüsen). Die arbeitsintensiven Produktionsabschnitte des Spinnens und Webens wurden aufgrund niedrigerer Lohnkosten an ländliche Heimarbeiter vergeben, die entweder vom Unternehmer selbst oder über einen Sub-Unternehmer (sogenannte Baasen) beschäftigt wurden.

Ab den 1820er Jahren wurde die protoindustrielle Handspinnerei durch die Mechanisierung in Manufakturen, die sich zu Fabriken weiterentwickelten, integriert. Wichtigstes Moment für diesen Übergang war die Ausschöpfung des regionalen Arbeitskräftepotentials. Auch die Wollbereitung und die Appretur unterlagen durch die Mechanisierung weitgehenden Veränderungen. Der Einsatz von Maschinen verband sich mit der zuvor nur in der Walkerei eingesetzten Nutzung der Wasserkraft und bald auch der Dampfmaschine. Lediglich die Weberei blieb teilweise bis weit bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts dezentral organisierte Handarbeit.

In der Formationsphase dieses Systems waren die Unternehmer auf die Zuwanderung von auswärtigen Facharbeitern insbesondere für die Appretur angewiesen. Die harte Konkurrenz nicht nur mit anderen Tuchregionen, sondern auch innerhalb der Aachener Region selbst zwang die Unternehmer zu einer ständigen Verbesserung der Qualität und schnellen Reaktion auf Konjunkturschwankungen und Modewechsel.¹⁰ In den permanent ausgebauten Betriebskernen konnte die Wollbereitung, Grundlage für bestes Garn, beaufsichtigt und ein Verlust an Material durch Kontrolle verhindert werden.

-
- 8 Zur Entwicklung des Betriebssystems s. Martin Schmidt, Tuchmanufakturen im Raum Aachen. Frühneuzeitliche Werkbauten als Spiegel einer Betriebsform zwischen Verlag und zentralisierter Produktion, in: Dietrich Ebeling (Hg.), *Aufbruch in eine neue Zeit. Gewerbe, Staat und Unternehmer in den Rheinlanden des 18. Jahrhunderts*, Köln 2000, S. 129–164, sowie demnächst Jürgen G. Nagel/Martin Schmidt, *The ›Decentralized Manufactory‹ in the Textile Region of Aachen around 1800. A Production-System before the Mechanization and its Social and Spatial Impacts*, in: Dietrich Ebeling/Steve King (Hg.), *Regions and Industry 1700–1850*, Oxford [2002].
- 9 Zur Definition der ›dezentralen Manufaktur‹ s. Karl Heinrich Kaufhold, *Das Gewerbe in Preußen um 1800*, Göttingen 1978, S. 78, 231–233.
- 10 Ernst Barkhausen, *Die Tuchindustrie in Montjoie, ihr Aufstieg und Niedergang*, Aachen 1925, S. 78f.

Spezialkenntnisse der Fabrikanten oder speziell eingestellter Fachkräfte, beispielsweise in der Färberei, ermöglichten hochwertige Ausgangsprodukte. Arbeitsteilung und Spezialisierung vor allem in der Appretur führten zu einer Beschleunigung der Produktion durch bessere Auslastung der Arbeitskraft, die durch Disziplinierung weiter gesteigert werden konnte.¹¹ Die Zentralisierung einzelner Schritte erlaubte darüber hinaus, zur Qualitätssicherung direkt und jederzeit in den Produktionsprozeß einzugreifen.¹²

Die Anzahl der in das dezentrale System eingebundenen Personen war beachtlich. Nach zeitgenössischen Berichten beschäftigten allein die Burtscheider Tuchfabrikanten im Jahr 1807 rund 7.000 Arbeitskräfte. Burtscheid selbst hatte zu dieser Zeit jedoch lediglich rund 4.500 Einwohner.¹³ Über Johann Heinrich Scheibler, den bedeutendsten Tuchfabrikanten Monschaus, wurde in den 1760er Jahren, als der Ort nicht mehr als 2.500 Einwohner zählte, von Regierungsseite berichtet, daß »mehr als 4.000 Arbeiter ihren Lebensunterhalt [von ihm] hernähmen.«¹⁴ Die Arbeitskräfte für die Spinnerei und teilweise auch für die Weberei wurden hauptsächlich in der Gegend nordöstlich von Verviers und Eupen (Limburger Land) rekrutiert. Die dort vorherrschende Viehwirtschaft ließ einen erheblichen und vor allem ganzjährigen Spielraum für gewerbliche Tätigkeiten.¹⁵ Daneben konnten die Unternehmer auf Arbeitskräfte in näher gelegenen Gebieten, wo schlechte Bodenqualitäten zum Nebenerwerb zwangen, zurückgreifen. So wurden von Monschau aus Spinnarbeiten in die nördliche Eifel vergeben, während dies von Aachen oder Burtscheid aus in das Territorium der Reichsabtei Kornelimünster geschah.

Nicht zu vernachlässigen ist die Bedeutung Aachens.¹⁶ Die Reichsstadt behielt während des gesamten Entwicklungsprozesses nicht nur ihre zentrale

-
- 11 Rudolf Forberger, *Die Manufakturen in Sachsen vom Ende des 16. Jahrhunderts bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts*, Berlin 1958, S. 4f.
 - 12 Zur Lokalisierung einzelner Betriebseinheiten in Burtscheid s. Martin Schmidt, *Burtscheid. Eine Manufakturstadt um 1800*, Köln 1998, S. 20f., 43f.; ders., *Tuchmanufakturen im Raum Aachen*.
 - 13 HStAD, Roer-Departement, 2593 I, 143.
 - 14 Zit. nach Barkhausen, *Die Tuchindustrie in Montjoie*, S. 43.
 - 15 Pierre Lebrun, *L'industrie de la laine à Verviers pendant le XVIIIe et le debut du XIXe siècle*, Lüttich 1948, S. 74–82; Myron P. Gutman, *Towards the Modern Economy. Early Industry in Europe 1500–1800*, Philadelphia 1988; Barkhausen, *Die Tuchindustrie in Montjoie*, S. 64f.; Martin Henkel, *Taglohn, Tradition und Revolution. Ein Tarifvertrag aus dem Jahre 1790*, in: *Internationale Wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung*, 1. 1989, S. 42–66.
 - 16 Zur Rolle der Stadt Aachen s. Klaus Müller, *Die Reichsstadt Aachen im 18. Jahrhundert*, in: *Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins*, 98/99. 1992/93, H. 2, S. 205–230; Dietrich Ebeling/Martin Schmidt, *Zünftige Handwerkswirtschaft und protoindustrieller Arbeitsmarkt. Die Aachener Tuchregion (1750–1815)*, in: Dietrich Ebeling/Wolf-

Funktion als Handelsplatz insbesondere für Rohstoffe. Auch war ihre zünftig organisierte Handwerkswirtschaft ein integrierter Bestandteil des regionalen Produktionssystems, da die Manufakturunternehmer die Qualifizierungsfunktion der Zunft für die Rekrutierung von Facharbeitern nutzen konnten. Entgegen älteren Thesen blieb Aachen aber auch ein wichtiger Produktionsstandort. Vor allem von den Burtscheider Unternehmen wurden Aachener Tuchmacher mit Aufträgen versorgt.¹⁷ Die als ›Zunftthemmnis‹ betrachtete kleinbetriebliche Struktur spielte nur in der Appretur eine Rolle und wurde schon vor dem Ende der Zunftära partiell durchbrochen. Die Bemühungen der Zünfte und des Stadtrates, das Gewerbemonopol zu erhalten, waren langfristig zum Scheitern verurteilt. Weder die Regionalisierung der Tuchindustrie und die Etablierung neuer Standorte noch die Abwerbung von Facharbeitern oder die Übersiedlung ganzer Werkstätten ließen sich auf Dauer verhindern.¹⁸ Wie Untersuchungen zur Bevölkerungsentwicklung und zur Zuwanderung gezeigt haben, konnte Aachen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sogar in Grenzen an dieser industriellen Entwicklung partizipieren.¹⁹

Unbestreitbar ging jedoch die Dynamik von den neuen Gewerbezentren aus. Insbesondere die Ausbildungskapazitäten der Aachener Zünfte waren dem Expansionstempo nicht gewachsen. Infolgedessen wurden Scherer aus weit entfernten Regionen angeworben. So erhielt Eupen 1679 und 1680 von seinem Landesherren Karl II. von Spanien Privilegien, welche den Unternehmern die Rekrutierung auswärtiger Scherer erleichterte. Bis in die 1720er Jahre zogen etwa 400 Scherer nach Eupen. Nur ein Teil von ihnen stammte aus Aachen, viele kamen aus den französischen Manufakturstädten wie Sedan.²⁰ In Monschau soll Johann Heinrich Scheibler in den 1730er Jah-

gang Mager (Hg.), Protoindustrie in der Region. Europäische Gewerbelandschaften vom 16. bis 19. Jahrhundert, Bielefeld 1997, S. 321–346.

- 17 Ebeling/Schmidt, Zünftige Handwerkswirtschaft, S. 327f. Vgl. hierzu auch das Gutachten der Monschauer Unternehmer für ihre Lennepener Kollegen von 1790, abgedruckt bei Hans Carl/Karl Wülfrath, Westdeutsche Ahnentafel, Bd. 1: Die »feine Gewandschaft in Monschau«, Weimar 1939, S. 315–399, hier S. 387–390, bes. S. 389.
- 18 Ebeling/Schmidt, Zünftige Handwerkswirtschaft, S. 330; für weitere Beispiele s. Müller, Die Reichsstadt Aachen im 18. Jahrhundert, S. 208; zur Expansion auf das Land s. Ebeling/Schmidt, Zünftige Handwerkswirtschaft.
- 19 Müller, Die Reichsstadt Aachen im 18. Jahrhundert; Claudia Erdmann, Zuwanderung in die frühindustrielle Stadt Aachen (Ende 18./Anfang 19. Jh.), in: Frank Ahnert/Reinhart Zschocke (Hg.), Festschrift für Felix Mohnheim zum 65. Geburtstag, Bd. 2, Aachen 1981, S. 399–423.
- 20 Leo Hermanns, Die Anfänge der Feintuchmanufaktur in Eupen, in: Geschichtliches Eupen, 15. 1981, S. 163–169, hier S. 167. Bezüglich Sedan s. La Manufacture du Dijonval et la Draperie Sedanais 1650–1850, hg.v. Ministère de la culture, Charlesville 1984; Gerard Gayot/Bruno Lassaux, Manufactures et usines dans une citadelle: Sedan (XVIIe–XIXe siècle), in: Revue du Nord, 79. 1997, S. 495–514.

ren sogar Scherer aus Süddeutschland angeworben haben.²¹ Es ist jedoch zu vermuten, daß in dieser Phase die Mehrzahl der Scherer eher aus den französischen Manufakturorten sowie aus dem benachbarten Verviers und Eupen kamen. Ähnlich wie in Eupen hatte der Zustrom von Arbeitskräften teilweise gewaltsam ausgetragene Konflikte zur Folge.²²

Wenngleich auch im weiteren Verlauf des Prozesses des Ausbaus und der Konsolidierung des regionalen Systems in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von einem permanenten Zuzug von Facharbeitern von außerhalb der Region auszugehen ist, zeigen die nachfolgend darzustellenden Forschungsergebnisse zum Manufakturort Burtscheid die Dominanz innerregionaler Wanderungsbewegungen.

Tuchstandort und Zuwanderung

Die Bevölkerungsentwicklung Burtscheids korrespondiert mit dem Wachstum der Tuchindustrie. Zwar fehlen vor der ersten Bevölkerungserhebung während der französischen Zeit im Jahre 1798/99, als 3.474 Personen registriert wurden, Informationen zur Bevölkerungszahl, doch spiegeln die aus den Kirchenbüchern der Jahre 1752 bis 1798 und den darauffolgenden Personenstandsregistern gewonnenen Daten die demographische Dynamik deutlich wider.²³ Der Geburtenüberschuß war bis zur Mitte der 1780er Jahre beträchtlich, die Zahl der Geburten überstieg die Zahl der Todesfälle um 179%. Danach veränderte sich das Niveau der Geburtenzahlen kaum, es stieg sogar noch leicht an und fiel in den Krisenjahren 1800–1802 kurzfristig ab; dies korrespondierte mit einem Rückgang der Eheschließungen. Die Zahl der Sterbefälle erhöhte sich dagegen ab Mitte der 1780er Jahre für rund zehn Jahre zunehmend. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts verringerte sich der Geburtenüberschuß durch einen starken Anstieg der Zahl der Sterbefälle gegenüber den 1780er Jahren auf ein Sechstel. Dazu trugen insbesondere die beiden Mortalitätskrisen 1786 und 1795 bei. Nach der überwundenen, durch eine Stockung der Wirtschaft und Versorgungsprobleme gekennzeichneten Krise in den ersten Jahren der französischen Herrschaft stieg die Einwohnerzahl zwischen 1798/99 und 1812 um 26%. Je etwa zur Hälfte wurde dieses Wachs-

21 Die Belege hierfür sind allerdings schwach: Barkhausen, Die Tuchindustrie in Montjoie, S. 40f.; Scheibler/Wülfrath, Westdeutsche Ahnentafel, Bd. 1, S. 335–337.

22 Barkhausen, Die Tuchindustrie in Montjoie, S. 80–96; Martin Henkel/Rolf Taubert, Maschinenstürmer. Ein Kapitel aus der Sozialgeschichte des technischen Fortschritts, Frankfurt a.M. 1979, S. 88–99; zu parallelen Entwicklungen in Eupen s. ebd., S. 87f., sowie Henkel, Taglohn, Tradition und Revolution, S. 56f.

23 Detailliert s. demnächst hierzu: Dietrich Ebeling/Martin Schmidt, Zwischen Handwerk, Heimarbeit und Manufaktur – Wirtschaft und Gesellschaft Burtscheids zu Beginn des 19. Jahrhunderts, Bielefeld [2001].

tum durch den Geburtenüberschuß und durch Zuwanderung getragen. Schon 1798/99 waren 35% der Burtscheider Bevölkerung Migranten der ersten Generation.

Die Bevölkerungserhebungen 1798/99 und 1812 erlauben eine differenzierte Betrachtung des Arbeitsmarktes. Insgesamt etwa 58% der berufstätigen Bevölkerung arbeiteten 1812 als Spinner (11,4%), Weber (25,2%), Scherer (4,8%) oder gingen einer anderen Beschäftigung im Tuchgewerbe nach. Zudem muß davon ausgegangen werden, daß die meisten Tagelöhner (4,7%) ebenfalls in diesem industriellen Sektor beschäftigt waren.²⁴ Dieser Befund legt nahe, daß die Textilindustrie und ihre wachsende Zentralisierung – abzulesen an der steigenden Zahl an Manufakturkernen und spezialisierten Werkstätten – in der Tat der entscheidende ›pull‹-Faktor für die Migration waren. Vor allem hochqualifizierte Arbeiter zogen nach Burtscheid. So waren 80% der Scherer, die 1798/99 in der Stadt lebten, in anderen Orten geboren. Die Weber dagegen stammten zu zwei Dritteln aus Burtscheid. Relativ hoch war auch der Migrantenanteil unter den Lokalhandwerkern wie Metzgern, Schustern oder Bäckern (ca. 60%).

Die Daten aus der Erhebung von 1798/99 lassen vermuten, daß ihr Zuzug in Abhängigkeit von der Zuwanderung industrieller Arbeitskräfte stand; den Zuwanderungswellen von Textilarbeitern folgten in der Regel solche von Handwerkern. Besonders deutlich ist dieses Phänomen für die 1770er Jahre zu beobachten. Auf eine besonders hohe Zuwanderung von Textilarbeitern läßt sich für die 1780er Jahre schließen, die sich in den Krisenjahren der 1790er Jahre drastisch reduzierte.

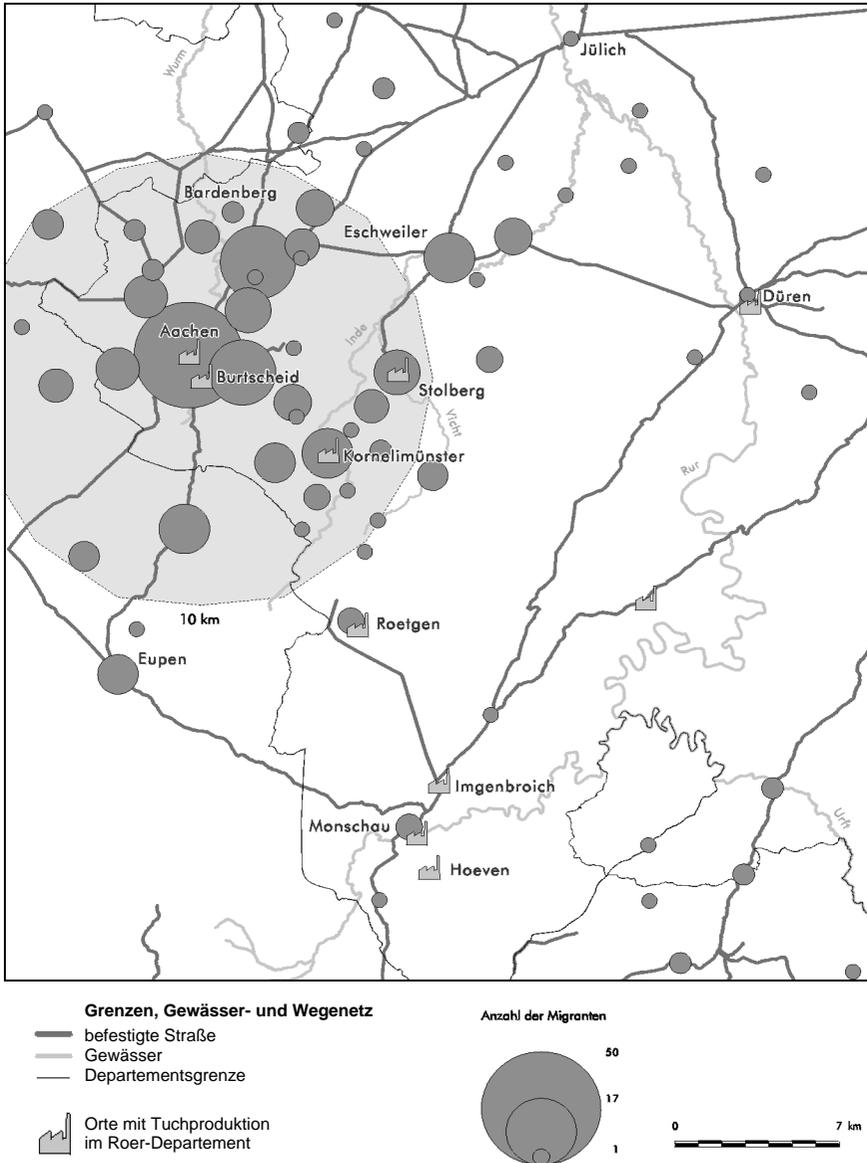
Die Daten aus den Bevölkerungserhebungen lassen zudem vorsichtige Rückschlüsse auf die Migrationsmuster zu. Handwerker und Scherer kamen in der Regel ausgebildet nach Burtscheid, wie sich aus der Altersstruktur ablesen läßt. Scherer migrierten mit einem Durchschnittsalter von 22,4 Jahren, während Handwerker ein Durchschnittsalter von 23,5 Jahren aufwiesen.²⁵ Weber waren mit einem Durchschnittsalter von gerade 16,5 Jahren weitaus jünger, d.h. in einem früheren Stadium ihres ›life-cycle‹. Sie kamen vermutlich zusammen mit ihren Eltern oder als junge Männer ohne Ausbildung nach

24 Der Begriff ›journalier‹ ist in der Regel eine unspezifische Berufsbezeichnung und wurde für Personen benutzt, die sich als unspezifisch qualifizierte Arbeitskräfte abhängig von der aktuellen Nachfrage nach Arbeitskräften in verschiedenen gewerblichen und landwirtschaftlichen Sektoren verdingten; s. René Leboutte, *Adaption, reconversion, mutation. Le rôle de la proto-industrialisation dans la genèse du bassin industriel liégeois*, in: ders. (Hg.), *Proto-Industrialization. Recent Research and New Perspectives*, Genf 1996, S. 263–290, bes. S. 280f.

25 Das Durchschnittsalter aller Migranten betrug 22 Jahre.

Kleinräumige Migration in der Aachener Textilregion um 1800

Karte: Region Aachen, Herkunftsorte der Migranten in Burtscheid



Quelle: Bevölkerungserhebung (1799), Kirchenbücher und Personenstandsregister (1750–1850); Kartengrundlage: Tranchat-v. Müffling Kartenwerk (1803–1820), Autoren: Thilo Klenk, Jürgen G. Nagel, Martin Schmidt, Universität Trier, 2001 FB III / SFB235-C7.

Burtscheid.²⁶ Dieses Phänomen läßt sich aus der besonderen Entwicklung der Tuchindustrie erklären. Eine veränderte Nachfragesituation – resultierend aus dem direkten Handel über Kommissionäre statt über Messen – verlangte bei gleichzeitig steigenden Ansprüchen an die Qualität nach immer kürzeren Produktionszeiten. Dies hatte nicht nur Auswirkungen auf die Appretur, sondern auch auf die Weberei. Unternehmer verzichteten in steigendem Maße auf die Inanspruchnahme der landsässigen Weber und vergaben zunehmend Aufträge an Weber in den Manufakturstädten oder in deren Nähe. Dies verkürzte nicht nur die Produktions- und Umlaufzeit des Kapitals, sondern gestattete auch eine direktere Beaufsichtigung.²⁷ Durch die Vorfertigung der Ketten in den Manufakturen konnten auch solche Weber beschäftigt werden, die nicht über eine langjährige Ausbildung verfügten. Die Migration nach Burtscheid führte nicht zu einer Überlagerung der bestehenden Gesellschaft durch eine neue Schicht von Einwanderern, sondern zur Entstehung einer urbanen Gesellschaft in Abhängigkeit von der Tuchindustrie. Alle Schichten – sei es die Unternehmerschaft, die Lokalhandwerker oder die Arbeiterschaft – wurden durch Migranten geprägt.²⁸ Wie die Topographie des Ortes zeigt, führte die überdeutliche Ausprägung der Zuwanderung zu keiner räumlichen Segregation. Es bildeten sich keine eigenen Migrantenviertel; vielmehr siedelten sich die Zuwanderer über das gesamte Stadtgebiet verstreut an.

Obgleich sich über den gesamten Beobachtungszeitraum stets eine Zuwanderung sowohl von Einzelpersonen als auch von kinderlosen Ehepaaren oder solchen mit Kindern feststellen läßt, zeichnen sich zwischen diesen

26 Es ist leider nicht möglich, weibliche Migranten in der gleichen Weise wie männliche zu betrachten, da die französischen Bevölkerungslisten von 1798/99 bei den Frauen den Familienstatus anstelle eines Berufes verzeichneten. In diesem Zusammenhang ist ebenfalls zu berücksichtigen, daß sich die in den vorangegangenen Absätzen verwendeten Berufsangaben auf das Erhebungsjahr 1798/99 beziehen und ihre Rückschreibung auf das Zuzugsjahr der betreffenden Personen nur vermutet werden kann. Die einseitige Ausrichtung Burtscheids auf die Tuchindustrie, die im 18. Jahrhundert noch üblichen hohen Ausbildungsanforderungen an Scherer und der gleichzeitig zunehmend erleichterte Zugang zur Webertätigkeit sprechen allerdings für eine hohe Wahrscheinlichkeit dieser Annahme, so daß zumindest die Mehrheit in den jeweiligen Berufsgruppen den dargelegten Migrationsmustern gefolgt sein dürfte.

27 Für Monschau macht darauf Barkhausen, *Die Tuchindustrie in Montjoie*, S. 60, aufmerksam.

28 Die Unternehmerschaft und ihre weiten Heiratskreise können hier nicht näher untersucht werden, s. hierzu immer noch aufschlußreich die ältere Literatur wie Hermann Friedrich Macco, *Beiträge zur Genealogie rheinischer Adels- und Patrizierfamilien*, Bd. IV: *Geschichte und Genealogie der Familie Pastor*, Aachen 1905; oder Scheibler/Wülfrath, *Westdeutsche Ahnentafel*, Bd. 1, S. 315–399; Max Barkhausen, *Die sieben bedeutendsten Fabrikanten der Roerdepartements im Jahre 1810*, in: *Rheinische Vierteljahrsblätter*, 25. 1960, S. 100–113.

Gruppen doch deutliche Unterschiede in den verschiedenen Entwicklungsphasen ab. Aus der auffälligen Überzahl von in Burtscheid Geborenen in der Altersgruppe zwischen 44 und 53 Jahren kann der vorsichtige Schluß gezogen werden, daß die auch aus den Taufregistern erkennbar hohe Zahl von Geburten in den frühen 1760er Jahren auf eine starke Zuwanderung von jungen Paaren zurückzuführen ist. In den folgenden Jahrzehnten erreichte die städtische Bevölkerung offenbar eine solche Größenordnung, daß sich die Wohn- und Lebensbedingungen zunehmend verschlechterten und dadurch Familien von einer Zuwanderung abgehalten wurden.²⁹ In den letzten beiden Jahrzehnten vor 1800 dominierten Einzelpersonen das Zuwanderungsmuster. In der Mehrheit waren dies junge Frauen, die temporäre Arbeit als häusliche Dienstboten suchten. Das Wanderungsverhalten der Männer, die zumeist auf Dauer ein Auskommen in der Textilindustrie anstrebten, wurde von den Veränderungen innerhalb des Produktionssystems beeinflusst. Die Funktion von Haushalt und Familie als geschlossene Arbeitseinheit trat in den Hintergrund. Die individuelle Lohnarbeit setzte sich zunehmend durch, unabhängig davon, ob auf der Grundlage von Heimarbeit oder in den zentralisierten Betriebseinheiten. Junge, alleinstehende Männer, die nach Burtscheid kamen, fanden in dieser Phase leichter eine Beschäftigung und konnten besser mit den erschwerten Lebensbedingungen umgehen als dies Familienverbänden möglich war. Wie das hohe Heiratsalter zeigt, gründeten diese Zuwanderer erst später eine eigene Familie.³⁰

Obwohl in den Zensuslisten von 1798/99 nur das Jahr des Zuzugs verzeichnet ist, kann das Bild durch die Angaben des Herkunftsortes in den französischen und preußischen Zivilstandsregistern ergänzt werden. Für 1798/99 ist bei 32% aller Einwohner die Verknüpfung beider Quellen möglich. Es zeigt sich, daß 80% aller Migranten aus Orten im Umkreis von 20 Kilometern kamen.³¹ Dies entspricht den Forschungsergebnissen, die Pooley und Turnbull für England erarbeitet haben: Es überrascht daher nicht, daß mehr Zuwanderer aus protoindustriellen Dörfern als aus rein agrarischen Gebieten stammten. Sie hatten bereits in Kontakt mit einer industriellen Existenzweise gestanden und verfügten aufgrund dieser Erfahrungen häufig über die erforderlichen Qualifikationen.

29 Zu den Wohnbedingungen und dem stagnierenden Baubestand s. Schmidt, Burtscheid.

30 Bei Webern 29,8 Jahre, bei Scherern 30,3 Jahre.

31 Hierzu s. den gleichen Befund bei Claudia Erdmann, Aachen im Jahre 1812. Wirtschafts- und sozialräumliche Differenzierung einer frühindustriellen Stadt, Stuttgart 1986; dies., Laurensberg in französischer Zeit (1794–1814), in: Herbert Lepper (Hg.), Laurensberg in seiner Geschichte, Aachen 1995, S. 139–159; dies., Eilendorf zur französischen Zeit, in: Herbert Lepper (Hg.), Eilendorf in seiner Geschichte, Aachen 1988, S. 115–149.

Soziale Lage und Integration

Nachfolgend steht die Frage im Mittelpunkt, welchen Integrationsstrategien Zuwanderer folgten. Das Interesse konzentriert sich dabei auf diejenigen unter ihnen, die aufgrund ihrer geringen Qualifikation oder aufgrund von Brüchen in ihren Biographien besonderen Integrationsproblemen ausgesetzt waren. Ihre Lebensverhältnisse in Burtscheid schildert anschaulich der Arzt Friedrich Ernst Hesse im Jahr 1804: »Ungesund aber sind fast durchgehends die Wohnungen des dritten Standes, der gemeinen Arbeitsleute; diese sind gewöhnlich niedrig, dumpfig und feucht. Hier befindet sich gewöhnlich die ganze Familie beyeinander, und arbeitet, ißt und trinkt, und betet und bettet sich beysammen. [...] Widrig ist der Eintritt in die Wohnungen der vierten Klasse, der Armen. Diese wohnen meistens in noch engeren und feuchten und dabey äußerst schmutzigen und mit allerley bösen Ausdünstungen angefüllten Kammern.«³²

Quellengrundlage für die Analyse der sozialen Situation Zugewanderter und ihrer sich darin widerspiegelnden Integrationsmöglichkeiten sind wiederum die beiden Bevölkerungserhebungen der Jahre 1798/99 und 1812. Verwendet werden die Daten jener Personen, die sowohl 1798/99 als auch 1812 in den Zensuslisten erfaßt wurden. Die geringe Zahl von 1.151 Fällen, in denen eine Person in beiden Listen zu finden ist (32,6% bezogen auf alle Einwohner 1798/99), ist vor allem dadurch bedingt, daß in der Erhebung von 1798/99 Kinder unter zwölf Jahren nicht namentlich erscheinen, sondern lediglich den Eltern zahlenmäßig zugeordnet wurden. Eine weitere Verringerung der Verknüpfungsquote ergibt sich aus der Abwanderung im Zeitraum zwischen den beiden Erhebungen. Da sich jedoch das Interesse auf diejenigen richtet, die langfristig in Burtscheid verblieben, kann das Sample als eine gute Grundlage betrachtet werden. Mit 39% liegt der Migrantanteil nur unwesentlich niedriger als in der Erhebung von 1798/99 (44%). Der Unterschied erklärt sich großteils durch die Remigration von jungen Frauen, die in Burtscheid keinen Ehepartner fanden.

Eine der unter ungünstigen Bedingungen lebenden Gruppen waren die Tagelöhner.³³ Die überwiegende Mehrheit von ihnen dürfte als Wollwäscher, Wollschläger, Wollsortierer u.ä. in der Tuchindustrie gearbeitet haben³⁴; 38,5% von ihnen waren Männer. Zwischen Migranten und in Burtscheid Geborenen lassen sich auf den ersten Blick keine signifikanten Unterschiede

32 Zit. nach Thomas R. Kraus, *Auf dem Weg in die Moderne. Aachen in französischer Zeit 1792/93, 1794–1814*, Aachen 1994, S. 258.

33 7,6% aller berufstätigen Zuwanderer, 4,3% aller berufstätigen männlichen Zuwanderer, 15,2% aller Zuwanderinnen.

34 Auch die Burtscheider Arbeiterlisten von 1811 verzeichnen in den zentralisierten Betrieben ›journaliers‹ (StAA, Stadt Burtscheid, franz. Zeit, Nr. 116/117).

feststellen. Etwa 65% in beiden Gruppen waren älter als 53 Jahre. Es ist anzunehmen, daß die Mehrheit von ihnen nicht mehr in der Lage war, körperlich anstrengende Tätigkeiten auszuüben und daher auf leichtere Beschäftigungen in der Tuchindustrie zurückgriff.³⁵

Bei den Frauen, die als »journalière«³⁶ registriert wurden, fallen hingegen deutliche Unterschiede zwischen Einheimischen und Zugezogenen auf. Ähnlich wie bei den männlichen Tagelöhnern war die unqualifizierte Tätigkeit auch bei der ersten Gruppe ein Altersphänomen: 40% von ihnen war 48 Jahre oder älter. Unter den Zugewanderten, die als Tagelöhnerinnen arbeiteten, gab es hingegen einen deutlich höheren Anteil jüngerer, verheirateter Frauen. Fast die Hälfte ihrer Ehemänner ging ebenfalls einer unqualifizierten Beschäftigung nach, und weitere 44% arbeiteten im Textilgewerbe als Scherer oder Weber. 46,2% von ihnen waren selbst zugewandert.

Im Fall der Spinnerinnen wird dieser Befund bestätigt. Auch unter ihnen befanden sich mehr zugezogene als in Burtscheid geborene Frauen (ca. 66% gegenüber rund 33%) – eine Quote, die auch in der Gruppe der verheirateten Spinnerinnen konstant blieb. 85% ihrer Ehemänner arbeiteten ebenfalls in der Tuchindustrie, bei den einheimischen Spinnerinnen war dies nur zu 54% der Fall; 18,2% der in Burtscheid geborenen Spinnerinnen hatten sich mit einem Lokalhandwerker verheiratet, von denen nur 4,8% zugewandert waren. Allerdings arbeiteten die Ehefrauen von Lokalhandwerkern nur in Ausnahmefällen; mehr als 86% von ihnen gingen keinerlei Beschäftigung nach. In Weberhaushalten, in welchen je nach Herkunft der Eheleute³⁷ zwischen 53% und 63% der Ehefrauen 1812 als »sans etat« verzeichnet wurden, bestand für die Ehefrau die Notwendigkeit, einen Zusatzverdienst einbringen zu müssen, wenn der Haushaltsvorstand migriert war. Waren beide Partner nach Burtscheid gezogen, arbeitete sie in 46,6% der Fälle ebenfalls im Textilgewerbe, während dies in Haushalten, denen ein im Ort geborener Weber vorstand, lediglich bei etwa einem Viertel der Fälle nötig war.³⁸

35 Vgl. u.a. den bereits zitierten Bericht des Arztes Friedrich Ernst Hesse in: Kraus, Auf dem Weg in die Moderne, S. 260f.

36 Hierzu s. Anm. 24.

37 Denkbare Kombinationen sind: Er ist Migrant/sie nicht, sie ist Migrantin/ er nicht, beide sind Migranten, beide sind in Burtscheid geboren.

38 Es ist durchaus denkbar, daß Haushalte von in Burtscheid geborenen Webern eher nach dem Muster einer Arbeitseinheit funktionierten und damit einem traditionellen Handwerkertyp entsprachen, während die Haushalte von zugewanderten Webern bereits der moderneren family-wage economy folgten. Diese unterschiedlichen Haushaltsökonomien können als Reflex auf eine weitgehende Arbeitsteilung auch im Bereich der Weberei innerhalb des Betriebssystem der »dezentralen Manufaktur« gewertet werden. Hierzu s. Jürgen Schlumbohm, Produktionsverhältnisse – Produktivkräfte – Krisen in der Protoindustrialisierung, in: ders./Kriedte/Medick, Industriali-

Diese wenigen Zahlen erlauben erste Rückschlüsse auf die Burtscheider Gesellschaft. Wurde ein Haushalt durch einen zugewanderten Ehemann konstituiert, bestand für die Ehefrau in deutlich höherem Maße die Notwendigkeit, einen eigenen Beitrag zum Haushaltseinkommen zu leisten, als dies bei in Burtscheid geborenen Haushaltsvorständen der Fall war. Optionen für ein solches Zusatzeinkommen bot fast ausschließlich die Tuchindustrie. Bei Verwitwung oder altersbedingter Arbeitsunfähigkeit halfen im Falle von einheimischen Burtscheidern soziale Sicherungssysteme die Situation zu meistern, die Zuwanderern nicht in diesem Ausmaß zur Verfügung standen.

Auch auf die Wiederverheiratung hatte die Herkunft Auswirkungen. Generell waren die Aussichten auf eine zweite Ehe für Witwen wesentlich schlechter als für Witwer. Zu jeweils 57% führten einheimische wie zugezogene Frauen nach dem Tode des Ehemannes den Haushalt selbständig fort. Die Mitglieder beider Gruppen waren in etwa gleichem Maße berufstätig, in Burtscheid geborene Witwen sogar etwas mehr (52%) als zugezogene (44%).

Deutliche Unterschiede zeigen sich allerdings bei der Art der Beschäftigung: Bei einer nicht unbeträchtlichen Zahl der in Burtscheid geborenen Witwen deuten die Berufsangaben auf eine Fortsetzung der Selbständigkeit ihrer verstorbenen Ehemänner hin. Auch bei den vier als Weberinnen verzeichneten Witwen macht die Zusammensetzung der von ihnen geführten Haushalte klar, daß nicht sie selbst als Weberinnen arbeiteten, sondern lediglich als Inhaberinnen der ehemals von ihren Ehemännern betriebenen Werkstätten auftraten. Ähnliches gilt für zwei verwitwete Tuchfabrikantinnen. Keine in Burtscheid geborene Witwe arbeitete als Spinnerin. Allein fünf in Burtscheid geborene Witwen wurden in der Bevölkerungserhebung als »vermögend« bezeichnet. Unter den nicht aus Burtscheid stammenden Witwen gab es dagegen lediglich eine Tuchfabrikantin. Nur in zwei Fällen, in denen ebenfalls die Söhne im Haushalt lebten, kann eine Betriebsfortsetzung angenommen werden. 59% der von auswärts stammenden Witwen, für die Berufsangaben vorliegen, arbeiteten als Spinnerinnen oder übten Hilfstätigkeiten in der Tuchindustrie aus.

Unterschiede zeigen sich auch bei der sozialen Integration dieser Gruppen, die erkennbar in den Haushaltskonstellationen ihren Niederschlag findet. Die Studie von George Alters zu den Frauen in Verviers während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat gezeigt, daß zwischen zugezogenen und einheimischen Frauen ein deutlicher Unterschied hinsichtlich der familialen Integration bestand:³⁹ Unverheiratete einheimische Frauen blieben zu einem sehr hohen Anteil auch nach dem Tod eines der Elternteile im elterli-

sierung vor der Industrialisierung, S. 194–257, hier S. 229, 232f.; sowie demnächst Nagel/Schmidt, *The »Decentralized Manufactory«*.

39 George Alter, *Family and the Female Life Course. The Women of Verviers, Belgium, 1849–1880*, London 1988, insbes. S. 63–90.

chen Haushalt. Nur selten lebten sie in Haushalten verheirateter Geschwister, sondern zogen nach dem Tod beider Elternteile die Lebensgemeinschaft mit gleichfalls ledigen oder verwitweten Frauen vor. Das Zusammenleben verheirateter Kinder mit ihren Eltern (Dreigenerationenhaushalt) blieb die Ausnahme und beschränkte sich auf eine kurze Phase zu Beginn der neuen Ehe. Nur jüngere Witwen kehrten teilweise in den Haushalt ihrer Eltern zurück. Der überwiegende Teil von ihnen setzte den Haushalt fort und nahm weitere, teils verwandte Personen auf. Erst im fortgeschrittenen Alter bildeten sie wieder Lebensgemeinschaften mit einem oder beiden Elternteilen. George Alter interpretiert dies als familiengestützte Form der Existenzsicherung. Junge Witwen wurden durch ihre Eltern unterstützt, ältere dagegen unterstützten ihre Eltern. Bei zugezogenen Frauen zeigen sich dagegen andere, zugleich aber auch differenzierte Muster. Während junge, unverheiratete Frauen ähnlich wie die einheimischen häufig mit ihren Eltern zusammenlebten, taten dies Frauen in den mittleren Jahren kaum. Nicht zuletzt begründet sich dieser Unterschied durch eine deutlich höhere Heiratsquote unter den eingewanderten Frauen. Erst in höherem Alter glichen sich die Lebensformen zwischen einheimischen und zugezogenen Frauen wieder an.

Diese Befunde sind, obwohl sie für eine spätere Entwicklungsperiode Gültigkeit haben, durchaus mit der Situation in Burtscheid vergleichbar. In der Stadt um die ehemalige Reichsabtei können schon in der Sonderkonjunkturphase der napoleonischen Zeit ähnliche Strukturen wie in Verviers während der Fabrikindustrialisierung festgestellt werden. In Burtscheid hatte das Tuchgewerbe bereits um 1800 den Ort so tiefgreifend geprägt, daß von einer weitgehend industriellen Gesellschaft gesprochen werden kann. Die grundsätzlich dominante Form des Haushaltes in Burtscheid war eine sehr einfache: Das haushaltskonstituierende Ehepaar lebte zusammen mit seinen Kindern ohne sonstige Erweiterungen (44,4%). Zwischen den vier dabei möglichen Konstellationen lassen sich nur geringe Varianzen feststellen. Erst unter Berücksichtigung der Berufsstruktur der Haushaltsvorstände ergeben sich Unterschiede. Haushalte zugewanderter Textilarbeiter (beide Migranten) waren im Durchschnitt eine Person kleiner als Haushalte von Einheimischen (4,94 zu 5,84 Personen). Dieser Befund erklärt sich durch das spätere Heiratsalter von Migranten, welches den Reproduktionszeitraum deutlich verkürzte. Die spätere Haushaltsgründung dürfte in der schwierigeren Positionierung der Partner in der Burtscheider Gesellschaft begründet gewesen sein, die zwar den Unverheirateten eine Chance bot, die eigene Subsistenz zu sichern, die Chancen von Familien jedoch einschränkte.

Zudem gewährten Migratenfamilien ihrem Nachwuchs – anders als später in Verviers – keine Unterstützung. Deutlich wird dies am Verhalten gegenüber den Töchtern, welches auch George Alter herausstellt. Eine wesentlich höhere Zahl unverheirateter einheimischer Frauen lebte nach wie vor

bei ihren Familien (mehr als 42%), während unter den Zugewanderten der Anteil nur bei knapp 17% lag.⁴⁰ Eine Bevorzugung zugewanderter Frauen bei der Eheschließung liegt dabei nicht vor; immerhin gaben mehr als 60% aller zukünftigen Ehemänner einer geborenen Burtscheiderin den Vorzug. Vielmehr lassen die Daten erkennen, daß eine junge Frau, die Mitglied einer Burtscheider Familie war, von dieser unterstützt wurde, wenn sie selbst keine eigene Familie gründen konnte. War sie hingegen zugewandert, mußte sie trotz allem den Haushalt verlassen und sich eine eigene Existenz aufbauen. Dies belegen folgende Zahlen: Etwa 78% aller zugewanderten unverheirateten Frauen über 30 Jahre mußten für ihren Lebensunterhalt arbeiten, während unter den Einheimischen hierzu nur etwa 30% gezwungen waren. Selbst verwitwet kehrten die jungen Frauen nicht zu ihren Eltern zurück. Nur zwei Witwen lebten wieder bei diesen. Die These liegt nahe, daß einheimische Familien über bessere Möglichkeiten der Subsistenzsicherung verfügten und dadurch ihre Kinder länger versorgen konnten, während dies bei Zugewanderten auf Schwierigkeiten stieß. Es sei daran erinnert, daß bereits die Mehrzahl der Ehefrauen in diesen Migrantenhaushalten gezwungen war, durch ein Zusatzeinkommen die Subsistenz der Gemeinschaft zu sichern.⁴¹ Vergleicht man das Verhalten der Witwen, wird deutlich, daß die überwiegende Mehrheit von ihnen – insbesondere die jüngeren, migriert oder nicht – den eigenen Haushalt weiterführte (ca. 57%). Dennoch suchten die Migrantinnen unter den Witwen zu 27,1% Kontakt zu ihren Verwandten, während die Burtscheiderinnen dies nur zu 20,4% taten. In beiden Fällen zogen gerade die älteren vorwiegend zu ihren Kindern.⁴²

Schluß

Am Vorabend der Fabrikindustrialisierung war die Aachener Textilindustrie von einem regionalen Betriebssystem – der ›dezentralen Manufaktur‹ – bestimmt, in welchem zentralisierte Manufakturarbeit mit verlagsmäßig organisierter Heimarbeit kombiniert wurde und Manufakturstädte die prägende Rolle spielten. Die Untersuchung der kleinräumigen Migration in diesem Zusammenhang beleuchtet zwei vordergründig unterschiedliche Seiten derselben Medaille. Zum einen lassen sich zwischen Migranten und Einheimischen signifikante Unterschiede festmachen. Für Migranten bot insbesondere die Tuchindustrie mit ihrem Bedarf an unterschiedlich qualifizierten Arbeits-

40 Die Bezeichnung in der Bevölkerungsliste lautet ›celibataire‹, d.h. nach der Logik der Quelle schematisch alle unverheirateten Frauen über 30 Jahre.

41 Gerhard Adelmann, Die ländlichen Textilgewerbe des Rheinlandes vor der Industrialisierung, in: Rheinische Vierteljahrsblätter, 43. 1979, S. 260–288, hier S. 276.

42 Dies entspricht zumindest in der Tendenz dem Befund von Alter, Family and the Female Life Course.

kräften Einkommenschancen an, während Nicht-Migranten auch andere Wege finden konnten, ihren Unterhalt zu decken. So konnten Migranten der ersten Generation nicht auf die gleichen Verbindungen zurückgreifen wie Einheimische. Während zugewanderte Handwerker ihre Haushalte durch Fremde ergänzen mußten, führte die hohe Mobilität der Textilarbeiter zur Bildung von Haushaltstypen, die sich im wesentlichen auf die Kernfamilie beschränkten und kaum erweitert wurden. Insbesondere jüngere Zuwanderer, die als Einzelpersonen kamen, bildeten bereits proletarische Haushalts- und Familienmuster aus, indem sie sich gänzlich auf Lohnarbeit ausrichteten (family-wage economy). Die Nachkommen verließen früh die Haushalte ihrer nach Burtscheid zugewanderten Eltern. In Fällen von Brüchen in der Biographie hatten diese Migranten weniger Möglichkeiten, ihre Subsistenz zu sichern, was sich an den Witwenhaushalten und der Tätigkeit von Frauen als Spinnerinnen deutlich zeigt.⁴³ Bereits ab der zweiten Generation änderte sich dies. Selbst in schwierigen Lebensphasen hatte diese Gruppe ähnliche Möglichkeiten wie Nachkommen von Alteingesessenen. Bereits nach einer Generation reichte der gesellschaftliche Hintergrund ihrer Familien aus, um genügend Kontakte zu knüpfen, sich hinsichtlich der sozio-ökonomischen Muster in die bestehende Gesellschaft zu integrieren und auf dieser Basis soziale Risiken abzufedern.

Zum anderen war regionale Migration eine Schlüsselerfahrung der Bevölkerung in der Region Aachen im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert. 1798/99 hatte in Burtscheid jede zweite Person entweder aus eigenem Erleben oder durch ein Mitglied seiner engsten Familie Kenntnisse über eine dauerhafte Verlagerung des Lebensmittelpunktes. In Burtscheid wurden Einwanderer nicht in die Mitte einer bestehenden Gemeinschaft aufgenommen; vielmehr entstand unter dem Einfluß der Textilindustrie und der durch sie induzierten permanenten Zuwanderung eine urbane Gesellschaft, die zu Recht auch als eine Migrantengesellschaft verstanden werden kann, war doch auf dem Höhepunkt der beschriebenen Entwicklung in allen wirtschaftlichen Sektoren und gesellschaftlichen Gruppen eine große Zahl von Zuwanderern oder zumindest von deren Nachkommen zu finden.

Menschen wanderten in der Region und suchten ihre Position entweder direkt als Arbeiter in der Tuchindustrie oder wurden indirekt als Handwerker, die den Bedarf der Industrie und der wesentlich von ihr beschäftigten Bevölkerung nach Waren und Dienstleistungen deckten, von ihr abhängig. Die zu beobachtenden Wanderungsbewegungen – das hier nicht

43 Selbstverständlich lassen sich solche Aussagen nur innerhalb der Grenzen von Haushalten und auf der Grundlage verwandtschaftlicher Beziehungen treffen. Die hier verwendete Methode läßt den Rückschluß auf eventuell bestehende weitergehende Netzwerke und andere soziale Integrationsformen nicht zu, so daß diese zumindest nicht ausgeschlossen werden können.

ausgeführte Pendlerwesen und die dargestellte Langzeitmigration im regionalen Kontext – waren für die Industrie mindestens so bedeutend wie der räumliche Ausbau der verlagsmäßig organisierten Betriebsteile innerhalb des regionalen Systems der Tuchproduktion. Beides sicherte der Industrie den Zugang zu immer breiteren Schichten der Bevölkerung und damit die Wettbewerbsfähigkeit der Betriebsform der ›dezentralen Manufaktur‹.

Annemarie Steidl

Regionale Zuwanderungsräume Wiener Handwerker im 18. und 19. Jahrhundert

Die Geschichte des vorindustriellen Handwerks und der Handwerker ist ein Forschungsfeld, in dem Tendenzen von Mobilität und räumlicher Stabilität besonders deutlich zum Ausdruck kommen und das sich daher für eine Untersuchung von regionalem Migrationsverhalten besonders eignet. Im Alltagsverständnis der Menschen verweisen Handwerk und Handwerker meist auf eine vom Spätmittelalter bis in die Gegenwart reichende Kontinuität und Unveränderlichkeit, obwohl das in den Städten ansässige Kleingewerbe Ort und Träger einer sehr hohen sozialen und räumlichen Dynamik war.¹ Bis ins 20. Jahrhundert reproduzierte sich das städtische Handwerk in regionaler Hinsicht zu großen Teilen durch Zuwanderung. Bereits am Beginn einer handwerklichen Karriere legten Lehrlinge oft weite Distanzen zurück, das Wandern der Gesellen konstituierte einen weiträumigen, überregionalen Arbeitsmarkt, und selbst die meist als ›geschlossen‹ angesehenen Zünfte waren von einer regen Fluktuation geprägt.²

Wien war im 18. Jahrhundert die mit Abstand größte Stadt des deutschsprachigen Raumes; erst im Vormärz wurde sie nach der Zahl der Bevölkerung von Berlin überholt. Die Stadt weist eine Größenordnung auf, die einen sinnvollen Vergleich mit westeuropäischen Metropolen, vor allem

-
- 1 Hierzu s. Friedrich Lenger, Sozialgeschichte der deutschen Handwerker seit 1800, Frankfurt a.M. 1988, S. 9–12. Die Vorstellungen von erstarrten und innovationsunfähigen Zünften entstanden in der Publizistik des 18. Jahrhunderts und wurden vor allem von der Historischen Schule der deutschen Nationalökonomie aufgenommen. Die neuere Handwerksgeschichte hat zwar diese Bilder in Frage gestellt, ohne aber zu einer neuen, empirisch gesättigten Auffassung über die Funktionsweise der Zünfte im 18. und 19. Jahrhunderts zu gelangen. Dazu s. Wilfried Reininghaus, Gewerbe in der Frühen Neuzeit (Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 3), München 1990; Josef Ehmer, Traditionelles Denken und neue Fragestellungen zur Geschichte von Handwerk und Zunft, in: Friedrich Lenger (Hg.), Handwerk, Hausindustrie und die historische Schule der deutschen Nationalökonomie, Bielefeld 1998, S. 19–77; Reinhold Reith, Lohn und Leistung aus der Perspektive der Historischen Schule der Nationalökonomie. Zum Problem der Wirtschaftsmentalität, in: ebd., S. 78–104.
 - 2 Hierzu s. ausführlich Annemarie Steidl, Regionale Mobilität der städtischen Handwerker. Die Herkunft Wiener Lehrlinge/Lehrmädchen, Gesellen und Meister im 18. und 19. Jahrhundert, Diss. Wien 1999.

mit Berlin, Paris und London, erlaubt.³ Im 18. und 19. Jahrhundert war sie innerhalb der Habsburgermonarchie das dominierende Zentrum der kleingewerblichen Produktion, in dem zahlreiche unterschiedliche Gewerbe ansässig waren. 1820 wurden in Wien, einschließlich der Vorstädte, 159 Gewerkskorporationen, davon 150 bürgerliche Zünfte, sechs privilegierte Gremien und drei unbürgerliche Innungen, gezählt.⁴ Mindestens ein Drittel der Wiener Bevölkerung kann in diesem Zeitraum dem Handwerk zugerechnet werden.⁵

Im vormodernen Handwerk bildeten sich eigene Migrationsstrukturen, wenn auch nicht unabhängig von Einflüssen außerhalb der handwerklichen Arbeitswelt, heraus. Gewerbliche Entwicklungen können berufsspezifische Migration hervorrufen, beeinflussen oder beenden, wie umgekehrt die Gewerbetätigkeit der Migranten und Migrantinnen auf den Markt im Zielgebiet einwirken konnte. Städtische Arbeitsmärkte zerfielen in mehrere Teilarbeitsmärkte, streng genommen hatte jedes Gewerbe seine eigenen Rekrutierungsräume für mobile Arbeitskräfte. Je nach Gewerbe konnten unterschiedliche Informationsnetze entstehen, die sich teilweise überlagerten und zur Herausbildung verschiedener Herkunftsräume der Gewerbe führten.⁶

Migrierende Handwerker bildeten demnach nicht einen einzigen Pool an Arbeitskräftereserven, vielmehr agierten sie in den jeweiligen Segmenten des Arbeitsmarktes. Wilfried Reininghaus formulierte dazu eine Art ›Präferenzskala‹ der Handwerker für Wanderungsneigung und -distanz: Eine hohe

3 Jürgen Bergmann, *Das Berliner Handwerk in der Frühphase der Industrialisierung*, Berlin 1973; Helga Schultz, *Berlin 1650–1800. Sozialgeschichte einer Residenz*, Berlin 1987; Michael Sonenscher, *Work and Wages. Natural Law, Politics and the 18th Century French Trades*, Cambridge 1989; Steven L. Kaplan, *Provisioning Paris. Merchants and Millers in the Grade and Flour Trade during the 18th Century*, Ithaka/New York 1984. Für London liegen derzeit nur für einen früheren Zeitraum vergleichbare Arbeiten vor, s. z.B. Steven Rappaport, *Worlds within Worlds. Structures of Life in 16th Century London*, Cambridge 1989.

4 Andreas Baryli, *Gewerbepolitik und gewerberechtliche Verhältnisse im vormärzlichen Wien*, in: Renate Banik-Schweitzer u.a. (Hg.), *Wien im Vormärz (Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte, Bd. 8)*, Wien 1980, S. 9–31, hier S. 17f.

5 Josef Ehmer, *Ökonomischer und sozialer Strukturwandel im Wiener Handwerk – von der industriellen Revolution bis zur Hochindustrialisierung*, in: Ulrich Engelhardt (Hg.), *Handwerker in der Industrialisierung. Lage, Kultur und Politik im späten 18. bis ins frühe 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1984, S. 78–105.

6 Dazu s. Laurence Fontaine, *Migration and Work in the Alps (17th–18th Centuries): Family Strategies, Kinship, and Clientelism*, in: *The History of the Family*, 3. 1998, S. 351–369, hier S. 353; Reinhold Reith, *Arbeitsmigration und Gruppenkultur deutscher Handwerksgelesen im 18. und 19. Jahrhundert*, in: *Scripta Mercaturae*, 23. 1989, S. 1–35, hier S. 2; Josef Ehmer, *Worlds of Mobility: Migration Patterns of Viennese Artisans in the 18th Century*, in: Geoffrey Crossick (Hg.), *The Artisan and the European Town, 1500–1900*, Aldershot 1997, S. 172–199, hier S. 174.

Wanderungsbereitschaft hätten demnach Tischler, Buchbinder und einzelne Metallgewerbe, eine geringe Fleischer, Maurer und verschiedene Textilgewerbe.⁷ Maurer konkurrierten demnach nicht mit Kleidermachern, und Näherinnen führten keinen Wettbewerb mit Bäckergehilfen. Ländliche Unterschichten, die in der Winterzeit nach saisonaler Beschäftigung suchten, fanden Arbeit in sogenannten unqualifizierten Bereichen und wurden nicht zünftig ausgebildete Tischler.⁸ Handwerkliche Spezialisierung scheint damit wesentlich zu Veränderungen im Mobilitätsverhalten beigetragen zu haben. Zahlreiche Gewerbe waren im 18. und 19. Jahrhundert nur in städtischen Ballungszentren zu finden. Um ein derartiges Handwerk zu erlernen und auszuüben, bedurfte es zuerst einer Wanderung in die Stadt. Für ausgebildete Spezialisten gab es keine Garantie, lebenslang an einem Ort ihrer Tätigkeit nachgehen zu können, da der Bedarf an sogenannten Spezialprodukten stark schwanken konnte.

Die folgenden Ausführungen stützen sich auf die Analyse serieller Handwerksquellen, die bisher kaum für die Forschung nutzbar gemacht wurden. Die Wiener Handwerksinnungen haben außerordentlich reichhaltige Quellenbestände hinterlassen. Da für die meisten dieser Gewerbe eine große Menge an Material im Wiener Stadt- und Landesarchiv⁹ vorhanden ist, mußte eine Auswahl getroffen werden. Erfasst wurden Gewerbearten, die für eine größere Gruppe charakteristisch sind und zusammen eine möglichst große Bandbreite des Wiener Handwerks abdecken. Die Auswahl fiel auf die Fleischhauer (Metzger), Rauchfangkehrer (Schornsteinfeger), Seidenzeugmacher und Taschner.¹⁰ Zu Vergleichszwecken wurden zusätzlich einige wenige Jahrgänge der Kleidermachergesellen in die statistische Analyse einbezogen.¹¹

-
- 7 Wilfried Reininghaus, Wanderungen von Handwerkern zwischen hohem Mittelalter und Industrialisierung. Ein Versuch zur Analyse der Einflußfaktoren, in: Gerhard Jaritz/Albert Müller (Hg.), Migration in der Feudalgesellschaft (Studien zur Historischen Sozialwissenschaft, Bd. 8), Frankfurt a.M./New York 1988, S. 179–216, hier S. 184f.
 - 8 Dirk Hoerder, Segmented Macrosystems and Networking Individuals: The Balancing Functions of Migration Processes, in: Jan Lucassen/Leo Lucassen (Hg.), Migration, Migration History, History: Old Paradigms and New Perspectives, Bern 1997, S. 73–86, hier S. 79.
 - 9 Einen knappen Überblick über die Bestände und die Entstehungsgeschichte der Sammlung des Stadtarchivs bietet das von Heinrich Kretschmar zusammengestellte Archivinventar ›Innungen‹ (Veröffentlichungen des Wiener Stadt- und Landesarchivs, Reihe A, Heft 2), Wien 1987.
 - 10 Neben der Erzeugung von Taschen, Truhen, Rucksäcken und ähnlichen Behältnissen, auf die der Name des Handwerks schließen läßt, waren die Wiener Taschner mit der Fertigstellung von Stühlen, die sie mit Leder überzogen, beschäftigt.
 - 11 Die Aufnahme der seriellen Listen erfolgte im Rahmen des Forschungsprojektes ›Mobilität und Stabilität im Wiener Zunfthandwerk (1740–1860)‹, finanziert vom

Neueste Entwicklungen in der historischen Fachinformatik machen es möglich, regionale Angaben aus historischen Massenquellen zu visualisieren.¹² Die in den Quellen vorhandenen Ortsangaben werden maschinell in Landkarten oder Kartenskizzen übertragen. Im Gegensatz zur statistischen Analyse, die einer Bündelung von Einzelfällen bedarf, bietet die zweidimensionale Darstellung auch die Möglichkeit des Betrachtens der Vielfalt. Dabei können thematische Karten niemals einen geschriebenen Text ersetzen, Karten und Texte können sich aber gegenseitig ergänzen und damit zu einem besseren Verständnis beitragen.

Der regionale Einzugsraum Wiener Handwerkslehrlinge

Regionale Mobilität war im vormodernen Handwerk nicht nur auf Gesellen beschränkt, sondern umfaßte den gesamten Lebenszyklus der Handwerker vom Beginn der Lehre über die Gründung der Werkstätte bis zur Beendigung der Erwerbstätigkeit. Der Antritt einer Handwerkslehre war bis ins 19. Jahrhundert meist mit dem Verlassen des Elternhauses und oft zugleich mit dem Wechsel des Wohnortes verbunden. Die Mobilität junger Menschen war im vorindustriellen Europa allgemein sehr hoch und ein geradezu konstitutiver Faktor in dieser Phase des Lebenszyklus.¹³ Obwohl sich im Laufe des 18. Jahrhunderts das ländliche Handwerk immer mehr differenzierte und ausbreitete, blieb die Ausbildung bis ins 19. Jahrhundert ein weitgehendes Monopol der Städte. Dieses städtische Ausbildungsmonopol bedingte eine hohe Mobilität der angehenden Lehrlinge.¹⁴

Nach den in der Handwerksforschung vorherrschenden Annahmen stammten im vorindustriellen Mitteleuropa die Lehrlinge im städtischen Handwerk überwiegend aus den in der Stadt ansässigen Handwerkerfamili-

Österreichischen Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (P10807 - Soz.). Daten zu den Rauchfangkehrern und Fleischhauern wurden von Heinrich Berger erhoben.

- 12 Einen ersten Versuch, handwerkliche Mobilität mit Hilfe von Karten darzustellen, stellt die Arbeit von Kramer dar: Karl S. Kramer, *Altmünchener Handwerk. Bräuche, Lebensformen, Wanderwege*, in: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1958, S. 111–137; zu neueren Anwendungen und Methoden der Kartographie in der Geschichtswissenschaft s. z.B. Dietrich Ebeling (Hg.), *Historisch-thematische Kartographie. Konzepte, Methoden, Anwendungen*, Bielefeld 1999.
- 13 Dazu s. Josef Ehmer, *Gesellenmigration und handwerkliche Produktionsweise*, in: Jaritz/Müller (Hg.), *Migration in der Feudalgesellschaft*, S. 232–238; Roger S. Schofield, *Age-Specific Mobility in an Eighteenth-Century Rural English Parish*, in: Peter Clark/David Souden (Hg.), *Migration and Society in Early Modern England*, London 1987, S. 253–266.
- 14 Reinhold Reith, *Zur beruflichen Sozialisation im Handwerk vom 18. bis ins frühe 20. Jahrhundert. Umriss einer Sozialgeschichte der deutschen Lehrlinge*, in: *Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* (VSWG), 76. 1989, S. 1–27, hier S. 7f.

en und dem näheren Umland. Diese pauschale Aussage für unterschiedliche Gewerbe erfuhr eine Unterscheidung zwischen ›ärmeren‹ und weniger angesehenen Zünften und ›reicheren‹, angeseheneren, insofern, als der Herkunftsraum der ›ärmeren‹ Zünfte eingeschränkter gewesen sein soll als jener der ›reicheren‹.¹⁵

Table 1: Vergleich zusammengefaßter Herkunftsregionen von Wiener Handwerkslehrlingen

Herkunftsregionen	Rauchfangkehrer		Seidenzeugmacher		Taschner		Fleischhauer	
	1790–1856		1790–1862		1790–1854		1790–1819 1844–1858	
	n	%	n	%	n	%	n	%
Wien	68	14,3	4.335	69,1	60	63,2	1.277	67,5
Niederösterreich	91	19,2	664	10,6	11	11,6	353	18,7
sonstiges Österreich	16	3,4	242	3,9	1	1,1	37	2,0
Böhmen, Mähren, Schlesien	65	13,7	771	12,3	18	19,0	136	7,2
Galizien, Bukowina	5	1,1	3	0,0	–	–	2	0,1
Ungarn	14	3,0	86	1,4	2	2,1	55	2,9
sonstige Monarchie	23	4,9	41	0,7	–	–	–	–
Bayern	8	1,7	42	0,7	1	1,1	21	1,1
sonstiges Deutschland	2	0,4	70	1,1	2	2,1	11	0,6
Schweiz	163	34,4	8	0,1	–	–	–	–
sonstige Herkunft	19	4,0	16	0,3	–	–	–	–
Zusammen	474	100,0	6.278	100,0	95	100,0	1.892	100,0

Quelle: Rauchfangkehrer: Wiener Stadt- und Landesarchiv (WStLA), Innungen/Bücher, 42/5. Von 90% der 527 Lehrlinge ist der Geburtsort bekannt. Seidenzeugmacher: WStLA, Innungen/Bücher, 50/22, 23, 25, 57. Von 97,4% der 6.448 Lehrlinge ist der Geburtsort bekannt. Taschner: WStLA, Innungen/Bücher, 54/9. Von 54% der 176 Lehrlinge ist der Geburtsort bekannt. Fleischhauer: WStLA, Innungen/Bücher, 15/7 und Landesinnung der Wiener Fleischhauer, Aufding- und Freisprechbuch 1844–1862. Von 92,7% der 2.041 Lehrlinge ist der Geburtsort bekannt.

15 Ders., Arbeits- und Lebensweise im städtischen Handwerk. Zur Sozialgeschichte Augsburger Handwerksgelesen im 18. Jahrhundert (1700–1806), Göttingen 1988, S. 186–204.

Konträr dazu haben die Arbeiten von Josef Ehmer zur Mobilität von Lehrlingen für mehrere europäische Städte das Ergebnis erbracht, daß bereits Lehrlinge zu einem großen Teil in die Städte zugewandert waren. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren in Zürich und Wien zwischen 75 und 87% der Lehrlinge und in Zagreb immerhin mehr als die Hälfte außerhalb der Stadt geboren.¹⁶ Die hier pauschal für alle Wiener Gewerbe durchgeführte Berechnung bedarf einerseits einer detaillierten Untersuchung unterschiedlicher Handwerke, und andererseits stellt sich die Frage, ob diese hohe Zuwanderungsrate eine Folgeerscheinung der zunehmenden Industrialisierung ab der Mitte des 19. Jahrhunderts war oder ob der regionale Einzugsraum des städtischen Handwerks im vorindustriellen Zeitalter bisher grob unterschätzt wurde.

Wichtigste Herkunftsregion für den Nachwuchs der hier untersuchten Handwerksbranchen waren einerseits die Stadt selbst, andererseits die angrenzenden Regionen Niederösterreichs, Südmährens und Südböhmens. In fast allen untersuchten Gewerben waren viele Lehrlinge aus diesen Gebieten beschäftigt, darüber hinaus haben sich je nach Branche unterschiedliche Einzugsräume herausgebildet. Die ökonomische Struktur der für die Untersuchung herangezogenen Gewerbe und die jeweiligen Qualifikationsanforderungen trugen unter anderem zur Herausbildung verschiedener Einzugsregionen bei. Während bei den zünftigen Seidenzeugmachern, Taschnern und Fleischhauern die Lehrlinge zu mehr als 60% in Wien geboren waren, stammten die neu aufgenommenen Rauchfangkehrerlehrlinge nur zu 14,3% aus der Stadt. Wie Else Reketzki berechnet hat, waren zwischen 1740 und 1863 65% der in Wien geborenen Lehrjungen Söhne von ehemals aus der Schweiz zugezogenen Meistern.¹⁷

Über diesen Nahbereich hinaus war die Ausstrahlung Wiens als Ausbildungsstätte für den handwerklichen Nachwuchs in andere Regionen des heutigen Österreich von geringer Bedeutung. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wanderten bereits wesentlich mehr junge Menschen zum Zwecke einer handwerklichen Ausbildung aus Böhmen, Mähren und Schlesien nach Wien als aus allen anderen Gebieten der Monarchie. Jedoch hatten nicht alle Wiener Gewerbe eine derartige Anziehungskraft in den böhmischen Ländern, und Lehrlinge stammten nicht aus allen Teilen Böhmens, Mährens und Schlesiens, sondern es bildeten sich bestimmte Regionen der Zuwanderung heraus. Während die Taschner mit 7,4% den höchsten Anteil an Lehrlingen aus Schlesien hatten, wurden bei den zünftigen Fleischhauern kaum Lehrlin-

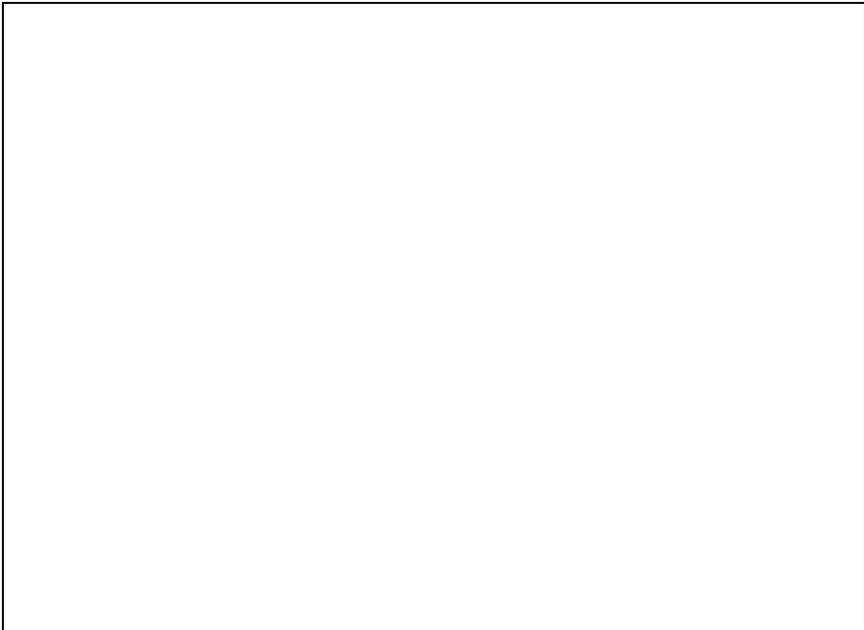
16 Josef Ehmer, Räumliche Mobilität im mitteleuropäischen Handwerk, in: ders., Soziale Traditionen in Zeiten des Wandels. Arbeiter und Handwerker im 19. Jahrhundert, Frankfurt a.M./New York 1994, S. 101–129, hier S. 113.

17 Else Reketzki, Die Wiener Rauchfangkehrer, in: Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien, 12. 1955/56, S. 198–250, hier S. 210.

ge aus den ehemals böhmischen Regionen beschäftigt. Ende des 18. Jahrhunderts überquerten nur noch wenige junge Menschen bei ihren Wanderungen zum Zweck einer handwerklichen Ausbildung die Grenzen der Monarchie. Mit Ausnahme der sehr speziellen Zuwanderung von Rauchfangkehrerlehrlingen aus der Schweiz betrug der Anteil der Migranten, die von außerhalb der Habsburgermonarchie zugewandert waren, in allen untersuchten Gewerben nur noch etwa 3%.

Die quantifizierende Auswertung der Herkunftsregionen der zünftigen Seidenzeugmacherlehrlinge ergab eine hohe Konzentration des Einzugsraumes – ca. 80% waren in Wien und Niederösterreich geboren. Im Gegensatz dazu wird anhand von Karte 1 sichtbar, daß die Geburtsorte der ›restlichen‹ 20% weit über Europa verstreut waren. Vor allem aus Böhmen, Mähren und Schlesien kamen im 19. Jahrhundert junge Menschen nach Wien, die eine Lehre als Seidenzeugmacher begannen. Weitere Einzugsräume lagen im Südwesten des heutigen Deutschland, in Südtirol, in der Schweiz und in Norditalien.

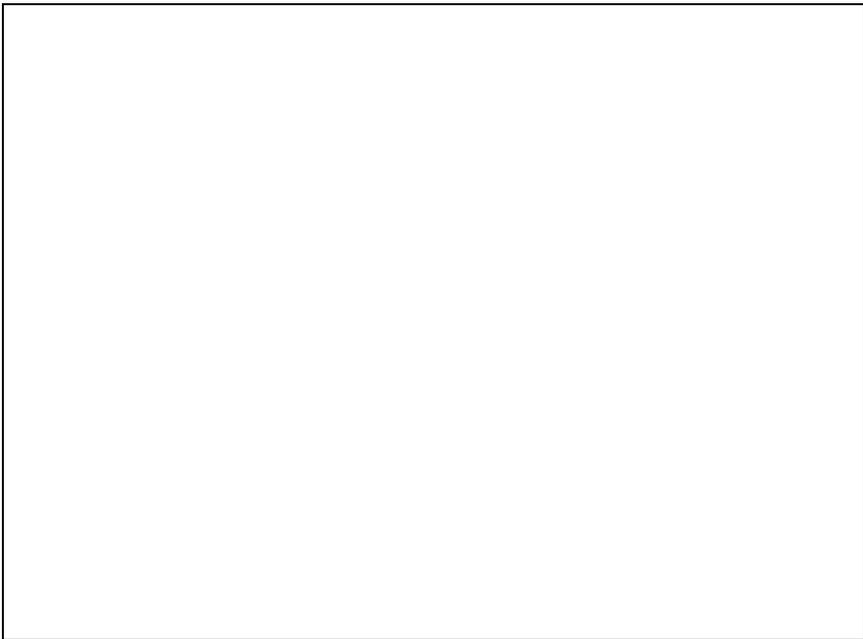
Karte 1: Herkunftsorte der Seidenzeugmacherlehrlinge 1790–1862



Im Vergleich mit Karte 2 (Herkunftsorte der Rauchfangkehrerlehrlinge) zeigen sich gewisse Ähnlichkeiten der regionalen Herkunft, wobei jedoch für die Rauchfangkehrer die italienischsprachigen Täler in den Kantonen Graubünden und Tessin in der Schweiz die wichtigsten Herkunftsregionen waren. Etwa 35% der zwischen 1790 und 1856 neu aufgenommenen Lehrlinge der bürgerlichen Rauchfangkehrer gaben die Schweiz als Geburtsland an.¹⁸

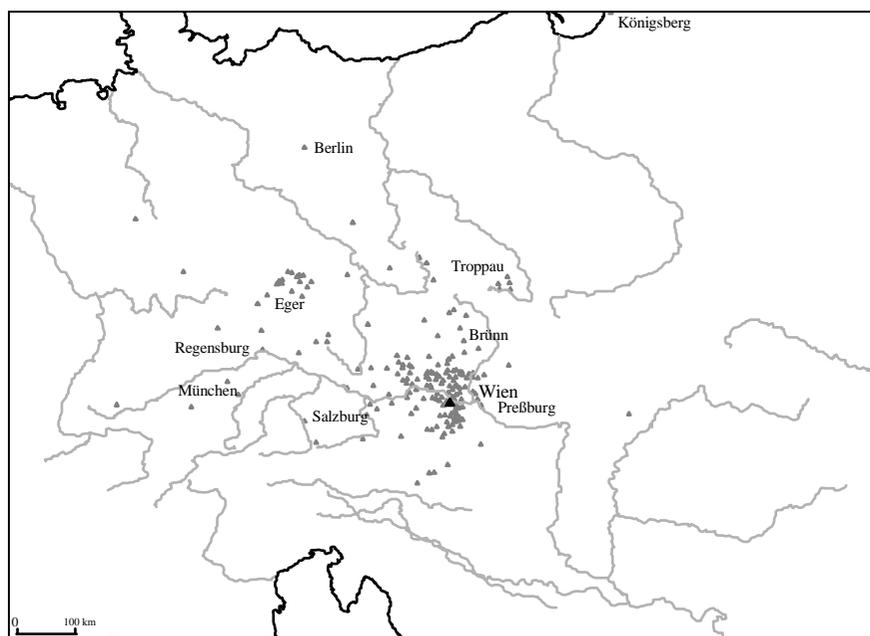
Den geringsten Anteil an sogenannten Fernwanderern hatten die Fleischhauer, fast 90% der Lehrlinge stammten entweder aus Wien, Niederösterreich oder dem damaligen ungarischen Burgenland (Karte 3). Jungen, die größere Distanzen zurückgelegt haben, waren eher die Ausnahme. Diese kartographische Darstellung der Herkunftsorte der Fleischhauer macht mit den Bezirken Eger und Elbogen in Nordböhmen, die einen hohen Anteil an deutschsprachiger Bevölkerung hatten, allerdings ein kleineres Zentrum der Zuwanderung sichtbar.

Karte 2: Herkunftsorte der Rauchfangkehrerlehrlinge 1790–1856



18 Zur Migration von Rauchfangkehrern aus dem Misoxtal s. Heinrich Berger, Kaminfeger aus der Mesolcine in der Großstadt Wien, in: Hans-Jörg Gilomen u.a. (Hg.), Migration in die Städte. Ausschluß – Assimilierung – Integration – Multikulturalität, Zürich 2000, S. 125–137.

Karte 3: Herkunftsorte der Fleischhauerlehrlinge 1790–1819 und 1844–1858

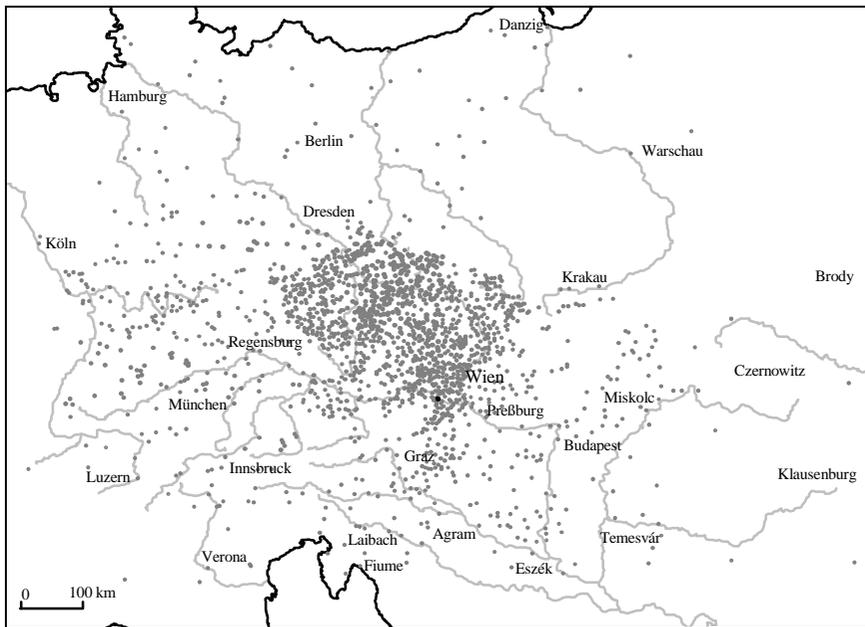


Der regionale Einzugsraum Wiener Handwerksgesellen

Mit Beendigung der Lehre und der Freisprechung zum Gesellen begann für viele Handwerker eine Lebensphase hoher räumlicher Mobilität. Im mitteleuropäischen Handwerk des 18. und 19. Jahrhunderts galt eine mehrjährige Wanderschaft als fester Bestandteil des Arbeitslebens der Gesellen.¹⁹ In vielen Handwerken hielt die hohe Mobilität der Gesellen über die offizielle Aufhebung des Wanderzwanges hinaus an. Aus der Perspektive der Meister begründete die in vielen Gewerben stark wechselnde Nachfrage nach handwerklichen Produkten oder Dienstleistungen – sei es im saisonalen Rhythmus, im Gefolge wirtschaftlicher oder demographischer Schwankungen oder als Reaktion auf außergewöhnliche Ereignisse – das Interesse an möglichst flexiblen Beschäftigungsverhältnissen.

19 Die Ordnung der Wiener Kleidermacher aus dem Jahre 1639 legte sechs Wanderjahre fest, in der von Kaiser Karl VI. 1717 bestätigten Ordnung wurden die Wanderjahre auf acht ausgedehnt; WStLA, U29/4, Privilegs-Bestätigung durch Kaiser Karl VI., Wien, 6. September 1717.

Karte 4: Herkunftsorte der Kleidermachergesellen 1837



Während zur räumlichen Migration von Handwerksgehlen in der vorindustriellen Zeit zahlreiche Arbeiten über ganz Mitteleuropa vorliegen, blieben die Wanderungen von Gesellen im 19. Jahrhundert eher unterbelichtet. In den Massenhandwerken der Schneider oder Tischler kamen im Vormärz jährlich rund 10.000 wandernde Gesellen nach Wien.²⁰ An manchen Tagen haben mehr als hundert Gesellen die Wiener Stadtgrenzen passiert. Rechnet man diese Stichprobenergebnisse für die Gesamtheit der Gewerbe hoch, dann wären im Vormärz jedes Jahr mindestens 140.000 bis 160.000 Gesellen in Wien angekommen. Bezieht man diese auf die Bevölkerungszahl der Stadt – Wien hatte 1840 etwa 350.000 Einwohner(innen)²¹ –, ergibt sich aus der Migration der Handwerksgehlen ein Wanderungsvolumen, das alle bekannten Daten über die Massenmobilität in der Zeit der Hochindustrialisierung weit in den Schatten stellt.²²

20 WStLA, Innungen/Bücher, 29/36, 38.

21 Andreas Weigl, Eine Neuberechnung der Bevölkerungsentwicklung Wiens nach Bezirken 1777–1869, in: Wiener Geschichtsblätter, 50. 1995, S. 219–237.

22 Dazu s. Dieter Langewiesche/Friedrich Lenger, Internal Migration: Persistence and Mobility, in: Klaus J. Bade (Hg.), Population, Labour and Migration in 19th and 20th Centuries Germany, Leamington 1987, S. 87–100; Josef Ehmer, Tramping Artisans in

Die handwerksgeschichtliche Forschung hat für den Zeitraum vom ausgehenden Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert die Existenz weiträumiger Wanderrouten der Handwerksgehlen nachgewiesen, die zum Teil den gesamten deutschen Sprachraum einschlossen, zum Teil weit darüber hinaus gingen. Diese Routen waren allerdings nicht beliebig gestreut; günstige Verkehrswege, attraktive Zielorte oder Arbeit versprechende Gewerbelandschaften bündelten die individuellen Wanderwege. Die kartographische Darstellung der Herkunftsorte der nach Wien zugewanderten Kleidermachergesellen im Jahre 1837 in Karte 4 verbildlicht das weiträumige Migrationsnetzwerk mitteleuropäischer Handwerksgehlen. Die ehemaligen böhmischen Länder – deutlich sind die Grenzen Böhmens, Mährens und habsburgisch Schlesiens erkennbar – hatten sich erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts zur dominierenden Herkunftsregion entwickelt, darüber hinaus waren der gesamte deutschsprachige Raum sowie Norditalien, das heutige Slowenien und Kroatien in das Netz eingebunden. Von der historischen Forschung zur Gesellenwanderung bisher kaum beachtet wurden der ungarische Großraum, die Ukraine und Rußland. Aus zahlreichen Städten und Dörfern im heutigen Ungarn und Siebenbürgen sowie aus Galizien und der Bukowina wanderten Gesellen nach Wien, während die Zuwanderung aus dem heutigen Polen deutlich nachließ.²³

Während in einigen Wiener Gewerben kaum Gesellen, die entweder in der Stadt geboren worden waren oder ihre Lehre hier absolviert hatten, beschäftigt wurden, gab es Handwerke, deren Arbeitskräfte in erster Linie aus der nächsten Umgebung stammten. Am geringsten war der Anteil an geborenen Wiener Gesellen bei den Kleidermachern und Rauchfangkehrern, wohingegen das Taschner- und Fleischhauergewerbe wesentlich höhere Anteile an Gesellen aus der Stadt selbst beschäftigte. Im Seidenzeugmachergewerbe, dessen Betriebsformen sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts von kleingewerblichen hin zu einem Verlagssystem mit kleineren Manufakturen entwickelten, löste sich die Praxis der Wanderschaft immer mehr auf. Mehr als 56% waren bereits im 18. Jahrhundert in der Stadt geboren.²⁴

Nineteenth-Century Vienna, in: David Siddle (Hg.), *Migration, Mobility, and Modernisation in Europe*, Liverpool 2000, S. 164–185.

- 23 Zur Wanderung von Handwerksgehlen aus Osteuropa s. Otto Domonkos, *Wanderrouten ungarischer Handwerksgehlen und deren Bedeutung für den technischen Fortschritt*, in: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte*, 1. 1982, S. 99–111, hier S. 101.
- 24 Vgl. dazu Markus Cerman, *Proto-Industrialization in an Urban Environment: Vienna, 1750–1857*, in: *Continuity and Change*, 8. 1993, S. 281–320.

Tabelle 2: Vergleich zusammengefaßter Herkunftsregionen von Wiener Handwerksgelesen

Herkunfts- regionen	Rauchfang- kehrer		Seidenzeug- macher		Taschner		Fleischhauer		Kleidermacher	
	1752–1849		1711–1780		1725–1861		1844–1847		1837	
	n	%	n	%	n	%	n	%	n	%
Wien	5	8,6	593	56,8	76	17,5	404	35,1	674	7,1
Niederösterr.	2	3,4	39	3,7	11	2,5	370	32,1	608	6,4
sonstiges Österreich	–	–	124	11,9	34	7,8	39	3,4	415	4,3
Böhmen, Mäh- ren, Schlesien	1	1,7	79	7,6	49	11,3	225	19,5	5.449	57,0
Galizien, Bukowina	–	–	–	–	–	–	1	0,1	83	0,9
Ungarn	1	1,7	19	1,8	19	4,4	57	5,0	1.188	12,4
sonstige Monarchie	–	–	19	1,8	–	–	1	0,1	157	1,6
Bayern	6	10,3	18	1,7	55	12,6	32	2,8	349	3,6
Sachsen	1	1,7	17	1,5	113	26,0	1	0,1	67	0,7
sonstiges Deutschland	1	1,7	89	8,5	78	17,9	15	1,3	466	4,9
Schweiz	32	55,2	9	0,9	–	–	4	0,3	9	0,1
sonst. Her- kunftsreg.	9	15,5	38	3,6	–	–	2	0,2	84	0,9
Zusammen	58	100,0	1.046	100,0	435	100,0	1.174	100,0	9.549	100,0

Quelle: Rauchfangkehrer: Es sind keine Gesellenbücher erhalten, Else Reketzki konnte jedoch in ihrer Dissertation die Herkunft von 57 Gesellen, die in Wien gearbeitet haben, eruieren; Else Reketzki, Das Rauchfangkehrergewerbe in Wien. Seine Entwicklung vom Ende des 16. Jahrhunderts bis ins 19. Jahrhundert, Diss. Wien 1952. Seidenzeugmacher: WStLA, Gesellen-Protokoll 1711–1789, Innungen/Bücher, 50/15. Von 81% der 1.289 Gesellen ist der Geburtsort bekannt. Taschner: WStLA, Einschreibebuch der Gesellen 1724–1860, Innungen/Bücher, 54/5, 6. Von 87% der 498 Gesellen ist der Lehrort bekannt. Fleischhauer: Landesinnung der Fleischhauer, Gehilfen Umlagen 1844–1847. Von 93% der 1.262 Gesellen ist der Geburtsort bekannt. Kleidermacher: WStLA, Innungen/Bücher, 29/36, 38. Von über 99% der 9.599 Gesellen ist der Geburtsort bekannt.

Der regionale Einzugsraum Wiener Handwerksmeister

Im Gegensatz zu den Wanderungen von Gesellen wurden der Mobilität und der Herkunft städtischer Handwerksmeister bisher von der historischen Forschung kaum Beachtung geschenkt. Vorherrschend war das Bild von flexiblen Gesellen und einem starren Arbeitskräftepotential der dauerhaft in den

Städten wohnhaften Meister.²⁵ Die bisherige Annahme von stabil in den Städten ansässigen Gewerbetreibenden wurde vor allem dadurch gestützt, daß viele normative Dokumente der Zünfte den Eindruck einer Bevorzugung der ›einheimischen‹ gegenüber ›fremden‹ Handwerkern vermitteln. In den Innungsordnungen wurde den Meistersöhnen die Lehrzeiten verkürzt, sie bedurften oft keiner Aufding- und Freisprechgebühr und bezahlten kein Lehrgeld; Meistersöhne und Gesellen, die die Witwen oder Töchter von ortsansässigen Meistern heirateten, wurde die Zahl der Meisterstücke verkürzt, sie mußten meist statt zwei nur ein sogenanntes Muthjahr²⁶ ableisten, und die zu bezahlenden Aufnahmetaxen für die Meisterschaft waren geringer.

Im Gegensatz dazu gibt eine Wiener Gewerbezahl aus dem Jahre 1742 Aufschluß über den hohen Anteil an Zugewanderten unter den Wiener selbständigen Handwerkern.²⁷ Danach setzten sich die Wiener Gewerbetreibenden zur Mitte des 18. Jahrhunderts zu drei Vierteln aus in die Stadt migrierten Personen zusammen. Von einem Monopol der geborenen Wiener sowie Meistersöhnen und eingeheirateten Gesellen kann keinesfalls gesprochen werden, auch wenn die Untersuchung von qualitativen Zunftquellen derartige Schlüsse zulassen würde.

Im Gegensatz zur Zählung von 1742 hatte sich der regionale Einzugsraum der hier untersuchten Gewerbe von der Mitte des 18. zur Mitte des 19. Jahrhunderts merklich verdichtet. Nur die Rauchfangkehrerzunft setzte sich noch zu mehr als 60% aus Meistern zusammen, die außerhalb Wiens geboren waren. In allen anderen Handwerken dominierten die ortsansässigen Meister. Während zur Mitte des 18. Jahrhunderts noch 53% der in Wien ansässigen selbständigen Fleischhauer zugewandert waren, hatte sich die Zuwanderung bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts deutlich eingeschränkt – nur noch 30% waren nicht in der Stadt geboren. Wie bereits am Beispiel der Herkunftsregionen der Lehrlinge und Gesellen gezeigt, dominierten auch bei den Meistern die Nahwanderer; neben Wienern waren es nur noch Niederösterreicher, die sich in größerer Zahl in der Stadt als zünftige Selbständige niederließen. Die Herkunftsregionen der bürgerlichen Taschner blieben im Untersuchungszeitraum im Gegensatz zu anderen Handwerken erstaunlich

25 Vgl. z.B. Klaus J. Bade, *Altes Handwerk, Wanderzwang und Gute Policy: Gesellenwanderung zwischen Zunftökonomie und Gewerbeform*, in: VSWG, 69. 1982, S. 1–37; Ehmer, *Räumliche Mobilität*, S. 103.

26 Vor Verfertigung der Meisterstücke mußten die angehenden Meister mehrere Jahre in der Stadt bei einem ansässigen Meister gearbeitet haben, diese Jahre werden als ›Muthjahre‹ bezeichnet; Heinz Zatschek, *Handwerk und Gewerbe in Wien. Von den Anfängen bis zur Erteilung der Gewerbefreiheit im Jahre 1859*, Wien 1949.

27 Viktor Thiel, *Gewerbe und Industrie*, in: *Geschichte der Stadt Wien* (redigiert von Anton Mayer), hg.v. Alterthumsverein zu Wien, IV. 1911, S. 411–523, hier S. 430f.

Tabelle 3: Vergleich zusammengefaßter Herkunftsregionen von Wiener Handwerksmeistern

Herkunftsregionen	Rauchfangkehrer		Seidenzeugmacher		Taschner		Fleischhauer	
	1760–1878		1711–1895		1749–1854		1747–1824	
	n	%	n	%	n	%	n	%
Wien	25	37,9	435	75,4	25	55,6	58	69,9
Niederösterreich	9	13,6	45	7,5	6	13,3	11	13,3
sonstiges Österreich	1	1,5	13	2,2	2	4,4	2	2,4
Böhmen, Mähren, Schlesien	3	4,5	35	6,0	5	11,1	5	6,0
Ungarn	3	4,5	13	2,2	2	4,4	1	1,2
sonstige Monarchie	3	4,5	5	0,9	–	–	–	–
Bayern	3	4,5	4	0,7	1	2,2	5	6,0
sonstiges Deutschland	–	–	5	0,9	4	8,9	1	1,2
Schweiz	18	27,3	1	0,2	–	–	–	–
sonstige Herkunftsregionen	1	1,5	27	4,6	–	–	–	–
Zusammen	66	100,0	583	100,0	45	100,0	83	100,0

Quelle: Mit Hilfe der Technik des ›nominative record linkage‹ wurden identische Personen in Aufdingbüchern, Gesellenprotokollen und Meisterverzeichnissen verbunden. Rauchfangkehrer: WStLA, Innungen/Bücher, 42/1. Von 33,8% der 195 bürgerlichen Meister ist der Herkunftsort bekannt. Seidenzeugmacher: WStLA, Innungen/Bücher, 50/1, 2. Von 38,9% der 1.480 bürgerlichen Meister ist der Herkunftsort bekannt. Taschner: WStLA, Innungen/Bücher, 54/2. Von 72,6% der 62 bürgerlichen Meister ist der Herkunftsort bekannt. Fleischhauer: WStLA, Innungen/Bücher, 15/1. Von 38,8% der 214 bürgerlichen Meister ist der Herkunftsort bekannt.

stabil. Etwas mehr als 50% der Meister waren geborene Wiener, daneben hatten es Migranten aus Niederösterreich, Böhmen und Mähren sowie aus Gebieten des heutigen Deutschlands zur Führung eines selbständigen Betriebes gebracht.

Schluß

Ausgangspunkt der Überlegungen war die Annahme, daß das in den Städten ansässige Kleingewerbe Ort und Träger einer sehr hohen, bisher noch immer weit unterschätzten sozialen und räumlichen Dynamik war. Obwohl die historische Handwerksforschung in den letzten Jahrzehnten zwar das tradierte

Bild einer erstarrten handwerklichen Welt hinsichtlich des dynamischen Wanderungsverhaltens der Gesellen aufgebrochen hatte, blieb weiterhin ein Gegensatz zwischen räumlich mobilen Gesellen und stabil in den Städten ansässigen Meistern sowie für eine bestimmte Lebensphase immobilen Lehrlingen bestehen. Mit Hilfe der quantifizierenden Auswertung eines umfangreichen Quellenmaterials sowie der spezifisch angewandten methodischen Verfahren, wie ›nominative record linkage‹ und thematische Landkarten, konnte veranschaulicht werden, daß räumliche Mobilität im Handwerk nicht nur auf Gesellenwanderung beschränkt war, sondern bereits angehende Lehrlinge oft großteils in die Stadt zugewandert und selbst Handwerksmeister teilweise erstaunlich mobil waren.

Einerseits waren es die sozialen Positionen innerhalb des Handwerks – Lehrlinge, Gesellen, Meister –, die zu unterschiedlichem Migrationsverhalten führen konnten, andererseits hat die handwerkliche Spezialisierung zur Herausbildung verschiedener Herkunftsregionen beigetragen. Es waren die wirtschaftliche Reichweite der verschiedenen Gewerbe sowie die Kommunikationsnetze der einzelnen Meister, die den regionalen Einzugsraum der Handwerke wesentlich bestimmten. Während bisherige Untersuchungen der Mobilität von Wiener Handwerkern von den sogenannten Massengewerben, wie Schneider, Schuster oder Tischler, aufgrund ihrer zahlenmäßigen Dominanz geprägt waren, konnte mit der vorliegenden Untersuchung eine Vielfalt unterschiedlicher Entwicklungen von Herkunftsräumen gezeigt werden. Der regionale Einzugsraum der Handwerker zerfiel in mehrere Teileinzugsräume; streng genommen hatte jedes Handwerk seine eigenen Herkunftsgebiete, aus denen die Lehrlinge, Gesellen und auch Meister nach Wien wanderten.

Die Mobilität der Handwerker sollte dabei keinesfalls losgelöst von allgemeinen Migrationen betrachtet werden. Die zu Ende des 18. und am Beginn des 19. Jahrhunderts verstärkte Herausbildung eines staatlichen Territoriums der Habsburgermonarchie, als deren Begleiterscheinung die Zuwanderung über die staatlichen Grenzen, hier vor allem aus dem Raum des heutigen Deutschland, stark zurückging, veränderte auch die Herkunftsregionen der Wiener Handwerker. Die große Anzahl tschechischer Lehrlinge und Gesellen, die im 19. Jahrhundert nach Wien kamen, verband mit der Stadt die Möglichkeit eines sozialen Aufstiegs zum bürgerlichen Handwerker. Deutlich war im Untersuchungszeitraum der Anteil von innerhalb der Monarchie geborenen Handwerksmeistern gestiegen, mithin hatte sich im 19. Jahrhundert ein Arbeitsmarkt innerhalb staatlicher Grenzen herausgebildet.

Hannelore Oberpenning

»People were on the move«. Wanderhandelssysteme im vor- und frühindustriellen Europa

»People were on the move.«¹ Mit diesen Worten verwies Leslie Page Moch in ihrer 1992 veröffentlichten Studie über »Migration in Western Europe since 1650« auf die hohe Mobilität der Bevölkerung auch vor der Industrialisierung. Mit ihrer knappen Feststellung »our image of a sedentary Europe [...] is seriously flawed« wandte sie sich gegen die lange in der geschichtswissenschaftlichen Forschung in mehr oder minder expliziter Form vertretene, modernisierungstheoretisch beeinflusste Vorstellung von der immobilen, räumlich »stabilen« ländlichen Gesellschaft vorindustriell-agrarischer Prägung. Vor allem in den vergangenen 20 Jahren haben hier eine Reihe von Studien, insbesondere aus dem Kontext der sozial- und kulturhistorischen Migrationsforschung, ähnlich wie die von Page Moch eindeutige Gegenakzente gesetzt und ein differenzierteres Bild ländlicher Lebens- und Arbeitsverhältnisse und frühneuzeitlichen Wanderungsgeschehens gezeichnet. Sie haben dazu beigetragen, das vielschichtige Ursachengeflecht, die erheblichen Folgeerscheinungen und vor allem die beachtliche Formenvielfalt deutlicher werden zu lassen, die sich hinter dem Stichwort »Migration« im hochmobilen vor- und frühindustriellen Europa verbirgt und die kaum übersehbar und in manchen Bereichen auch noch nicht zureichend erschlossen ist.²

1 Leslie Page Moch, *Moving Europeans. Migration in Western Europe since 1650*, Bloomington/Indianapolis 1992, S. 1.

2 Vgl. hierzu z.B. Hans Fenske, *International Migration. Germany in the Eighteenth Century*, in: *Central European History*, 13. 1980, S. 332–347; Steve Hochstadt, *Migration in Preindustrial Germany*, in: ebd., 16. 1983, S. 195–224; Carsten Küther, *Menschen auf der Straße. Vagierende Unterschichten in Bayern, Franken und Schwaben in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts* (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 56), Göttingen 1983; Jan Lucassen, *Migrant Labour in Europe 1600–1900. The Drift to the North Sea*, London u.a. 1987; ders./Leo Lucassen (Hg.), *Migration, Migration History, History: Old Paradigms and New Perspectives*, Bern 1996; Gerhard Jaritz/Albert Müller (Hg.), *Migration in der Feudalgesellschaft* (Studien zur historischen Sozialwissenschaft, Bd. 8), Frankfurt a.M./New York 1988; Ernst Schubert, *Fahrendes Volk im Mittelalter*, Bielefeld 1995; Klaus J. Bade (Hg.), *Deutsche im Ausland – Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart*, München 1992; ders., *Homo Migrans. Wanderungen aus und nach Deutschland. Erfahrungen*

Zu dieser Vielfalt des Wanderungsgeschehens in Alteuropa gehörten die zahlreichen Formen von Arbeitswanderungen mit den verschiedensten Gruppen von Migranten, die sich über kleinere und größere Distanzen bewegten auf der Suche nach temporärem außerhäuslichen Haupt- oder zusätzlichem Nebenerwerb bei festem Wohnsitz im Ausgangsraum und in der Regel ortsgebundener Erwerbsbasis. Zum Typus der Erwerbsmigration zählt der vor allem seit dem 18. Jahrhundert in vielen ländlichen Gebieten expandierende Wanderhandel, mit dem der regionale, überregionale und Ländergrenzen überschreitende Verkauf von Waren verbunden war. Wanderungsformen und -dauer waren vielfältig. Die für zahlreiche europäische Wanderhandelssysteme charakteristischen großen Wanderungsdistanzen mit zum Teil europaweiten und zuweilen auch über europäische Grenzen hinausführenden Reichweiten verbanden sich fast immer mit Nahwanderungen und dem Absatz von Waren im näheren regionalen Umfeld der Herkunftsdörfer. Erst durch die Betrachtung dieses vielgestaltigen Zusammenspiels unterschiedlicher Formen im Wanderungsgeschehen und -verhalten der Migranten lassen sich die spezifische Struktur und das komplexe Erscheinungsbild europäischer Wanderhandelssysteme in der Frühen Neuzeit und ihre Entwicklung im 19. Jahrhundert erschließen.

Den folgenden Ausführungen über Struktur, Formen und Folgewirkungen von Wanderhandelssystemen sowie über das für sie typische Wanderungsgeschehen liegen hauptsächlich zwei paradigmatische Entwürfe bzw. interdisziplinäre Forschungsrichtungen zugrunde: zum einen das von Jan Lucassen und anderen im Zusammenhang der Untersuchung von Arbeitswanderungen entworfene Forschungskonzept der ›Wanderungssysteme‹ und zum anderen die von Klaus J. Bade maßgeblich entwickelte Konzeption der sozialhistorischen Migrationsforschung.³ Es folgt zunächst eine kurze Zusammenfassung der im Zusammenhang dieser Ansätze formulierten Fragestellungen und Thesen. Aus der Vielzahl der europäischen Wanderhandelssysteme werden im Anschluß einige regionale Beispiele vorgestellt und ein kurzer Überblick über Erscheinungsformen und Grundstruktu-

und Fragen, Essen 1994, S. 17–42; ders., Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, München 2000, S. 17–59; Dirk Hoerder/Leslie Page Moch, European Migrants. Global and Local Perspectives, Boston 1996.

- 3 Vgl. Lucassen, Migrant Labour in Europe; Hoerder/Page Moch, European Migrants; Klaus J. Bade, Sozialhistorische Migrationsforschung, in: Ernst Hinrichs/Henk van Zon (Hg.), Bevölkerungsgeschichte im Vergleich: Studien zu den Niederlanden und Nordwestdeutschland, Aurich 1988, S. 63–74; ders., Sozialhistorische Migrationsforschung und ›Flüchtlingsintegration‹, in: Rainer Schulze/Doris von der Brélie-Lewien/Helga Grebing (Hg.), Flüchtlinge und Vertriebene in der westdeutschen Nachkriegsgeschichte. Bilanzierung der Forschung und Perspektiven für die künftige Forschungsarbeit (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, Reihe 38, Bd. 4), Hildesheim 1987, S. 126–162.

ren des Wanderhandels in der Frühen Neuzeit gegeben. Anhand eines ausgewählten Fallbeispiels werden dann Wanderungsgeschehen und Wanderungsverhalten sowie Bestimmungsfaktoren, Folgeerscheinungen und Entwicklungslinien in Ausgangs- und Zielgebieten näher skizziert.

Forschungskonzepte und Fragestellungen

Neben der bereits zitierten Leslie Page Moch hat vor allem Jan Lucassen Strukturen, Formen und Verbreitung von Arbeitswanderungssystemen seit dem 17. Jahrhundert in gesamteuropäischer Perspektive in seiner grundlegenden und mittlerweile schon klassischen Studie ›Migrant Labour in Europe‹ aus dem Jahr 1987 und später in vielen anderen Beiträgen untersucht. Auf der Basis des »geographic pattern«⁴ konnte er aus Wanderungsbewegungen zwischen Ausgangsräumen (›push-areas‹) und Zielgebieten (›pull-areas‹) Arbeitswanderungssysteme von Großgruppen mit einem bestimmten Arbeitszyklus und fest eingeschliffenen Wanderungstraditionen erkennen. Den Zusammenhang von ›push‹- und ›pull‹-Regionen entwickelte Lucassen als ›System‹ von Arbeitswanderungen mit deutlich voneinander abgrenzbaren Herkunfts- und Zielgebieten. Lucassen arbeitete zwischen Ausgangsräumen und Zielgebieten spiegelbildliche Bezüge, sogenannte ›mirror images‹, heraus. Die Konglomerationen führten zur Herausbildung ausgesprochener Zentren von Wanderungssystemen, die sich im Verlauf der europäischen Geschichte veränderten und verlagerten. Für die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert konnte er im europäischen Raum unter rund 20 nachweisbaren Arbeitswanderungssystemen sieben größere, schon bedeutend früher entstandene Systeme rekonstruieren. Darin bewegten sich um die Jahrhundertwende jährlich mehr als 300.000 Arbeitswanderer über Distanzen von 250 bis zu 300 Kilometern, auch über Landesgrenzen hinweg. Als ein solches Zentrum komplexer Wanderungssysteme hatte sich vom 17. bis zum 19. Jahrhundert der von Lucassen eingehend untersuchte Nordseeküstenraum von Calais bis Bremen herausgebildet, der zur ›pull‹-Region für das nordwestdeutsche Binnenland wurde. Das ›Nordsee-System‹ war das einzige dieser Systeme, an dem sich Deutsche als Arbeitswanderer im Ausland beteiligten. Teil dieses Nordsee-Systems waren unter anderen die sogenannten Hollandgänger aus Nordwestdeutschland, die insbesondere in der Landwirtschaft oder Torfgewinnung der niederländischen Küstenprovinzen beschäftigt waren. Ebenfalls zum Nordsee-System gehörten die von Lucassen unter der Rubrik »Work in the Trade and Services Sector«⁵ erfaßten Tödden aus dem nördlichen Münsterland, auf die weiter unten noch näher einzugehen sein wird.

4 Lucassen, *Migrant Labour in Europe*, S. 21.

5 Ebd., S. 88–94.

In Anlehnung an die u.a. von Klaus J. Bade entwickelten Fragestellungen und Ziele der sozialhistorischen Migrationsforschung soll es im folgenden darum gehen, Wanderungsgeschehen und Wanderungsverhalten in seinen Bestimmungsfaktoren, Entwicklungsbedingungen und Folgeerscheinungen als komplexen, umfassenden Sozialprozeß zu verstehen. Er reicht von der partiellen, temporären oder definitiven Ausgliederung im Ausgangsraum bis zur partiellen, temporären oder dauerhaften Eingliederung im Zuwanderungsgebiet. Ziel ist es, Wanderungen und damit auch Wanderhandel so in den »interdependenten Zusammenhang der Entwicklung von Bevölkerung, Wirtschaft und Gesellschaft einzubetten, daß Multidimensionalität und Multikausalität dieses komplexen Teilbereichs gesellschaftlicher Wirklichkeit im historischen Prozeß erfaßbar werden.«⁶ Das Wanderungsgeschehen wird mithin eingebunden in den Gesamtzusammenhang sozioökonomischer, demographischer und politischer Entwicklungsprozesse in Ausgangs- und Zielräumen, wobei immer auch Voraussetzungen und Folgeerscheinungen von Wanderungen bzw. Wanderhandel in – und die aus dem Wanderungsgeschehen sprechende Spannung zwischen – diesen Räumen einbezogen werden müssen.⁷ In Anlehnung an die eben skizzierten Fragestellungen wird im folgenden der »systemische« Ansatz aufgegriffen und Wanderhandel unter Einbeziehung von Herkunfts- und Zielgebieten und der sich zwischen diesen Räumen vermittelnden vielfältigen strukturellen Bezüge untersucht.

Wanderhandelssysteme in Europa

Die im frühneuzeitlichen Europa in Umfang und Bedeutung regional unterschiedlich entstandenen Wanderhandelssysteme hatten sich zu einem integralen Bestandteil von Wirtschaft und Gesellschaft entwickelt. Heerscharen von Wanderhändlern waren im 18. und auch noch im 19. Jahrhundert unterwegs und brachten fast alles zu den Abnehmern, was sich in Rucksäcken, Tragekisten und -körben transportieren ließ. Ob in Deutschland als »Hausierer«, in den Niederlanden als »marskramers«, in Frankreich als »colporteurs« oder in Italien als »venditori ambulanti« – es gab kaum eine Region zwischen Skandinavien im Norden und Italien im Süden, in der Wanderhändler nicht zum alltäglichen Erscheinungsbild in Dörfern und Städten, auf Marktplätzen, auf bäuerlichen Höfen und auf den Kleinststellen von Kossäten, Häuslern oder Heuerlingen gehörten.

6 Bade, Sozialhistorische Migrationsforschung, S. 63; ders., Sozialhistorische Migrationsforschung und »Flüchtlingsintegration«, hier vor allem S. 138–142.

7 Bade, Sozialhistorische Migrationsforschung und »Flüchtlingsintegration«, S. 141.

Karte 1: Wanderhandelssysteme in Europa, 18./19. Jahrhundert

Wanderhändler waren temporäre, intersektorale Migranten⁸, die aus dem landwirtschaftlichen Erwerbsbereich kamen, ihm mehr oder minder stark verhaftet blieben, jedoch entweder dauerhaften außerhäuslichen Haupterwerb im Hausierhandel fanden bei allenfalls agrarischer Subsistenzwirtschaft der Restfamilie. Oder der ambulante Handel diente als Nebenerwerb bei agrarischer, für den Familienunterhalt unzureichender Produktion im Klein- bzw. Kleinstbetrieb. Den festen Wohnsitz behielten die reisenden Kaufleute in den Herkunftsdörfern und verließen diese für die Dauer des Verkaufs ihrer Waren von Haus zu Haus oder auf Märkten in ausgewählten Absatzgebieten. Für die Wanderhändler wurde die Hausiererei in der Regel zum Hauptberuf.

Bereits in den 1920er Jahren stellte Werner Sombart fest, daß die Entfaltung der Hausiererei in besonderer Weise durch die frühkapitalistische Wirtschaftsverfassung begünstigt worden ist, »denn wir beobachten ein starkes Ansteigen dieser Form des Güterabsatzes während der ganzen frühkapitalistischen Epoche und zum Teil sogar über diese hinaus, tief in die hochkapitalistische hinein.«⁹ Werner Sombart griff mit seiner Untersuchung zum Hausierhandel, den er als »Warenvertrieb im Umherziehen«¹⁰ definierte, die wissenschaftliche und politische Diskussion des Vereins für Socialpolitik auf, die dieser gegen Ende des 19. Jahrhunderts initiiert hatte. In den aktuellen wirtschaftspolitischen Diskussionen jener Zeit wurden aufgrund der Klagen von Handwerkern und Einzelhändlern bzw. ihrer Verbände über die angeblich geschäftsschädigende Konkurrenz der Hausierer die Bestimmungen der Gewerbeordnung über den Wanderhandel zur Disposition gestellt. Um die Auseinandersetzungen auf eine empirische Grundlage zu stellen, regten Wilhelm Stieda, Karl Bücher und andere führende Vertreter der jüngeren Historischen Schule der Nationalökonomie Monographien über einzelne Hausierergemeinden in Deutschland und in Europa an. Die kleineren und größeren primär volkswirtschaftlich orientierten Beiträge, 1898/99 als »Untersuchungen über die Lage des Hausiergewerbes in Deutschland« in fünf Bänden der »Schriften des Vereins für Socialpolitik«¹¹ erschienen, wurden grundle-

8 Zur Unterscheidung von intra- und intersektoralen Formen bei der internen Abwanderung s. Klaus J. Bade, Massenwanderung und Arbeitsmarkt im deutschen Nordosten von 1880 bis zum Ersten Weltkrieg. Überseeische Auswanderung, interne Abwanderung und kontinentale Zuwanderung, in: Archiv für Sozialgeschichte, 20. 1980, S. 265–323, hier S. 274.

9 Werner Sombart, Der moderne Kapitalismus. Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart, Bd. 2: Das europäische Wirtschaftsleben im Zeitalter des Frühkapitalismus, vornehmlich im 16., 17. und 18. Jahrhundert, 1. Halbbd., München/Leipzig 1928, S. 444.

10 Ebd., S. 443.

11 Untersuchungen über die Lage des Hausiergewerbes in Deutschland, Bde. 1–5 (Schriften des Vereins für Socialpolitik, Bde. 77–81), Leipzig 1898/99.

gend für Forschungen zum Hausierhandel. Sie bieten einen materialreichen Gesamtüberblick über die Lage des Hausiergewerbes im 19. Jahrhundert, enthalten allerdings in der Regel nur kurze geschichtliche Abrisse, die für die Untersuchung des frühneuzeitlichen Wanderhandels wenig hilfreich sind. Darüber hinaus war ihre Sicht insofern begrenzt, als sie den Wanderhandel vorwiegend unter dem Blickwinkel verschiedener Betriebsformen des Handels begriffen und nicht systematisch im Zusammenhang mit anderen Bereichen der Bevölkerungs-, Wirtschafts-, Sozial- und Wanderungsgeschichte sahen. Nach dieser kurzen, wenn auch relativ einseitigen Blüte, versiegte das Forschungsinteresse am Wanderhandel, von wenigen Ausnahmen abgesehen.

Erst 1992 wurde durch das Westfälische Wirtschaftsarchiv in Dortmund wieder an den systematischen Ansatz des Vereins für Socialpolitik angeknüpft. Mit dem die Ergebnisse einer Tagung publizierenden Sammelband von 1993 wurde erstmals der Versuch unternommen, Wanderhandel zusammenfassend und übergreifend im europäischen Vergleich zu diskutieren.¹² Die in der Regel kurzen, primär Problemaufrisse bietenden Beiträge beleuchten jedoch kaum migrationshistorische Aspekte und konzentrieren sich ebenfalls weitgehend auf das 19. Jahrhundert. Unter dem Blickwinkel migrationshistorischer Fragestellungen und Ansätze ist die Untersuchung auch der allgemein noch wenig beleuchteten Geschichte von Wanderhandelssystemen in Deutschland in systematischen Studien bislang kaum in Angriff genommen worden.¹³ Für andere europäische Länder sieht die neuere Forschungslage zumindest in Teilbereichen besser aus. Hier haben umfangreiche Untersuchungen z.B. von Laurence Fontaine und Abel Poitrineau für Frankreich oder Jozef Mertens für Belgien¹⁴ den Wanderhandel intensiver erschlossen.¹⁵

12 Wilfried Reininghaus (Hg.), *Wanderhandel in Europa. Beiträge zur wissenschaftlichen Tagung in Ibbenbüren, Mettingen, Recke und Hopsten vom 9.–11.10.1992* (Untersuchungen zur Wirtschafts-, Sozial- und Technikgeschichte, Bd. 11), Dortmund 1993.

13 Eine der wenigen umfassenderen Studien, die auch die Entwicklung des Wanderhandels im 17. Jahrhundert in den Blick nehmen, ist die regionale Fallstudie von Peter Höher, *Heimat und Fremde. Wanderhändler des oberen Sauerlandes* (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, H. 41), Münster 1985. Sie ist allerdings primär volkskundlich orientiert.

14 Laurence Fontaine, *Histoire du Colportage en Europe (XVe–XIXe siècle)*, Paris 1993; engl. Übersetzung: dies., *History of Pedlars in Europe*, Cambridge 1996; Abel Poitrineau, *Remues d'Hommes: Essai sur les Migrations Montagnardes en France aux XVIe et XVIIIe siècles*, Paris 1983; ders., *Les Colporteurs d'autrefois en France*, in: Reininghaus (Hg.), *Wanderhandel in Europa*, S. 73–80; Jozef Mertens, *De vier dorpen van de Bank van Pelt (16de–17de eeuw). Bijdrage tot de kennis van de Loonse Kempen en van de teutenhandel* (Bijdragen tot de geschiedenis van Pelt uitgegeven door het Genootschap voor Geschiedenis en Volkskunde onder auspiciën van het Gemeentebestuur van Overpelt, Bd. 1), Overpelt 1984, zum italienischen Wanderhandel

Aus der unübersehbaren Vielzahl traditioneller Wanderhandelssysteme der Frühen Neuzeit greifen wir im folgenden einige regionale Beispiele heraus, die trotz unterschiedlicher Ausprägungen und lokaler bzw. regionaler Spezifika eine Reihe struktureller Gemeinsamkeiten aufweisen und anschaulich einmal mehr das Bild von der hochmobilen Gesellschaft im alten Europa deutlich werden lassen. Dies gilt zum Beispiel für die Teuten genannten Wanderhändler aus dem belgisch-niederländischen Grenzgebiet Kempen, deren Geschichte seit dem 16. Jahrhundert sicher belegt ist. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts umschloß ihr Ausgangsraum rund 40 Dörfer mit insgesamt 500 bis 800 Wanderhändlern, deren geschäftlicher Wirkungsraum von den Niederlanden im Westen bis nach Rußland im Osten reichte und die europäischen Grenzen bis nach Amerika, Indien und Persien überschritt. Der Handel fand von ungefähr Februar bis Jahresmitte oder -ende statt, manche blieben sogar mehrere Jahre dem heimischen Dorf fern. Ebenfalls für mehrere Monate unterwegs waren die in den armen Gebirgsregionen, in den Alpen, Pyrenäen, im Massif Central und im Jura beheimateten französischen »col-porteurs«, deren Zielgebiete nahezu alle Regionen Frankreichs umfaßten und darüber hinaus von Belgien und den Niederlanden im Norden sowie Deutschland im Osten bis nach Spanien und den Balearen im Süden reichten.

- und zum Wanderhandel in Skandinavien beispielsweise gibt es vor allem ältere Untersuchungen oder kleinere Beiträge: Johannes Augel, Italienische Einwanderung und Wirtschaftstätigkeit in rheinischen Städten des 17. und 18. Jahrhunderts (Veröffentlichungen des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn, Bd. 78), Bonn 1971, S. 187–228; Anton Schindling, Bei Hofe und als Pomeranzenhändler: Italiener im Deutschland der Frühen Neuzeit, in: Bade (Hg.), Deutsche im Ausland, S. 287–294; Adriana Dadà, Dalla Lunigiana alla »Barsana«. Il processo di trasformazione da lavoratori agricoli stagionali in venditori ambulanti specializzati, in: Bolletino di Demografia Storica, 19. 1993, S. 111–133; Göran Rosander, Peddling in the Nordic Countries, in: Ethnologia Europaea, 9. 1976, S. 123–171.
- 15 Eine regionale Fallstudie zum Wanderhandel mit einem Überblick über Wanderhandelssysteme in Europa unter besonderer Berücksichtigung von Fragestellungen und Ansätzen der sozial- und kulturhistorischen Migrationsforschung hat die Verfasserin 1996 vorgelegt: Hannelore Oberpenning, Migration und Fernhandel im »Tödden-System«. Wanderhändler aus dem nördlichen Münsterland im mittleren und nördlichen Europa des 18. und 19. Jahrhunderts (Studien zur Historischen Migrationsforschung, Bd. 4) Osnabrück 1996; hierzu ferner dies., Die Tödden aus dem nördlichen Münsterland – Wanderhandel der »pakkedragers« in den Niederlanden, in: Wanderarbeit jenseits der Grenze: 350 Jahre auf der Suche nach Arbeit in der Fremde, bearb. von A. Eijnck u.a., Assen 1993, S. 110–117, 156; dies., Pendler zwischen Heimat und Fremde: zur Lebens- und Arbeitswelt von Wanderhändlern im 18. und frühen 19. Jahrhundert, in: Uwe Meiners/Christoph Reinders-Düselder (Hg.), Fremde in Deutschland – Deutsche in der Fremde, Begleitband zur Ausstellung, Cloppenburg 1999, S. 147–155; dies., Gewerbliche Warenproduktion und ländlicher Wanderhandel im 18. und frühen 19. Jahrhundert, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte, 71. 1999, S. 169–186; dies., »Wohlthat und Verderb des ganzen Landes« – Wanderhandel und Wirtschaft bei Justus Möser, in: Möser-Forum, 3. 2001, S. 263–280.

Zu Zentren des Wanderhandels hatten sich zugleich norditalienische Gebirgsregionen entwickelt, die zu Ausgangsräumen für Händler wurden, die bis in die Schweiz sowie nach Süd- und Westdeutschland migrierten, um ihre Waren zu verkaufen. Dort sind sie bereits seit dem Spätmittelalter nachgewiesen. Die für Wanderhandel typische hohe Mobilität dokumentieren auch die in Süddeutschland beheimateten Uhren- und Glasträger, deren Vertriebsnetz fast ganz Europa umschloß und sogar interkontinental bis nach Ägypten und Nordamerika ausgriff. Neben den später ausführlicher skizzierten Tödden aus dem nördlichen Münsterland gab es spätestens seit dem 17. Jahrhundert in Westfalen die sogenannten Sauerländer Sensenhändler, die nach einem ihrer Hauptverkaufsprodukte benannt wurden und deren Zielgebiete von den Niederlanden im Westen bis nach Rußland im Osten, von Schleswig-Holstein im Norden bis nach Ungarn im Südosten reichten. Die genannten Beispiele ließen sich noch um viele weitere ergänzen.

Trotz mancher Unterschiede sind eine Reihe von Parallelen zu erkennen, von denen im folgenden nur einige wenige strukturelle Merkmale herausgegriffen werden. Ähnlich wie bei anderen Arbeitswanderungssystemen stellte die Entstehung und Ausbreitung von Wanderhandel eine Antwort auf das wachsende Mißverhältnis von Bevölkerungsentwicklung und Erwerbsangebot dar, das in vielen Teilen Alteuropas einen großen Teil der ländlichen Bevölkerung zur Suche nach zusätzlichen Erwerbsquellen zwang. Im Zuge des starken Bevölkerungswachstums vor allem seit der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde Wanderhandel für die Masse landarmer und unterbäuerlicher Schichten wegen des Mangels an Erwerbsalternativen vielfach zu einem notwendigen Neben- oder sogar Haupterwerb. Die räumlichen Ursprünge lagen in wirtschaftlich benachteiligten Randzonen, vor allem Gebirgsregionen, und anderen landwirtschaftlich wenig ertragreichen Gebieten. Räumlich waren die größeren Wanderhandelssysteme im Europa des 18. Jahrhunderts vorwiegend geprägt durch regionale Konzentrationen auf mehrere benachbarte Wanderhändlerdörfer und damit durch die Herausbildung von ausgesprochenen Wanderhändlergemeinden mit einem hohen Anteil an Kolporturen.

In den Zielgebieten wurden in erster Linie Handelsartikel des alltäglichen Bedarfs verkauft, vor allem Textil-, Eisen- und Stahlwaren sowie Haushaltsgeräte aus Holz und Ton, wobei sich jede Wanderhändlergruppe auf bestimmte Warengruppen spezialisiert hatte. Gehandelt wurde mit den von Großhändlern oder Produzenten bezogenen Waren, vielfach mit den Erzeugnissen des hausindustriellen Gewerbes. Die für den Eigenbedarf produzierenden sogenannten Selbsthausierer gehörten eher einer frühen Entwicklungsstufe an. Bei hochentwickelten Wanderhandelssystemen wirkten ferner strukturbildend bestimmte betriebliche bzw. unternehmerische Organisations- bzw. Kooperationsformen. Sie reichten von formellen Zusammen-

schlüssen in Kompanien genannten Handelsgesellschaften auf der Grundlage verwandtschaftlicher Beziehungen bis zu informellen Abstimmungen auf der Grundlage von – den jeweiligen Obrigkeiten immer verdächtigen – eigenen Geheimsprachen. Darüber hinaus charakteristisch waren die arbeitsteilige Organisation des Handels, die Haltung von Warenlagern im Absatzgebiet sowie die Aufteilung der Handelsbezirke unter den Hausierern.

Wanderungsgeschehen und Wanderungsverhalten im ›Tödden-System‹ – ein Fallbeispiel

Zu den vielen Wanderhandelssystemen, die vor allem seit dem 17. Jahrhundert Waren im Nah- und Fernhandel insbesondere an die ländlichen Verbraucher verkauften, gehörten die Tödden aus dem nördlichen Münsterland. Bei der Bezeichnung ›Tödden‹ handelt es sich um einen mündlich überlieferten Begriff, der in der Geheimsprache der hausierenden Kaufleute als Selbstbezeichnung benutzt wurde. Herkunftsgebiet war die Grafschaft Lingen sowie das Kirchspiel Hopsten im Fürstbistum Münster, also der Raum zwischen Lingen im Norden und Tecklenburg im Süden im westlichen Grenzraum der heutigen Bundesländer Nordrhein-Westfalen und Niedersachsen. Zu den Entstehungsursachen gehörte, wie bei den meisten europäischen Systemen von Arbeitswanderung und speziell von Wanderhandel, der durch starkes Wachstum klein- und unterbäuerlicher Schichten verschärfte Mangel an zureichenden Erwerbsgrundlagen in einem ländlichen Herkunftsgebiet, in dem es einen hohen Anteil an landwirtschaftlichen Klein- und Kleinstbetrieben auf wenig ertragreichen Böden gab.

Der Strukturwandel ließ in der genannten Ausgangsregion einen großen Teil der Bevölkerung in mehrfacher Hinsicht ›in Bewegung‹ geraten. Zwischen 40 und 50% der männlichen Erwerbsbevölkerung lebte in den Töddendörfern um die Mitte des 18. Jahrhunderts vom überregionalen Verkauf von Waren. Das Herkunftsgebiet hatte sich damit zu einer ›Gesellschaft von Migranten‹ entwickelt, deren Handel sie in die umliegenden Gebiete führte, z.B. in nahezu alle Kirchspiele der Grafschaft Lingen, in die Fürstbistümer Münster und Osnabrück ebenso wie in die grenznahen Niederlande. Darüber hinaus zählten zu den Zielgebieten aber auch Skandinavien, nordwest- und nordostdeutsche Territorien oder beispielsweise das Baltikum. Die Zielgebiete erstreckten sich über das gesamte Nord- und Ostseegebiet und dessen Küstenhinterland und reichten bis zu den Mittelgebirgen. Während Arbeitswanderer im Nordsee-System wie die Hollandgänger zwischen 250 und 300 Kilometer bis in die Zielgebiete zurücklegten, waren Wanderungsdistanzen der Wanderhändler von 500 Kilometern durchaus nicht ungewöhnlich und überstiegen mitunter sogar die doppelte Reichweite.

Karte 2: Herkunftsgebiete der Tödden, 18. Jahrhundert

Karte 3: Handelsgebiete der Tödden, 18./19. Jahrhundert

Zu den Einkaufsgebieten der Tödden gehörten die größten nordmitteleuropäischen Produktionsgebiete für Metallwaren und Textilien, darunter bedeutende Proto-Industrialisierungsregionen. Dazu zählten westfälische Leinenerzeugungsgebiete des nordwestdeutschen Raumes wie Ravensberg, Minden, Lippe und Warendorf; außerdem Brabant und Flandern, die deutsch-niederländische Textilregion zwischen Nordhorn und Bocholt sowie preußische Manufakturzentren zwischen Elbe und Weichsel. Verkauft wurden in erster Linie Textilstoffe, kleine textile Fertigwaren und Kleineisenartikel: Leinen- und Wollstoffe, Mützen, Strümpfe, Handschuhe und Tücher ebenso wie Scheren, Messer, Schnallen und Nähnadeln. Zur Haupthandelsware der Tödden zählte das in der Grafschaft Ravensberg hergestellte sogenannte Bielefelder Leinen.

Wanderungsformen und -dauer im Tödden-System orientierten sich primär an den inneren Strukturen und Notwendigkeiten der Wanderhandelsgeschäfte und an den Entfernungen zu den Handelsgebieten. Wer im nächsten Dorf oder im benachbarten Kirchspiel handelte, konnte regelmäßig entweder jeden Tag oder mehrmals in der Woche ins Herkunftsdorf zurückkehren. Bestanden größere, auch Territorial- und Ländergrenzen überschreitende Entfernungen zwischen Ausgangs- und Zielgebieten, wurden längere Aufenthalte in den Handelsgebieten notwendig, da die regelmäßige Rückkehr ins Herkunftsgebiet zu zeitaufwendig und durch die festen Warendepots in den Handelsgebieten auch nicht erforderlich war. Selbst diejenigen, die die nächsten Territorialgrenzen zum Beispiel zum Fürstbistum Osnabrück überschritten, blieben häufig für mehrere Wochen dort, wo sie die Waren verkauften.

Lagen große Wanderungsdistanzen zwischen Ausgangs- und Zielgebieten, wie nach Skandinavien, den preußischen Provinzen östlich der Elbe oder ins Baltikum, verbrachten die Tödden den größten Teil des Jahres – in der Regel neun Monate und mehr – in ihren Absatzgebieten und kehrten nur ein- bis zweimal im Jahr in die Herkunftsdörfer zum Wareneinkauf und zum Besuch der Familie zurück. Die Rückkehr ins Herkunftsgebiet fand gemeinhin an den christlichen Feiertagen im Sommer und Winter, zu Jakobi und Weihnachten, statt, um dann die folgenden Sommer- bzw. Wintermonate, häufig waren es nur einige Wochen, zu Hause zu verbringen. Die Tödden nutzten vor allem die für den Hausierhandel günstige Jahreszeit im Frühjahr und Herbst zum Verkauf ihrer Waren. Wenn die Kunden im Sommer mit der Ernte beschäftigt waren, kehrten die Tödden zur eigenen Versorgung mit neuem Warenvorrat und zur Regelung geschäftlicher und privater Angelegenheiten in ihre Herkunftsdörfer zurück. Vor allem wurde jener Zeitraum zum Verkauf gemieden, in dem die landwirtschaftlichen Produktionszyklen intensive Arbeitsperioden entstehen ließen, eben zur Zeit der Getreideernte und der anschließenden Einsaat des Wintergetreides. Dieser scheinbare Sai-

sonzyklus hatte aber weniger mit den eigenen Hauswirtschaften im Ausgangsraum als mit den Absatz- und Gewinnchancen in den Zielgebieten zu tun. Mehrwöchige oder mehrmonatige Aufenthalte in den Absatzgebieten erforderten in der Regel das volle zeitliche Engagement des einzelnen Händlers und waren mit dem Haupterwerb im landwirtschaftlichen Familienbetrieb unvereinbar. Wer drei Viertel des Jahres fern von der eigenen Heuer- oder Hofstelle verbrachte, konnte hier kaum noch intensiven Arbeitseinsatz leisten. Die Wanderhändler folgten somit nicht wie viele Arbeitswanderer primär den saisonalen Rhythmen landwirtschaftlicher Produktion, sondern vielmehr ihrem eigenen kaufmännischen Zeit- und Terminplan. Darüber hinaus hatten auch die Termine von Messen, auf denen Handelswaren eingekauft wurden, Einfluß auf die Migrationszyklen.

In den Zielgebieten hatten die Tödden in der Regel einen zweiten Wohnsitz, den sie als Aufenthaltsort und Warenlager nutzten und von dem aus sie ihren Hausiergeschäften nachgingen. Dies war ein angemietetes Zimmer in einer Herberge oder bei Privatleuten, später zum Teil auch eine eigene Wohnung. Sie reisten, arbeiteten und wohnten in Gruppen und schlossen sich nahezu ausschließlich mit Wanderhändlern aus dem Kreis der Familie oder zumindest der Bewohner der eigenen Herkunftsregion zusammen. Auf diese Weise entstand ein gewohnter Turnus und regelmäßiger Pendelverkehr zwischen Einkaufs-, Absatz- und Herkunftsregionen. Deren Verflechtung erfolgte durch ein System von arbeitsteiliger und spezialisierter Organisation des Handels, eine Arbeitsteilung z.B. zwischen Einkauf und Absatz, zwischen Großhändlern und kleinen Hausierern, den sogenannten Packenträgern. Der heimische Großhandel übernahm den überregionalen Einkauf der Waren und hatte durch die Masse an kleinen Packenträgern ein effizientes Vertriebsmedium, das den Absatz der Waren direkt an den Verbraucher auf dem Land ermöglichte. Den kleinen Hausierern hingegen bot sich durch die Großhändler in den eigenen Herkunfts-dörfern eine zentrale und rationelle Versorgungsinstanz mit relativ kostengünstigen, weil im Großeinkauf getätigten Waren, die sie in der Regel auf Kreditbasis erhielten und erst nach der Rückkehr von der Verkaufstour zu bezahlen hatten. Die Handelsgebiete waren mehr oder minder fest unter den einzelnen Töddenunternehmen aufgeteilt – eine Aufteilung, die bis zur Zuständigkeit für einzelne Handelsdistrikte reichte. Damit verbunden waren bestimmte Wanderungstraditionen: Oftmals wurde der angestammte Handelsbezirk regelrecht an die nächste Generation weiter ›vererbt‹. In diesem Fall übernahmen die jüngeren, nachziehenden Kolporteure Handelsbezirk und Kundschaft vom Vater, Onkel oder älteren Bruder. Wer sich einmal in einem bestimmten Handelsgebiet oder -distrikt festgesetzt hatte, hielt an diesem so lange fest, wie es die äußeren Umstände bzw. der jeweils von der Obrigkeit festgelegte gesetzliche Rahmen erlaubte.

Das Tödden-System spielte als Absatzorganisation vor allem dort eine große Rolle, wo vorindustrielle Verteilungsnetze und Infrastrukturen besonders schwach entwickelt waren: auf dem Land und in kleinen Städten. Hier wurde ein großer Teil des materiellen Bedarfs der Bevölkerung an gewerblichen Produkten, vor allem Textil- und Kleineisenwaren, durch Käufe auf dem durch Wanderhändler repräsentierten ›mobilen Markt‹ befriedigt. Außerdem handelten sie vor allem in jenen Gebieten, in denen textile Produktionszentren kaum oder gar nicht vorhanden, angebotene Erzeugnisse für den Haushaltsbedarf wenig geeignet waren oder durch die Hausierer preisgünstiger angeboten werden konnten. Die Hausierhändler füllten mithin in den Zielgebieten vorhandene ›Marktlücken‹ aus und nahmen darüber hinaus die Funktion wahr, Kaufbereitschaft und -interesse der Kunden zu wecken und auch neuen Warengruppen Absatzmärkte zu erschließen.¹⁶

In den meisten europäischen Ländern ließen sich die ständisch-korporativen Ordnungsvorstellungen nur schwer mit der Ausübung von Wanderhandelsgeschäften vereinbaren, so daß diese, wenn nicht unmöglich, so doch erheblich erschwert wurden. Die rigiden, oftmals in polemischen Attacken ausufernden Abwehrkämpfe der Vertreter des städtischen Handels und Gewerbes gegen die Wanderhändler resultierten aus der sich verschärfenden wirtschaftlichen Konkurrenzsituation, der sich städtische Handwerker, Kaufleute und Krämer angesichts übersetzter Kleingewerbe, der Ausweitung des Verlagssystems, der Zunahme von Manufakturen oder ländlichen Hausindustrien seit dem 18. Jahrhundert ausgesetzt sahen. Wollten sie sich nicht im ›Gastland‹ niederlassen und reguläre, mit dem Bürgerrechtserwerb verbundene Abgaben tragen, sollten die Hausierer von wirtschaftlichen Aktivitäten ausgeschlossen bleiben. Der städtische Bürgerrechtserwerb war jedoch aufwendig, u.a. an den Nachweis eines entsprechenden Vermögens und mit nicht unerheblichen Kosten verbunden. Eine Niederlassung war zudem von den Tödden auch gar nicht intendiert, zum einen wegen der damit verbundenen hohen Kosten, die ohnehin nur einige aufbringen konnten.¹⁷ Zum anderen war die regelmäßige Rückkehr ins Herkunftsgebiet notwendig zum Wareneinkauf bei den heimischen Großhändlern, die ja zugleich als Kreditgeber fungierten. Das für die Verkaufstour erforderliche Anlegen eines mehr oder minder umfangreichen Warenvorrats im Handelsgebiet konnten die über große finanzielle Reserven nicht verfügenden kleineren Töddenkompagnien nur durch Kreditkäufe ermöglichen.

16 Hierzu s. Oberpenning, »Wohltat und Verderb des ganzen Landes« – Wanderhandel und Wirtschaft bei Justus Möser.

17 Wenn hier im folgenden von Bürgerrecht die Rede ist, so ist damit der Erwerb des Bürgerrechts in einer Stadt gemeint; die frühneuzeitliche Gesellschaft kannte Bürgerrechtserwerbungen nur auf dieser quasi substaatlichen Ebene.

Das Instrumentarium kameralistischer Wirtschaftspolitik veranlaßte zwar ein System von Verordnungen mit zahlreichen Einschränkungs-, Verbots- und Kontrollmechanismen, die jedoch oftmals nur auf dem Papier standen und die Ausbreitung von Wanderhandel nicht verhindern konnten. Vom friderizianischen Staat z.B. erhielten die Tödden vielmehr im frühen 18. Jahrhundert de facto ein Monopol für den Vertrieb Bielefelder Leinens in den preußischen Provinzen östlich der Weser. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurden die Händler vom preußischen König zu vertraglich festgelegten Abnahmequoten von inländischen Manufakturprodukten verpflichtet und erhielten dafür die Erlaubnis zum damit weitgehend ungehinderten Hausierhandel. Die Tödden sollten mithin den Absatz jener Waren übernehmen, die in den vom preußischen Staat maßgeblich geförderten Manufakturen der Textil- und Metallwarenherstellung produziert wurden.

Die politischen und ökonomischen Umwälzungen und vor allem die wirtschaftliche Reformgesetzgebung im frühen 19. Jahrhundert brachten für die Tödden und viele andere Wanderhändlergruppen ein Ende des Handels in den traditionellen, hergebrachten Formen. Während der Wanderhandel im Ausgangsraum bis zur Jahrhundertmitte fast völlig versiegt, begann in den Zielgebieten für viele eine neue Entwicklung: der Übergang zum stationären Handel durch die Gründung städtischer Textilunternehmen. Diesen Weg in die städtische Unternehmerexistenz konnten jedoch nur jene gehen, die durch die Wanderhandelsgeschäfte in die Lage versetzt waren, finanziell aufwendige neue Existenzgründungen in Angriff zu nehmen. Der langsame säkulare Prozeß der Geschäftsgründungen und Niederlassungen der Tödden in den Zielgebieten erstreckte sich bis zum späten 19. Jahrhundert.¹⁸ Die Geschäfte wurden von ihnen an den Zentralorten ihrer ehemaligen Kundenbe-

18 Hierzu Testament-Katalog über Töddenfamilien, 18.–20. Jahrhundert mit biographischen und genealogischen Angaben, Westfälisches Wirtschaftsarchiv Dortmund (WWA N 19 Nr. 213); Auszüge aus den Kirchenbüchern der Gemeinden Mettingen und Recke, 19. Jahrhundert, WWA N 19 Nr. 213; die Testament-Kataloge und Auszüge aus den Kirchenbüchern verzeichnen Hunderte von Namen alter Töddenfamilien mit Wohnsitzen vor allem in den Niederlanden, in mittel-, nordwest- und nordostdeutschen Gebieten; zu den Niederlassungen, Geschäftsgründungen und Auswanderungen der Tödden WWA N 19 Nr. 50, 56, 59, 70, 116, 169, 192, 201, 213; Gemeindearchiv Recke A 160. Über die Niederlassungen der Tödden: Joseph Eismann, Die Tüödden, westfälische Kaufleute als Wegbereiter der Kirche in Brandenburg und Pommern, in: Wichmann-Jahrbuch für Kirchengeschichte im Bistum Berlin, 13. 1959 u. 14. 1960, S. 86–104; Henk Aukes, Katholieke Friese Geslachten (Frisia Catholica, Bd. 3), Groningen 1941; Roger L. Miellet, Westfaalse ondernemers en de opkomst van het Nederlandse grootwinkelbedrijf tot circa 1920, in: Jaarboek voor de geschiedenis van bedrijf en techniek, 3. 1986, S. 135–157; ders., Immigratie van de katholieke Westfalers en de modernisering van de Nederlandse detailhandel, in: Tijdschrift voor Geschiedenis, 100. 1987, H. 1, S. 374–393; ders., Honderd jaar grootwinkelbedrijf in Nederland, Zwolle o.J. [1994].

zirke gegründet, wobei sich diese nun teilweise zu Zentren stationären Handels nordwestfälischer Familien entwickelten. In der niederländischen Küstenprovinz Friesland beispielsweise war die Konzentration im 19. Jahrhundert so groß, daß ein nicht unerheblicher Teil des dortigen Textilhandels auf Töddengeschäfte zurückgeführt wird.¹⁹ Zu ihnen zählte auch das 1841 im friesischen Sneek von Clemens und August Brenninkmeyer gegründete Textilgeschäft, das den Namen C & A Brenninkmeyer erhielt. Bemerkenswert an dieser Entwicklung ist, daß sich hier die Wurzeln namhafter Textilunternehmen der Gegenwart finden, zu denen beispielsweise C & A, Hettlage, Boecker, Lampe oder Voss gehören.

Trotz Geschäftsgründung im Zielgebiet behielten viele Wanderhändler noch lange mit ihren Familien den ersten Wohnsitz und Lebensmittelpunkt im Herkunftsgebiet. Auch jetzt wurde am tradierten Wanderungsgeschehen, an den regelmäßigen Pendelwanderungen zwischen Ausgangs- und Zielgebieten zwischen dem Kreis Tecklenburg im nördlichen Münsterland und dem benachbarten Königreich Hannover oder Brandenburg, Pommern, Holstein und den Niederlanden festgehalten. Und auch hier wurden die Wanderhandelsgeschäfte noch lange neben dem stationären Handel weiter betrieben. Erst im ausgehenden 19. Jahrhundert hatte der größte Teil seine Familie in die Zuwanderungsgebiete geholt und sich dort mit festem Wohnsitz dauerhaft niedergelassen. Die sozialen Bindungen zu den Herkunftsorten blieben aber auch dann bestehen. Viele kehrten nach dem Ausscheiden aus dem aktiven Geschäftsleben in ihre Herkunftsgemeinden zurück, um dort den Lebensabend zu verbringen und sich beerdigen zu lassen, während die nächste Generation das Unternehmen im ehemaligen Zielgebiet der Wanderhändler weiterführte.

Kennzeichnend für das Tödden-System wurde mithin die über Jahrhunderte aufrechterhaltene gruppenweise Pendelwanderung und bilokale Lebens- und Erwerbssituation seiner sozialen Träger, die sie gewissermaßen zu Einheimischen und Fremden in mehreren Räumen zugleich werden ließ. Auf diese Weise entstand ein in lokalen sowie Gruppen- und Familienzusammenhängen tradiertes Wanderungsverhalten, das bis in die Zeit der Unternehmensgründungs- und -entwicklungsphase im 19. Jahrhundert aufrechterhalten wurde. Die Wanderungstraditionen der Händler gewannen eine fast rituelle Stabilität, die selbst dann noch richtungsbestimmend wirken konnte, als mit dem Übergang zur Industriegesellschaft und dem Wandel der Absatzformen der Wanderhandel selbst sein Ende fand und auch die regelmäßige Rückkehr in die Herkunftsgebiete ökonomisch nicht mehr erforderlich war. Die eingangs von Leslie Page Moch im Hinblick auf Migrationen im

19 Vgl. Miellet, *Westfaalse ondernemers*, S. 135; Aukes, *Katholieke Friese Geslachten*, S. 75.

vor- und frühindustriellen Europa zitierte These »people were on the move« trifft in besonderer Weise auf die hier beschriebenen Wanderhandelssysteme zu. Sie zeigen das Bild einer Vielzahl von Migrantengruppen, für die über Generationen hinweg hohe Mobilität, das Leben, Wohnen und Arbeiten in mehreren Räumen und die permanente Fluktuation zwischen Herkunfts- und Zielgebieten typisch und zur selbstverständlichen Alltagserfahrung geworden war.

Die Autorinnen und Autoren

Jan Beise, Dr. rer. nat., Post-Doktorand am Max-Planck-Institut für Demographie in Rostock. Publikationen zur Verhaltensökologie des Menschen und anderer Primaten, Genetik von Langlebigkeit und Mortalität, u.a.: *Wieviele Geschlechter gibt es – und warum?*, in: Frank Möbus/Gerhard Nasdala/Stefanie Stockhorst/Volker Zimmermann (Hg.), *Kleiner Grenzverkehr. Beiträge der Interdisziplinären Studentenkolloquien 1998/99*, Norderstedt 2000, S. 81–90; *Verhaltensökologie menschlichen Abwanderungsverhaltens – am Beispiel der historischen Bevölkerung der Krummhörn (Ostfriesland, 18. und 19. Jahrhundert)*, Diss. Gießen 2001; (zus. m. Eckart Voland), *Differential Infant Mortality Viewed from an Evolutionary Biological Perspective*, in: *The History of the Family* [2002]; (zus. m. Eckart Voland), *Opposite Effects of Maternal and Paternal Grandmothers on Infant Survival in Historical Krummhörn*, in: *Behavioral Ecology and Sociobiology* [2002].

Volker Lünemann, M.A., Doktorand am Historischen Seminar der Universität Münster. Publikationen u.a.: *Familien- und Haushaltsstrukturen am Ausgang des 18. Jahrhunderts*, in: Alexander Kessler (Hg.), *Siddinghausen. Geschichte eines westfälischen Dorfes*, Paderborn 2000, S. 129–137; *Bevölkerung, Landwirtschaft und Umwelt in den Regionen Hellweg und östliches Sandmünsterland im 19. Jahrhundert*, in: Karl Ditt/Rita Gudermann/Norwich Rübe (Hg.), *Agrarmodernisierung und ökologische Folgen: Westfalen vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*, Paderborn 2001, S. 427–449.

Jürgen G. Nagel, M.A., Wiss. Mitarbeiter und Lehrbeauftragter im Fach Geschichte an der Universität Trier, Teilprojekt ›Gewerbliche Verdichtung und Arbeitsmarkt im deutsch-niederländischen Grenzraum am Beispiel der feinen Wolltuchproduktion‹ im Rahmen des SFB 235 ›Zwischen Maas und Rhein‹. Publikationen zur Frühindustrialisierung, zur frühneuzeitlichen Stadtgeschichte und zur Europäischen Expansion, u.a.: (zus. m. Dietrich Ebeling), *Frühindustrialisierung zwischen Rhein und Maas. Überlegungen zu einer neuen Wirtschaftskarte der nördlichen Rheinlande um 1812*, in: *Rheinische Vierteljahrsblätter*, 61. 1997, S. 175–204; (zus. m. Martin Schmidt), *Raumstrukturen der rheinischen Frühindustrialisierung. Neue Methoden zur Nutzung serieller Quellen in Verbindung mit zeitgenössischen Karten*, in: Dietrich Ebeling (Hg.), *Historisch-thematische Kartographie. Konzepte, Methoden, Anwendungen*, Bielefeld 1999, S. 110–125; *Kota, Kampung und fließende Grenze. Einige Überlegungen zur frühneuzeitlichen Stadtgeschichte Indonesiens*, in: Angela Giebmeier/Helga Schnabel-Schüle (Hg.), ›Das Wich-

tigste ist der Mensch«. Festschrift für Klaus Gerteis zum 60. Geburtstag, Mainz 2000, S. 153–180.

Hannelore Oberpenning, Dr. phil., Lehrbeauftragte für Neueste Geschichte und Assoziiertes Mitglied des Instituts für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS) der Universität Osnabrück. Publikationen zur Arbeitsmigration im 18. und 19. Jahrhundert, zur Zuwanderung und Eingliederung von Flüchtlingen, Vertriebenen und Aussiedlern, zur Migration im kommunalen Raum sowie zur historischen Regionalforschung, u.a.: Migration und Fernhandel im ›Tödden-System‹. Wanderhändler aus dem nördlichen Münsterland im mittleren und nördlichen Europa des 18. und 19. Jahrhunderts (Studien zur Historischen Migrationsforschung, Bd. 4), Osnabrück 1996; Das ›Modell Espelkamp‹ – Zur Geschichte der sozialen und kulturellen Eingliederung von Flüchtlingen, Vertriebenen und Aussiedlern, in: Jan Motte u.a. (Hg.), 50 Jahre Bundesrepublik – 50 Jahre Einwanderung. Nachkriegsgeschichte als Migrationsgeschichte, Frankfurt a.M./New York 1999, S. 31–55; Gewerbliche Warenproduktion und ländlicher Wanderhandel im 18. und frühen 19. Jahrhundert, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte, 71. 1999, S. 169–186; Pendler zwischen Heimat und Fremde: zur Lebens- und Arbeitswelt von Wanderhändlern im 18. und frühen 19. Jahrhundert, in: Uwe Meiners u.a. (Hg.), Fremde in Deutschland – Deutsche in der Fremde, Begleitband zur Ausstellung, Cloppenburg 1999, S. 147–155; »Wohltat und Verderb des ganzen Landes« – Wanderhandel und Wirtschaft bei Justus Möser, in: Möser-Forum, 3. 2001, S. 263–280.

Martin Schmidt, M.A., Wiss. Volontär am Rheinischen Industriemuseum in Euskirchen. Publikationen zur Proto- und Frühindustrialisierung im regionalen Kontext sowie zur Entwicklung von Software für die historischen Wissenschaften, u.a.: Burtscheid. Eine Manufakturstadt um 1812, Geschichtlicher Atlas der Karte und Beiheft VII/8, Köln 1997; (zus. m. Dietrich Ebeling), Das WWW-Datenbanksystem ARASS und die PC-Software Magellan-GIS. Ein Datenmanagementsystem nicht nur für die historischen Wissenschaften, in: Karl Jakobs/Klaus-Dieter Kleefeld (Hg.), Informationssysteme für die angewandte historische Geographie (Aachener Informatikberichte, 1999/6), Aachen 1999, S. 68–81; Tuchmanufakturen im Raum Aachen. Frühneuzeitliche Werkbauten als Spiegel einer Betriebsform zwischen Verlag und zentralisierter Produktion, in: Dietrich Ebeling (Hg.), Aufbruch in eine neue Zeit. Gewerbe, Staat und Unternehmer in den Rheinlanden des 18. Jahrhunderts (Der Reiß im Himmel. Clemens August und seine Epoche, Bd. 8), Köln 2000, S. 129–164.

Annemarie Steidl, Mag. Dr. phil., Post-Doc-Stipendiatin im Graduiertenkolleg ›Migration im modernen Europa‹ am Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS) der Universität Osnabrück und Lehrbeauftragte an der Universität Wien. Derzeitiges Projekt: ›Migration to North America, Internal Migration, and Demographic Structures in Late Imperial Austria‹. Publikationen zur Handwerks-, Geschlechter- und Migrationsgeschichte sowie zu quantifizierenden Geschichtswissenschaften, u.a.: Probleme und Möglichkeiten, über Frauenarbeit im ländlichen Handwerk zu sprechen, in: Katherina Simon-Muscheid (Hg.), ›Was nützt die gelernte Schusterin dem Schmied‹. Frauen im Handwerk vor der Industrialisierung, Frankfurt a.M./New York 1998, S. 117–130; Regionale Mobilität der städtischen Handwerker. Die Herkunft Wiener Lehrlinge/Lehrmädchen, Gesellen und Meister im 18. und 19. Jahrhundert, Diss. Wien 1999; ›...Trost für die Zukunft der Zurückgelassenen‹. Die Funktion der Witwenpensionskassen im Wiener Handwerk im 18. und 19. Jahrhundert, in: Josef Ehmer/Peter Gutschner (Hg.), Das Alter im Spiel der Generationen. Historische und sozialwissenschaftliche Beiträge, Wien/Köln/Weimar 2000, S. 320–347.

Andreas Weigl, Mag. phil. Dr. rer. socioec., Univ. Dozent am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien. Publikationen zur historischen Demographie und zur Wirtschaftsgeschichte, u.a.: (zus. m. Peter Eigner), Die Österreichische Postsparkasse als Modell? Möglichkeiten und Grenzen der Implementierung einer Finanzinnovation, in: Harald Wixforth (Hg.), Sparkassen in Mitteleuropa im 19. und 20. Jahrhundert (Geld und Kapital. Jahrbuch für mitteleuropäische Banken- und Sparkassengeschichte 1998), Wien 1998, S. 11–60; Demographischer Wandel und Modernisierung in Wien, Habilitationsschrift Universität Wien 2000; Wien im epidemiologischen Übergang: ein mitteleuropäischer Weg in die Moderne, in: Jörg Vögele/Wolfgang Woelk (Hg.), Stadt, Krankheit und Tod. Geschichte der städtischen Gesundheitsverhältnisse während der Epidemiologischen Transition (vom 18. bis ins frühe 20. Jahrhundert) (Schriften zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 62), Berlin 2000, S. 159–185; (Hg.), Wien im Dreißigjährigen Krieg. Bevölkerung – Gesellschaft – Kultur – Konfession (Kulturstudien. Bibliothek der Kulturgeschichte), Wien/Köln/Weimar 2001; Residenz, Bastion und Konsumtionsstadt: Stadtwachstum und demographische Entwicklung einer werdenden Metropole, in: ebd., S. 33–105.

Hermann Zeitlhofer, Mag. Dr. phil., Historiker und Lehrbeauftragter am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, derzeit Wiss. Mitarbeiter des Forschungsprojektes ›Migration to North America, Internal Migration, and Demographic Structures in Late Imperial Austria‹ an der Universität Salzburg. Publikationen zur Sozialgeschichte Böhmens in der

Frühen Neuzeit und zur Proto-Industrialisierung, u.a.: (zus. m. Dana Štefanová), Alter und Generationenbeziehungen in Böhmen. Zum Ausgedinge in nord- und südböhmischen Dörfern in der Frühen Neuzeit, in: Josef Ehmer/Peter Gutschner (Hg.), *Das Alter im Spiel der Generationen. Historische und Sozialwissenschaftliche Beiträge*, Wien/Köln/Weimar 2000, S. 231–258; *Besitztransfer und sozialer Wandel in einer ländlichen Gesellschaft der Frühen Neuzeit. Das Beispiel der südböhmischen Pfarre Kapličky, 1640–1840*, Diss. Wien 2001; (Hg. zus. m. Markus Cerman), *Soziale Strukturen in Böhmen in der Frühen Neuzeit (Sozial- und wirtschaftshistorische Studien, Bd. 27)*, Wien [2002].